Digitized by the Internet Archive
in 2014

https://archive.org/details/tzarogy131bibr

Tzarogy.

Erster Band.

Tzarogy.

Roman

von

Ernst Freiherrn von Bibra.

Erster Band.

Jena und Leipzig,
Hermann Costenoble.
1865.

RBR
Jantz
#1083

Erstes Kapitel.

Wie viele Tausend und Abertausend von Seiten sind beschrieben und bedruckt worden mit dem Lobe des Frühlings, des Frühlings, den man die Zeit der Hoffnung und der Minne genannt, und mit unzähligen anderen süßen Namen überschüttet hat.

Dann hat man den Herbst besungen, vielleicht bisweilen sogar mehr aus ökonomischen Gründen, als aus poetischen, indem man an die glücklich beendeten Ernten gedacht hat, an das Einheimsen von Kraut, Kartoffeln und allerlei anderer Feldfrucht, was sich ausnehmend dichterisch behandeln läßt, im Falle man sich nicht etwa selbst in der Lage befindet, an der Spitze von einem Dutzend störrischer, unreinlicher, widerhaariger und fauler Bauernknechte diese ländlichen Beschäftigungen zu leiten. Da ferner wohl die überwiegende Mehrzahl von Schriftstellern das Glück hatte, mit

mehr oder weniger Erfolg eine classische Erziehung zu genießen, so ist es nicht undenkbar, daß diese der erwähnten Jahreszeit eine dankbare Erinnerung bewahrt haben, in Anbetracht der Schulpforten, welche hinter ihnen sich in derselben schließen, und des Glückes, welches sie empfanden, indem sie, den unvermeidlichen, sonst verpönten, Stock in der Rechten und das Ränzchen auf dem Rücken, über Berg und Thal wanderten. Denn selbst Gegend und Natur, die an und für sich so jämmerlich sind, daß sie kaum würdig, solche Namen zu führen, erscheinen uns unter gedachten Umständen als ein Paradies.

Was endlich den Winter betrifft, so hat selbstverständlich auch dieser alte Geselle seine Lobredner gefunden, ja, in Betracht, daß er unbedingt die abscheulichste Jahreszeit, sogar unverhältnißmäßig viele. Man hat seine reine und frische Luft belobt, ohne der Schnupfen und Rheumatismen zu erwähnen, welche sie mit sich bringt. Man hat die mit Schnee bedeckte, glitzernde Fläche gepriesen, man hat Eiszapfen mit Bergkrystallen, den Reif mit Diamanten, und gefrorene Fensterscheiben mit Blumen verglichen, aber man hat nichts gesagt von erfrorenen Nasen und Ohren, und hat vergessen, die Annehmlichkeit der Frostbeulen zu

schildern, so wenig als man von der kostspieligen Beschaffung des betreffenden Brennmaterials gesprochen hat.

Magere Jünglinge endlich, in fadenscheinigen Röcken, behaupten, daß die frische freie Winterluft einzig im Stande sei, ihr wallendes Feuerblut zu külen, während ältere, fette Persönlichkeiten über den Winter sich in anerkennender Weise aussprechen, weil sie weniger transpiriren, als zu einer andern Jahreszeit.

Unbedingt hat man des Sommers aber am seltensten erwähnt, ihn am wenigsten geschildert, belobt und gepriesen, was doppelt unbegreiflich, da er nicht blos eine schöne, sondern auch in der That eine große Rarität ist, für unser deutsches Vaterland nämlich, in welchem er sich durchschnittlich höchstens alle drei Jahre einmal in seiner wirklichen Gestalt einzufinden pflegt, in der wir ihn für die allerbeste Jahreszeit zu halten keinen Anstand nehmen.

Aus diesem Grunde empfinden wir ein aufrichtiges Vergnügen, dem sehr geehrten Leser mittheilen zu können, daß unsere Geschichte mitten in einem, wirklich wunderschönen Sommer beginnt, und zwar in den ersten Decennien des laufenden

Jahrhunderts, auf dem Lande und mitten im Grünen.

Ja, es war vielleicht selbst ein wenig zu grün, indem die breiten Wege des großen und weitläufigen Gartens, in welchem wir uns befinden, statt mit Sand bestreut zu sein, mit Gras und Unkraut bedeckt waren, und nur in ihrer Mitte einen schmalen, einigermaßen betretenen Pfad boten, indem die Beete, welche längs dieser Wege sich hinzogen, an demselben Fehler litten, und endlich weil verschiedene Götter und Göttinnen aus weißem Sandstein sich mit einem grünen Moosteppiche bedeckt hatten, ohne Zweifel aus Schamhaftigkeit, da die Hand des Künstlers sie allzuspärlich bekleidet hatte.

Der Besitzer aller dieser grünen Sachen war Herr Wilhelm von Vorland, den wir, an der Seite seiner Frau Franziska in einer kleinen, indessen ziemlich gut gepflegten Laube sitzend, finden, rauchend, plaudernd zu Zeiten, und dann wieder längere Zeit von der Höhe der Laube aus sein Besitzthum schweigend überblickend, was gut anging, da dieselbe auf einem kleinen, künstlich angelegten Hügel errichtet war, welchen man den Schneckenberg zu nennen pflegte.

Der Garten hatte einen bedeutenden Umfang,

und wurde deshalb gewöhnlich Park genannt, und man hatte Sorge getragen, ihn noch größer erscheinen zu lassen, als er wirklich war, indem ein Theil der ihn umgebenden Mauern mit Strauchwerk und Bäumen verdeckt war, welche die Ausläufe einer wirklichen Parthie von Waldbäumen waren, und auf der andern Seite, indem man verschiedene vom Schlosse auslaufende Gartenwege dort um einige Schritte breiter gemacht hatte, als an ihrem Ende, was dieselben um die Hälfte länger erscheinen ließ, als es in der That der Fall war.

Das war zu jener Zeit ein nicht selten angewendeter Kunstgriff, der freilich, kam man auf den Gedanken, bis an's Ende der betrüglichen Perspectiven zu spazieren, in nichts zerfiel, ja den unglücklichen Weg jetzt selbst kürzer erscheinen ließ, als er wirklich war.

Das Schloß selbst, zu dessen Verherrlichung eigentlich diese optische Täuschung angebracht worden war, ein unmäßig großes, dreistöckiges, im Style des vorigen Jahrhunderts aufgeführtes Gebäude, trug undankbarer Weise die Schuld an der Verwilderung des Gartens, es war die Ursache der mit Unkraut bewachsenen Wege, der in schlechtem Zustande befindlichen Beete, der mit Moos über-

zogenen griechischen Götter, und endlich, einfacher gesagt, der Verarmung der Familie Vorland selbst.

Wir haben ähnliche Verhältnisse bereits einige Male geschildert, aber leider sind wir ihnen noch viel öfter begegnet, und wir können deshalb nicht umhin, ihrer hier nochmals mit einigen Worten zu gedenken, und es genügen deren wenige, die Sachlage zu kennzeichnen.

Der Großvater des Herrn Wilhelm hatte sein altes, jetzt nur noch in Trümmern vorhandenes Schloß verlassen, das neue erbaut, und sich dabei fast gründlich und gänzlich ruinirt.

Nach dem Beispiele vieler anderer Thoren hatte er einige Monate in Paris zugebracht, um dort deutsche Sitte mit französischer zu vertauschen, und so oft er in die Heimath zurückkehrte, fand er sich unbehaglicher in seinen alten Mauern.

Zu der Thorheit gesellte sich später der Hochmuth, und während er anfänglich blos während seines Aufenthalts in Frankreich die leichtfertigen Vergnügungen seiner französischen Freunde getheilt hatte, schämte er sich jetzt zu Hause seines einfachen Lebens.

Dann waren ihm auch bereits Andere mit schlimmen Beispielen vorangegangen.

Man hatte die alten Wohnsitze der Väter ver-

lassen und hatte sich moderne, weitläufige Wohnungen gebaut, und während man sich glücklich fühlte, wenn irgend ein Schmeichler diese ungemüthlichen Bauten ein Palais nannte, war man meist bereits schon zu Grunde gerichtet.

Das Schicksal des alten Herrn von Vorland war ganz dasselbe.

Zuerst berieth er sich mit seinen Amtleuten, welche ihm unbedingt zustimmten, denn einmal wußten sie, daß er dennoch seinem Kopfe folgen würde, zweitens — Profitchen fallen stets ab bei dergleichen! Dann wurde ein Baumeister gerufen, der prachtvolle Pläne vorlegte und die billigsten Veranschläge. Der alte Vorland hatte niemals so sehnsüchtig auf den Frühling gewartet, als in jenem unglücklichen Baujahre. Die Förster schlugen Holz, die Pächter fuhren mächtige Werkstücke zum Bauplatze, aus Frankreich kamen Muster von Tapeten, Zeichnungen von kostbaren Kronleuchtern und zierliche Modelle von vergoldeten Möbeln. Die Amtleute endlich ihrerseits zogen Gelder ein, kündigten Capitalien, und entwarfen kunstreiche finanzielle Pläne.

Jetzt begann das neue Palais aus dem Boden zu steigen, fast so rasch wie die Schwindelbauten der Gegenwart.

Vor Allem eine Colonnade an dem großartigen Thore, dann ein riesiges Stiegenhaus und breite Doppeltreppe, Marmorsäulen, Grotten, an der Decke: festliche Götterkneipe der vereinigten römischen und griechischen ächten Gottheiten und der beigezogenen Herren Halbgötter und Helden. Zötchen und Zoten, mehr unverschämt als sinnreich, angebracht in Ecken und Rand.

Was die Eintheilung der Stockwerke betraf, so war das Erdgeschoß für Küche und Speisekammer, so wie für die zahlreich anzuschaffende Dienerschaft bestimmt. Die Bel-Etage für die hohe, und, wer weiß was geschehen kann, vielleicht selbst für die höchsten Herrschaften; der zweite Stock endlich sollte dienen, den Schwarm der Gäste aufzunehmen, welche nicht ermangeln würden, sich in ungeheurer Anzahl einzufinden.

Man gelangte richtig bis zu diesem zweiten Stocke, und vollendete selbst das Dach, sogar einige Gemächer der Bel-Etage wurden mit fürstlichem Luxus ausgestattet, dann aber war man fertig, wenn auch nicht mit der vollständigen Einrichtung, doch mit Vermögen und Credit, und statt von den höchsten Herrschaften, den verehrten Gästen und der zahlreichen Dienerschaft, ward das neue Palais von einer schlimm beleumundeten Person, dem Seque-

ster bewohnt, und die Reihenfolge der Vorgänge, welche dieses unerquickliche Endresultat herbeigeführt, war einfach folgende:

Als man zur Hälfte des Baues gekommen, waren bereits alle vorhandenen Baarvorräthe und Capitalien verschwunden.

Jetzt wurden die Wälder gelichtet und die Ernte auf dem Halme verkauft, worauf man der letztere einen Theil der Aecker folgen ließ, und diesen manch' hübschen Waldgrund.

Dann kamen und gingen Juden, in beschnittenem und unbeschnittenem Formate, und endlich nahm das erwähnte Symbolum Besitz von dem mit Mühe und Noth erbauten Palais, während Herr Vorland, da die alte Burg seiner Väter längst auf den Abbruch verkauft worden war, in einem bescheidenen Zimmer des Erdgeschosses sich nothdürftig eingerichtet hatte.

Ihr fragt: Ist es möglich, gelinde gesagt, so gedankenlos zu handeln?

Geht heutzutage durch die Straßen einer großen Stadt, die, wie man zu sagen pflegt, im erneuten Aufblühen begriffen ist, und Ihr werdet die Antwort finden.

Was den alten Herrn von Vorland betrifft, so starb er einige Jahre später in Kummer und

Noth; sein Sohn rang rüstig, ohne eben besondere Erfolge zu Stande zu bringen, und als auch er endlich seinem Sohne Wilhelm das neue Schloß und den Sequester hinterließ, konnte dieser, eben in seinem fünfzigsten Jahre, die Hoffnung hegen, nach Verlauf von weiteren Hundert die übrig gebliebene Hälfte des früheren Besitzes schuldenfrei zu sehen.

Kehren wir jetzt zu dem Manne zurück, welcher sich im Besitze so reizender Hoffnungen befand.

„Niemand kann behaupten," sagte er mit gerunzelter Stirn, „daß ich meine Tochter verkauft habe — —"

„Aber Wilhelm," versetzte die Frau von Vorland, „ich bitte Dich um Gottes willen, sei doch vernünftig, es fällt ja wahrhaftig keinem Menschen ein, das zu sagen, oder auch nur zu glauben. Alle Welt weiß ja, daß sich die jungen Leute liebten, und daß wir gewiß, anfänglich wenigstens, eher gegen als für das Verhältniß waren."

„Meine liebe Franziska," sagte Vorland, „Du kennst die Menschen nicht. Drüben ist der reiche Nachbar, und sein Sohn will unsere Johanna, die Erbin jenes verfluchten Steinhaufens, dieses wüsten Gartens, einer mäßigen Anzahl verpfändeter Grundstücke und einer großen Menge von Schulden.

Gebe ich ihm das Kind, so werden sie sagen: Welch' ein Glück für den armen adeligen Schlucker, den Herrn von Habenichts auf Lumpenhausen — —"

„Pfui," fiel die Freifrau ein, „sogar im Scherze soll man nicht so von sich selbst sprechen."

Herr Wilhelm machte eine abwehrende Bewegung mit der Hand: „Laß mich ausreden!

„Gebe ich es ihm nicht, so werden sie rufen: Seht den hochmüthigen alten Narren, hat nichts zu nagen und zu beißen, und scheucht den reichen Freier von seiner Thür.

„Vielleicht sagen sie auch, ich habe die Johanna verkauft wider ihren Willen, oder, wer weiß, wir hätten durch allerlei Fallstricke und Lockungen den jungen Mann an uns gezogen. Was soll man da thun?"

„Genau das, was wir gethan haben," erwiderte Frau Franziska. „Unsere Tochter nicht dem ersten Besten an den Hals werfen, weil er reich ist, eben so wenig aber sie ihm aus diesem Grunde verweigern, wenn er ein braver junger Mann ist. Und Du weißt selbst, daß Ludwig das ist."

„Hm, ja, das ist nicht zu läugnen," sagte Herr Wilhelm.

„Und daß sich die Kinder aufrichtig lieben!"

„Wieder wahr," erwiderte er, ohne Zweifel merkend, daß er in die Enge getrieben wurde, „aber," setzte er hinzu, „Liebe macht nicht immer glücklich!"

„Uns hat sie glücklich gemacht, trotz mancher Sorge," sagte die Freifrau, indem sie ihrem Gatten die Hand reichte, „und das wird sie allenthalben thun, wo sie nicht durch beider Theile Schuld zu fliehen gezwungen ist. Ich habe es Dir nie vergessen, daß Du mich genommen als ein blutarmes Ding, arm, ärmer als arm, weil —"

„Teufel," rief Herr Wilhelm lachend, „Du thust ja gerade, als ob ich ein Millionär gewesen wäre, während Du Dich plagen mußtest Dein Leben lang, ja manchmal zuverlässig Dich selbst mehr quältest, als nöthig. Aber weißt Du, warum mir vorhin die Grillen durch den Kopf fuhren? Ich habe Allerlei gehört, was man in der Umgegend spricht über die Brautschaft der Kinder, und das hat mich geärgert."

„Hast Du jemals von einer Brautschaft gehört," versetzte die Freifrau, „die allen Leuten recht, sondern die man nicht vielmehr bekrittelt

und getadelt von allen Seiten? Das darf uns nicht anfechten. Aber gehen wir jetzt?"

Vorland nickte zustimmend, und sie gingen.

Es war ein alter Gang, den die beiden Leute gingen, eine alte Gewohnheit, die, wie Alles auf der Welt, einmal jung gewesen, jetzt aber alt geworden war wie sie selbst, aber eben deshalb unentbehrlich, und ihnen so lieb und so jugendlich erscheinend, wie am ersten Tage.

Es war ein einfacher Spaziergang durch Feld und Wald, der am Tage, als Herr Wilhelm seine junge Frau eingeführt in sein Haus, zum ersten Male gemacht, und dann später, erlaubte es nur halbwege das Wetter, täglich wiederholt wurde.

Ein eigenthümliches, wunderbar beglückendes Gefühl liegt in dem Gedanken, ein junges geliebtes Weib, das man vielleicht dem Schicksale mühsam abgerungen, einzuführen in sein Eigenthum, sei es nun groß oder klein, um ihm zu sagen: „Sieh', das Alles gehört jetzt Dein!" Und als Herr Wilhelm an seinem Hochzeitstage diese, an und für sich zwar nicht kostspielige, zu Zeiten aber von schweren Folgen begleitete, mündliche Schenkungs-Urkunde seiner Franziska ausgestellt, sprang diese wie ein junges Reh und außer sich vor Ver-

gnügen durch die kahlen, öden und unerquicklichen Räume des neuen Schlosses.

Das war nicht besonders zu verwundern.

Sie war aufgewachsen in einem Dachstübchen, das ihr Vater bewohnte, ein alter mit Wunden bedeckter Major, der von einer kleinen, spärlichen Pension lebte, und als er endlich starb, ihr nichts hinterließ, als einen alten Namen, den er, als jüngerer Sohn, mit Ehren geführt.

Dann hatte sie mit Aerger und Widerwillen eine entfernte Verwandte aufgenommen, die aus Geiz ein Stübchen ebener Erde bewohnte, noch kleiner als jene Dachstube, aber nicht hell und luftig wie diese, sondern dunkel und dunstig.

Und jetzt war sie glückliche Besitzerin geworden von fünfzig und wohl noch mehreren Stuben, die alle fast Säle zu nennen, mit mächtigen Flügelthüren und mit fast ungebührlich hohen Fenstern.

Freilich machte Herr Wilhelm sie lächelnd aufmerksam, daß dies auch Alles sei, und in allen diesen himmlischen Gemächern weder Stuhl noch Tisch.

Aber sie rief jubelnd, daß sich das Alles finden werde, und daß der König selbst kein so herrliches Schloß besitzen könne, als ihr Herr und Geliebter, und als sie endlich in die paar Gemächer gelangte, welche man wirklich eingerichtet,

und die der Sequester, merkwürdiger und unbegreiflicher Weise, zu entmöbeln unterlassen hatte, gerieth sie in ein sprachloses Entzücken.

Dann aber schlug ihr der junge Mann einen Gang in's Freie vor.

Trotz der Freude, die sie empfand, war es ihm dennoch fast peinlich, jene Ruine, deren Erschaffung die Verarmung seiner Familie herbeigeführt, zu betreten, und draußen in Feld und Holz war es besser.

Zum Theil wenigstens, wenn auch nicht ganz! Denn hatte man ihm auch einen gewissen, mäßigen Antheil an Acker und Feld überlassen, so war doch der überwiegende bewirthschaftet, zu Gunsten der Gläubiger und deren Erben. Herr Wilhelm aber empfand stets ein gewisses Mißbehagen, wenn er auf diese Felder blickte und der Schulden gedachte, die des Großvaters Schuld auf den Enkel gehäuft.

Also schlug er, seine junge Frau geleitend, allerlei sonderbare Wege und Umwege ein, so viel als möglich jene verfänglichen Grundstücke vermeidend, da er den festlichen Tag sich nicht durch deren Anblick verderben wollte.

Merkwürdiger Weise aber gingen die jungen Leute am folgenden Tage, ohne sich weiter zu be-

sprechen, denselben Weg, dann den nächstfolgenden, und so täglich, erforderte nicht gerade ein Geschäft ihre Anwesenheit an irgend einem andern Platze, und dann war es ihnen, als seien sie eben an einem solchen Tage gar nicht spazieren gegangen.

So schritten sie heute wieder friedlich ihre gewohnten Pfade, und es schien ihnen, als sei Alles genau so, als es gewesen an jenem reizenden Sommertage, an welchem ihr Honigmonat begonnen, und hatte sich gleichwohl auch Manches verändert, so war doch eigentlich die Hauptsache noch wirklich dieselbe.

Freilich waren die Erlen am Ufer des Baches größer geworden, der Bach aber selbst lief geschäftig und murmelnd seinen Weg, wie dazumal, an den röthlichen Wurzeläsien vorüber, sprang eilig über die glänzenden Kiesel, und wand sich mit vieler Geschicklichkeit durch den grünen Wiesengrund.

Da lagen auch noch die großen Steine, welche die Brücke ersetzten, mitten in den plätschernden Wellen, und eben so, wie es am ersten Tage geschehen, reichte Herr Wilhelm auch heute seiner Franziska die Hand, als sie dort die glatten und abgerundeten Steine betrat. Sie wäre wohl jetzt

nicht mehr gestrauchelt, aber es hätte sie befremdet, wäre er ihr nicht zu Hülfe gekommen, wie am ersten Tage. Das Einzige, was anders geworden mit den Jahren, war, daß er früher sein Töchterchen Johanna, wenn sie die Eltern begleitete, auf seinen Armen über das Wasser trug, und daß sie jetzt fast geschickter und rascher als er selbst über die Steine hinwegsprang. Da sie aber heute nicht um die Wege, war Alles so wie in alter Zeit.

Was die Felder betraf, an welchen vorüber der Weg führte, hatte man den Wiesenplan verlassen, so waren sie freilich nicht so beständig wie jene. Bald wogte langhalmiger Roggen auf ihnen, bald der Segen des goldenen Weizens, oder der zierliche Hafer, wohl auch der Raps mit seiner goldgelben Blüthenpracht, oder duftender Klee, während die derbe Futterrübe*) eilig noch den Spätsommer und Herbst benutzte, um zu reifen, und selbst die erste Fröste heroisch überwand.

---

*) Mögen die geehrten Herren Landwirthe, welchen vielleicht zufällig diese Blätter in die Hand fallen, uns diese, ohne Zweifel einigermaßen sonderbare Art des Fruchtwechsels zu Gute halten, welche wir auf der Vorlander Markung eingeführt haben.

Das Thiervolk aber blieb sich gleich und treu, dienend oder scherzend, je nach Beruf.

Im sonnigen Winkel des Schloßhofes summten die Bienen: „Wir geben Dir süßen Honig, Frau Franziska, und goldenes Wachs, das magst Du wohl gebrauchen im kalten Winter, wenn wir schlafen und träumen.“ Und sie war ihnen dankbar und versprach, sie zu schonen, so viel es eben möglich sei.

Draußen auf dem duftigen Wiesengrün schwirrten die Käfer, summend und brummend: „Sieh' her, Frau Franziska, auf unsre goldgrüne Flügelpracht. Hast Du so etwas gesehen auf Deinem Dachstübchen, oder im dunkeln Kämmerlein bei der geizigen Muhme, drinnen in der Stadt?“

Da freute die Frau sich jedes Jahr auf's Neue ihrer Freiheit, und gedachte, wie sie fröhlich zum ersten Male auf die schimmernden Gesellen geblickt.

Dann riefen die Schmetterlinge: „Wir sind schöner als die Käfer! Sieh' uns nur an, wie wir fliegen, wie wir, uns auf den Blumenkelchen wiegend, mit den Flügeln schlagen, wie das funkelt, wie das glänzt!“

Aber Frau Franziska sprach verständig: „Jedes in seiner Art,“ und belobte dann unaufgefordert

die Grille, weil sie noch artiger sänge, als zu Hause das Heimchen am Herde.

So war's auch mit den Vögeln, die Sang und Gruß brachten der jetzt fast zur Matrone gewordenen, wie früher der jungen Frau. Wie jenes Mal schüttelte noch jetzt Frau Franziska ihre paar Gröschlein in der Tasche, wenn der Kukuk rief, oder sie sang: „Kuckuk, sag' mir wahr, wie viel ich noch lebe Jahr'!" Das hatte sie aber Beides erst draußen auf dem Lande gelernt, denn in der Stadt kannte sie blos den hölzernen Kuckuk auf der Schwarzwälder Uhr der Muhme, der die Mittagszeit ankündigte, so wie das magere Wasserfüpplein, das ihr ungern gegönnt war. Aber auch draußen dauerte es manches Jahr, bis sie den ersten wirklichen zu Gesicht bekam, denn der Kuckuk ist scheu und läßt sich kaum sehen vor den Menschen, da er sich seiner schlimmen Manieren schämt, die zum Sprüchworte geworden.

Die Bachstelzen machten es freilich anders, denn sie blieben vertraulich sitzen, oder flogen, kamen die Spaziergänger ihnen allzu nahe, höchstens auf einen nicht weit entfernten Stein im Bache, artig sich wiegend und schaukelnd mit ihrem langen Schweifgefieder.

Dann sang die Lerche, hoch zu den Wolken sich hebend, ihren lieblichen Gruß, und im Busche die Drossel ihr einfaches und dennoch kunstreiches Lied. Im hellen Waldrevier aber ertönte alljährlich der heisere Ruf des Hähers, das Klopfen des Spechts und der Liebesruf der wilden Taube. Alles genau so, wie in den ersten Liebes- und Ehestandstagen des Herrn Wilhelm und der Frau Franziska, und so war es wohl die Gewohnheit, vielleicht auch die Erinnerung, welche ihnen den täglichen Gang stets lieb und erfreulich erscheinen ließ.

An jenem ersten Tage aber hatte der junge Mann, als weitestes Ziel des Wegs, seine Franziska zu den Trümmern der alten Burg geführt, die man zerstört hatte, um die Bausteine zu verkaufen und das mächtige Balkenwerk, und eine wehmüthige Freude ergriff ihn, als die junge Frau ihr Bedauern aussprach über die Verwüstung, und meinte, daß sie hier wohl lieber wohnen würde, als drüben in dem herrlichen Schlosse.

„Wenn wir wieder recht reich werden, bauen wir's wieder auf," sagte sie, und er versetzte lächelnd:

„Ja, und verarmen auf's Neue!"

Aber sie schritt frisch an's Werk, und begann sogleich einen trefflichen Luftschloßbau, besser

vielleicht, als manche steinerne Gothik der Gegenwart.

Indessen war in Wirklichkeit nichts gebaut worden dort am Platze, als eine Laube, zuerst begonnen von den kindlichen Händen der kleinen Johanna, und jetzt mit den Jahren größer geworden und lieblicher, als das zur Jungfrau erblühte Kind selbst.

Nachdem bei dem heutigen Gange, nach einer kurzen Rast in dieser Laube, die beiden Gatten sich wieder angeschickt hatten, den Heimweg anzutreten, sagte Frau Franziska:

„Johanna hat mir sagen lassen, daß sie morgen von der Tante Fortenberg zurückkommt, da müssen wir doch übermorgen, oder wenigstens in den nächsten Tagen hinüber zu den Stellenbach's. Die Kinder sind Brautleute, und trotzdem sehen wir, die Alten nämlich, uns oft vierzehn Tage nicht, kommt gleich der Ludwig fast täglich zu uns. Das ist nicht recht passend."

„Freilich," versetzte Herr von Vorland, „und dann, sobald als möglich, muß dem alten Keltenschmidt ein Besuch abgestattet werden. Ist der alte Patron gleichwohl nicht auf das Feinste gehobelt, so macht er doch, Anderen gegenüber, allerlei Ansprüche, und er hat uns jetzt zweimal

besucht, während wir Monate lang gar nicht bei ihm waren."

„Ist das nicht eine Noth mit ein paar Besuchen," sagte Frau von Vorland, „und quält und plagt man sich, bis sie abgehaspelt sind. Wie muß es den Leuten in der Stadt erst zu Muthe sein, die von Haus zu Haus laufen, und des Tages hindurch wenigstens acht bis zehn Besuche machen?"

„Da bringt der Pluralis das Angenehme hervor," sagte Herr Wilhelm. „Hast Du nie die Geschichte gehört von dem Thoren, der hörte, daß man so sanft auf Federn ruhe? Er nagelte einen Gänsekiel auf ein Brett, und rief dann aus: Wenn man auf einer einzigen Feder schon so schlecht liegt, wie muß das erst auf vielen schlimm sein! Wir befinden uns in seiner Lage."

„Es paßt nicht ganz," erwiderte Frau Franziska lachend, „zum Theil aber magst Du nicht unrecht haben. Es ist mir aber immerhin lieber, wie wir es hier haben, als wie jene in der Stadt, und auf solche Weise plaudernd und schwatzend erreichten endlich Beide das Schloß. — —

Herr Peter Keltenschmidt, dem der Besuch der Vorland'schen Familie zugedacht war, war eine eigenthümliche Persönlichkeit. Man konnte zwar

nicht behaupten, daß sein Herkommen unbekannt oder räthselhaft sei, denn er stammte aus der einige Meilen weit entfernt liegenden, größeren Stadt, und man wußte, daß seine Eltern dort gelebt und brave Leute, mit einem, so viel bekannt, mittelmäßigen Vermögen gewesen seien.

Ueber sein eigenes Leben aber war, zum Theil wenigstens, ein gewisser räthselhafter Schleier gebreitet.

Er war als junger Mann in die Welt gegangen, hatte Jahre lang nichts von sich hören lassen, und war endlich, kurz vor dem Tode seiner Eltern, welche beide nicht lange nach einander starben, zurückgekehrt.

Selbstverständlicher Weise begannen jetzt von verschiedenen Seiten verschiedene Fragen laut zu werden, welche Herr Peter Keltenschmidt nach und nach, wenn auch in beharrlicher Schweigsamkeit, sämmtlich beantwortete.

Würde er das Geschäft, eine kleine Handlung, seines verstorbenen Vaters fortführen? Oder hatte er Reichthümer auf seinen Reisen erworben, welche ihn dieser Mühe überhoben? Würde er die wenigen Bekannten, welche er vor seiner Abreise hatte, aufsuchen und ihnen vielleicht interessante Mittheilungen über seine Fahrten machen? Oder wäre

es vielleicht bedenklich, ihm in diesem Punkte entgegenzukommen, im Falle seine Vermögensverhältnisse nicht die besten, und er sich bewogen fühlen dürfte, borgend an die Herzen alter Freunde anzuklopfen?

Endlich, natürlich nach Beseitigung dieser letzten Frage, war sein Herz noch frei? War er eine Parthie?

Die Beantwortung dieser Fragen geschah dadurch, daß Herr Keltenschmidt nach dem Tode seines Vaters dessen Laden schloß, bald darauf die noch vorräthigen Waaren auf dem Wege der Versteigerung verkaufen ließ, und das Ladengewölbe, so wie verschiedene andere Räumlichkeiten des Hauses mit allerlei sonderbarem Krimskrams anfüllte, welcher nach und nach in Kisten und Kasten aus der Ferne eintraf, und daß er auch in seiner Vaterstadt noch fortwährend ähnliche Dinge, Kunstsachen, Alterthümer und Raritäten aller Art aufzukaufen suchte.

Er mußte mithin Geld haben.

Was den Umgang mit seinen Freunden betraf, so war er schon als junger Mann in diesem Punkte ein sonderbarer Kauz. Heftig bisweilen und absprechend in hohem Grade, dann wieder ein unterhaltender, ja selbst ein liebenswürdiger Gesellschaf-

ter, war er aber auf einmal plötzlich verschwunden, mied allen Verkehr, und kam erst nach Wochen wieder zum Vorschein. Jetzt, nach seiner Zurückkunft, sah man ihn nur selten an irgend einem öffentlichen Orte, und wenn er bei solchen Gelegenheiten einmal schweigend und verschlossen war, und auf neugierige, seine Reisen betreffende Fragen nicht die geringste Antwort gab, so war er zu anderen Zeiten, wenn gleich seltener, ungemein redselig, und gab fabelhafte und fast ungeheuerliche Dinge zum Besten, aus welchen hervorzugehen schien, daß er fast alle bekannten und unbekannten Länder der Erde besucht und die hervorragendsten Persönlichkeiten der ganzen Welt kennen gelernt haben müsse, und daß er ferner im Besitze der kostbarsten und seltensten Merkwürdigkeiten sei.

Es kam bei solchen Gelegenheiten bisweilen vor, daß man, mit möglicher Schonung, Zweifel erhob über die Bekanntschaft Keltenschmidt's mit irgend einer Person, welche bereits gestorben war, als er selbst noch, als kleiner Peter, die Schule seiner Vaterstadt besuchte.

In solchen Fällen begnügte er sich einfach mit einem überlegenen Lächeln.

Wenn man aber zu anderen Zeiten eine allzu

auffällige Verwunderung kund gab über die eine oder die andere, angeblich in seinem Besitze befindliche kostbare Rarität, so nahm er bisweilen einige der Anwesenden mit in sein Haus, zeigte ihnen den betreffenden Gegenstand, und ließ sie nebenher flüchtige Blicke auf andere Schätze thun, welche die also Gewürdigten mit Staunen und Bewunderung erfüllten.

Aber diese Fälle waren selten, und für gewöhnlich war sein Haus für alle Welt verschlossen.

Während sich indessen auf diese Weise Gerüchte von seinem ungeheuern Reichthum in der Stadt verbreiteten, widersprach dem wieder sein Aeußeres und seine Lebensweise.

Er trug fadenscheinige und geflickte Kleider, durchlöcherte Schuhe, und seine Kopfbedeckung erfüllte alle jungen Leute, welche auf Bildung Anspruch machten und moderne Hüte trugen, mit gerechter Entrüstung, ja mit Verachtung.

Dazu kam noch, daß er, so viel man wenigstens bemerken konnte, sich der außerordentlichsten Sparsamkeit befleißigte und fast ärmlich lebte, und deshalb, und da er in diesem Punkte unverbesserlich erschien, entstanden in den Herzen jüngerer und älterer Jungfrauen mehrfache Zweifel, ob man ihn lieben und heirathen solle, welche dadurch noch

bedeutend gerechtfertigt wurden, daß er selbst das schöne Geschlecht auf die auffälligste Weise vernachlässigte.

Da man sich indessen mit der Zeit an Alles auf der Welt gewöhnt, so gewöhnte man sich endlich auch an die Eigenheiten des Herrn Peter Keltenschmidt, und man hätte vielleicht kaum mehr von ihm gesprochen, wenn sich nicht plötzlich das Gerücht verbreitet hätte, daß er sein Haus verkauft habe und binnen kurzer Zeit die Stadt zu verlassen gedächte.

Es geschah dies auch wirklich, und nachdem er sein neu erkauftes Besitzthum in der Nähe von Vorland's Gute bezogen hatte, wußten seine neuen Nachbarn anfänglich eben so wenig, was sie aus ihm machen sollten, als seine früheren in der Stadt.

Einige hielten ihn für arm, Andere für einen Krösus, und während ihn die Geistlichen für einen Heiden und Ungläubigen erklärten, die Juristen für einen in Ruhestand versetzten Räuberhauptmann, und die Bauern für einen Hexenmeister, behaupteten einige Schlauköpfe, daß er nichts weiter als ein großer Narr sei.

Da aber Herr Peter seinerseits indessen alle diese, eigentlich wenig schmeichelhaften Meinungen vollständig zu ignoriren schien, und sich nicht so

streng abgeschlossen hielt, als in der Stadt, ließ man fünf gerade sein, pflegte und, ließ er sich irgendwo blicken, selbst freundlichen Umgang mit ihm.

Das Haus, welches er sich gekauft hatte, lag unfern eines Waldes, auf einer mäßigen Anhöhe, und war für einen Mann seiner Art wie geschaffen.

Es war eine jener kleinen, burgartig aufgeführten Bauten, wie sie in der letzten Hälfte des sechszehnten Jahrhunderts aufgeführt wurden, zu welcher Zeit man in der That keiner eigentlichen Burgen mehr bedurfte, um sich einzuschließen und zu schützen, in welcher man aber, gewissermaßen aus Gewohnheit, jenen Styl noch beibehalten hatte, etwa so wie der Brustharnisch noch zur Zeit des Perrückenwesens bei festlichen Gelegenheiten getragen wurde.

Umgeben mit Wall, Graben und obligater Zugbrücke, erhob sich das Schloß, mit Einschluß des Erdgeschosses, dreistöckig, im Viereck erbaut und flankirt von vier Thürmen, und bot dem Besitzer einerseits ziemlich sichern Schutz und auf der andern Seite reichlichen Raum zur Aufstellung seiner Sammlungen, welche, wie man vermuthete, das ganze Schloß ausfüllten.

Wir sagen: wie man vermuthete, denn in der That hatte Niemand, so lange Keltenschmidt das-

selbe in Besitz hatte, seine ganze Sammlung zu Gesicht bekommen, oder alle Räume des Schlosses betreten, obgleich er nicht ungern Besuchern einen Theil seiner Schätze zeigte.

Nach den zusammengefaßten Aussagen dieser Beschauenden mußte sich indessen eine ungeheuere Menge der außerordentlichsten Dinge dort aufgestapelt finden, und obgleich es sich häufig traf, daß Leute eben das zu sehen bekamen, wovon sie gerade am allerwenigsten verstanden, so wurde dennoch die Reichhaltigkeit der Sammlung von Jedermann bestätigt.

Er besaß Rüstungen und Waffen aller Nationen, Glas- und Porzellangeräthe aus allen Jahrhunderten, fabelhafte Pretiosen und Schmuckgegenstände, Mumien, ausgestopfte Thiere, Mineralien, Muschelsammlungen, physikalische und optische Instrumente, Mißgeburten, Gemälde der berühmtesten Meister, Kupferstiche, Automaten und Gegenstände, welche ihren Werth dadurch erhielten, daß sie sich im Besitze berühmter oder berüchtigter Personen befunden hatten.

Was übrigens Herrn Keltenschmidt betraf, so war sein Aeußeres wo möglich noch ärmlicher und vernachlässigter, als vorher in der Stadt, und er hielt es, wie er häufig zu sagen pflegte, für eine

der größten Annehmlichkeiten des Landlebens, daß man da nicht so außerordentlich ängstlich auf seinen Anzug zu sehen brauche, und machte in Wirklichkeit den ausgedehntesten Gebrauch von diesem idyllischen Vorrechte der Landbewohner. Da wir aber Gelegenheit finden werden, noch öfter mit ihm zusammen zu kommen, so verlassen wir ihn jetzt und wenden uns zu anderen Persönlichkeiten unserer Geschichte. Wir haben nicht nöthig, uns weit von der Burg oder dem Museum des Herrn Keltenschmidt zu entfernen.

Etwa hundert Schritte von demselben entfernt lagen vier oder fünf kleinere Bauernhäuser, vielleicht ein Versuch des früheren Besitzers von Herrn Peters gegenwärtigem Eigenthume, dort eine kleine Ansiedelung, oder ein Dorf zu gründen, vielleicht auch die Ueberreste eines solchen, das in den vorhergegangenen Kriegen zum größeren Theile zerstört worden war, und vor einem dieser ländlichen Wohnungen saßen auf einer Bank zwei junge Mädchen, welche sich zärtlich bei den Händen gefaßt hatten, trotzdem daß die eine der andern Vorwürfe machte.

Wir wollen keinen Anstand nehmen, zu sagen, daß diejenige, welche zu schmollen schien, Johanna war, die Tochter der beiden Gatten, welche wir

an demſelben Nachmittag auf ihrem gewohnten Spaziergange begleiteten, während die andere die Tochter des Bauern war, dem das artige Häuschen gehörte.

„Gretchen!“ ſagte Johanna, „thue mir die Liebe und ſei nicht ſo einfältig. Was ſollen denn die Poſſen bedeuten, die Du da plötzlich zu machen anfängſt, und die Dich wahrhaftig nicht gut kleiden. Sie! und gnädiges Fräulein! Wer hat Dir denn das in den Kopf geſetzt? und wenn Du ſo fortfährſt,“ ſetzte ſie lachend hinzu, „ſo muß ich Dich Demoiſelle Margarethe oder Mamſell Sendelbach nennen, was noch abgeſchmackter lautet.“

„Ich darf ja nicht mehr Du ſagen,“ erwiderte Gretchen faſt weinerlich, „der Vater hat mir's verboten. Ich ſoll ſtolz ſein, aber nicht hochmüthig, und ſoll keine Gnade annehmen, und es wäre, ſpricht er, eine Gnade, oder käme wenigſtens ſo heraus, wenn Du mir erlaubteſt, daß ich Dich duze, und von mir ſei es hochmüthig, wenn ich das annähme. Ich verſtehe es gar nicht recht, was er eigentlich will, aber — Du weißt, wie heftig er iſt!“

„Ich verſtehe nichts weiter,“ rief Johanna, „als daß das Alles eine Thorheit iſt, und daß ich

nicht wieder herüberkommen werde, wenn Du nicht vernünftig wirst."

Dann aber schlossen die beiden Mädchen einen Frieden, gestützt auf den Vergleich, daß in Anwesenheit des alten Sendelbach Gretchen Johanna Sie nennen sollte, sonst aber solle Alles beim Alten bleiben.

Der Erwähnte erschien jetzt, heimkommend vom Felde, und als er Johanna's ansichtig wurde, grüßte er dieselbe höflich und ehrerbietig, aber offenbar mit mehr städtischem als ländlichem Anstriche.

Er war ein ziemlich großer und starker Mann mit dunklen Augen und tief schwarzem Haar, welches indessen bereits mit einzelnen etwas grau gefärbten Locken sich mischte. Wir sagen Locken, denn er trug nicht, nach dem Gebrauche der Landbewohner jener Gegend, kurz geschorenes, höchstens im Nacken etwas länger gehaltenes Haupthaar und war vollständig glatt rasirt, sondern pflegte sorgfältig Backen- und Lippenbart und, auf gleiche Weise, den Schmuck seines Hauptes.

Auch seine Kleidung unterschied sich von jener der übrigen Bauern, indem er einen kurzen Rock, nach Jägerart, trug und anstatt des dreieckigen, derben Filzhutes eine Schirmmütze.

Johanna war aufgestanden und reichte ihm freundlich die Hand, dann sagte sie aber:

„Ich muß jetzt gehen, Tobias, erlaubst Du, daß Gretchen mich ein Stückchen Weges begleiten darf?"

„Sie muß sogar," versetzte Sendelbach ernsthaft, „im Falle nämlich das gnädige Fräulein nicht anders befehlen sollten, denn es wäre unpassend, wenn wir Sie, da es bald dunkelt, allein durch den Wald gehen ließen. Aber Gretchen, hast Du dem gnädigen Fräulein eine Erfrischung angeboten?"

„Ja, alter Narr," rief Johanna, „das hat sie gethan, und ich habe geruht, wacker zuzulangen, ja, ich habe selbst die Gnade gehabt, mir die Taschen von Deinen Aepfeln vollzustopfen, da wir und die Tante Fortenberg kein so delicates Obst wie Du haben."

Sie zeigte ihm lachend ihre, in der That vollgefüllten Taschen, reichte ihm nochmals die Hand, und verschwand dann plaudernd und scherzend mit Gretchen im nahen Gehölze, während er selbst den Beiden wohlgefällig nachsah.

„Wenn sie Alle so wären," sagte er dann zu sich selbst, „aber die Vorland's sind wirklich alle so, und geben Jedem, was ihm gebührt."

Er schien dahin zu rechnen, daß ihn Johanna

vor wenigen Augenblicken einen alten Narren genannt hatte, denn offenbar in der besten Laune ging er in jetzt sein Haus, um kurze Zeit darauf wieder an der Thür zu erscheinen, und in würdevoller Behaglichkeit aus einer mächtigen Meerschaumpfeife wacker zu schmauchen.

Die Mädchen liefen rasch durch den duftenden Tannenwald, bisweilen stehen bleibend, um irgend eine der spärlichen Blumen zu brechen, denen das Nadelholz erlaubt unter seinem Schutze zu blühen, und dann blieb Johanna stehen und sagte, mit der Hand sich Luft zufächelnd:

„Was das würzig riecht und duftet, tausendmal besser als alle Odeurs der Tante Fortenberg, mit denen sie Wunder was für ein Wesen hat."

„Ich glaube," erwiderte Gretchen, „sie kann mich nicht recht leiden, die Tante, und ich traue mich gar nicht mehr recht hinüber."

„Sie ist im Herzen wahrhaftig gut," rief Johanna, „ich muß sie in Schutz nehmen, aber sie hat ähnliche Mucken wie Dein Vater. Das ist einmal nicht zu ändern!"

„Ach," sagte Gretchen, „wenn wir heirathen, Du den reichen Herrn Ludwig, und ich meinen Andreas, hat doch Alles ein Ende."

„Und warum, Demoiselle Sendelbach, warum,

wenn ich fragen darf, hat da Alles ein Ende, und was eigentlich hat ein Ende?"

„Ach" rief das junge Mädchen traurig, „scherze nicht, Johanna, Du denkst Dir das innerlich wohl so gut wie ich. Wenn Du eine Frau geworden bist, und drüben wohnst, bei Deinen vornehmen Schwiegereltern, da kann ich, als eine arme Bauerfrau, doch nicht mehr so hinüber zu Dir laufen wie jetzt. Da würde ich schöne Gesichter bekommen, und eigentlich paßt sich's auch nicht."

„Glaubst Du, daß Dich mein Ludwig aus dem Hause jagt?"

„Der Herr Ludwig nicht, aber — —" sie stockte, und Johanne sagte:

„Halt, ich kann mir schon denken, was Dir im Kopfe herumgeht. Aber es wird nicht so schlimm werden, und auf alle Fälle verlaß Dich auf mich, und ich, Kind," setzte sie plötzlich ernsthaft werdend hinzu, „will mich auch auf Dich verlassen, wie ich es gethan, als ich die ersten Schritte machen konnte, bis auf den heutigen Tag, es mag kommen, was da will."

„Was wird Dir zustoßen, und wie werde ich Dir helfen können?" versetzte Gretchen.

Und dann fielen sich die beiden Mädchen in die Arme und weinten, wie das so gebräuchlich

ist, und gingen, nachdem sie ihre Thränen getrocknet hatten, wieder nach altem Gebrauche, lachend und von allerlei anderen Dingen schwatzend, neben einander, bis endlich das Gehölz zu Ende, und das Gut der Tante Fortenberg in geringer Entfernung sichtbar geworden war, worauf sie sich, jetzt heiter und fröhlich gestimmt, abermals umarmten, und sich hierauf trennten.

Sagt nicht, daß diese beiden Kinder leichtsinnig gewesen. Sie waren eben in dem Alter, in welchem man bestimmte Hoffnungen hat, und nur unklare Befürchtungen, und in welchem uns das Glück in nächster Nähe zu liegen scheint, während das Unglück nur in ferner und zweifelhafter Zukunft droht.

Johanna ging raschen Schrittes auf das Schlößchen der Tante zu, welche eigentlich gar keine Tante, sondern nur eine entfernte Verwandte ihrer Mutter war. Aber sie hatte das alte Fräulein, als sie dasselbe als Kind zum ersten Male sah, Tante genannt, und da diese die verwandtschaftliche Beförderung angenommen, nannten Vorland und seine Frau sie ebenfalls so. Dann folgten die Bauern in Vorlandsberg und in Hellhausen, dem Wohnorte der Tante, diesem Beispiele, wenn sie von ihr sprachen, und jetzt war das Fräulein im

Umkreise von einigen Stunden allgemein unter diesem Namen bekannt, und viele mochten wahrscheinlich ihren wirklichen gar nicht kennen.

Trotz verschiedener eigenthümlicher Ansichten, welche sie hatte, nahm sie doch dies nicht im mindesten schlimm auf, ja, es schmeichelte ihr sogar gewissermaßen, indem ihr ein gewisser patriarchalischer Anstrich in der Sache zu liegen schien.

Die Sonne war eben im Begriffe, vollständig hinter dem Rande der fernen Berge zu verschwinden, um, nachdem sie später das letzte Ende ihres goldbesäumten Schleiers nach sich gezogen haben würde, dem Monde zu erlauben, gleichfalls sein Licht leuchten zu lassen.

Er stand auch in der That, bescheiden wie immer, an einer andern Seite des Himmels, und eben, als Johanna das Dorf betrat, begannen seine blassen Züge sich allmälig lebhafter zu färben.

„Oh weh!" sagte das junge Mädchen, indem sie nach dem Fenster der Tante blickte, „sie wird brummen, denn sie hat schon Licht;" aber sie schritt dennoch rasch weiter, und betrat nach einigen Augenblicken das Zimmer der Tante.

Man glaubte sich in diesem Gemache zuverlässig um vierzig oder fünfzig Jahre zurückversetzt, und die Uebereinstimmung, welche in der ganzen

Einrichtung herrschte, wirkte wohlthuend selbst auf manches Auge, welches an eine moderne Umgebung gewöhnt war.

Die Wände waren mit roth und gelbem Damaste bekleidet. Von der mit Stuckaturbeit gezierten Decke hing ein Kronleuchter, zusammengesetzt aus handgroßen geschliffenen Gläsern, deren vielfache Facetten das Lampenlicht tausendfältig brachen. Die Commoden, von tiefbraunem Mahagoniholze, trugen schwer vergoldete, seltsam gekrümmte Beschläge; die Marmortische und Tischchen standen auf geschweiften und stark gebogenen Ziegenfüßen, welche ihrerseits wieder mit reichlichen Frucht- und Blumengewinden behangen waren, und die bequemen Fauteuils, denn außer dem Sopha und einigen niederen Tabourets war kein anderer Sitzplatz vorhanden, hatten ebenfalls geschweifte Ziegenfüße, und waren mit demselben Stoffe bekleidet wie die Wände.

Dann standen auf diesen Commoden und Tischen eine Menge artiger Nippsachen und kleiner Kästchen, die zum Theil wohl aus einer noch früheren Zeit herstammten, wie ihre gleich solide und zierliche Arbeit anzudeuten schien; ferner chinesische Vasen, Tassen, und Kannen aus Meißen und Wien, und zwischen ihnen Schäfer und Schäferinnen,

Jäger und Jägerinnen, und allerlei künstlich geordnete Gruppen von Menschen und Thieren, ebenfalls aus dem besten Porzellan gefertigt.

Das Gesims auf dem reich mit Marmor verzierten Kamine hatten allein die fremden Herren aus China eingenommen, denn die Tante behauptete, daß dies ein altes Recht derselben sei, dickbeleibte Mandarinen, gemächlich auf ihren gekreuzten Füßen ruhend, abscheuliche Götzen, Elephanten, Drachen und Löwen, glänzend in der Farbenpracht, welche das chinesische Porzellan zeigt, und zugleich, nach Umständen, bedeutsam mit den Köpfen nickend und wackelnd.

Neben diesem angeblichen Vorrechte der Chinesen verfocht die Tante ferner die Behauptung, daß nichts zweckmäßiger, behaglicher und anständiger sei, als die Heizung mittelst dieses Kamins selbst, und da sie den Winter niemals auf dem Lande zubrachte, hatte man keine Gelegenheit, sie vom Gegentheile zu überzeugen, denn was den Frühling und Herbst betraf, so schien sie im vollkommenen Rechte zu sein.

Die Erscheinung der Tante selbst bezüglich ihres Anzugs war vielleicht das Einzige, was nicht vollkommen zu diesem ihrem Lieblingszimmer paßte, indem derselbe modern, das heißt aus der

Zeit des ersten französischen Kaiserreichs war, abscheulich mithin, was man gegenwärtig getrost aussprechen darf, da die Nachwelt bezüglich der Mode dieses Recht so gut hat, wie hinsichtlich des Urtheils über historische Persönlichkeiten, und vielleicht selbst unpartheiischer sein wird bei Beurtheilung eines Frackes oder einer Haube, als bei jener eines Charakters.

Im Uebrigen war die Tante von Mittelgröße, eher hager als beleibt, hatte dunkle Augen, eine ziemlich große Nase, und ihr ziemlich blasses Angesicht trug deutliche Spuren der Verwüstungen, welche in ihren jungen Jahren die Blattern auf demselben angerichtet hatten.

Was endlich die Farbe ihrer Haare betraf, so war dieselbe repräsentirt durch eine Menge kleiner, schwarzer Locken, welche, wie es die Mode jener Zeit vorschrieb, dicht an einander gereiht sich über die ganze Stirn hinzogen und dieselbe fast bis zur Hälfte verdeckten, und welchen Jedermann auf den ersten Blick ansah, daß sie falsch waren.

Nachdem Johanna in die Stube eingetreten, die Thür geräuschlos hinter sich geschlossen, und eben so unhörbar fast bis an den Theetisch vorgetreten war, bot sie derselben einen freundlichen

Abendgruß, und jene gab sich den Anschein, als habe sie erst jetzt die Eingetretene bemerkt.

„Siehe da, Kind," sagte sie, „da bist Du ja, entschuldige, daß ich ohne Dich mit dem Thee begonnen, aber Du kennst meine Gewohnheit."

Die Wahrheit zu sagen, war sie bereits halb versöhnt durch das leise Auftreten des jungen Mädchens, denn sie hatte eine krankhafte Abneigung gegen schwere Tritte, und ganz besonders gegen knarrende Schuhe, und um ihre Umgebung an ein leises, katzenartiges Schleichen zu gewöhnen, waren alle Teppiche aus ihrem Bereiche verbannt, da, wie sie sagte, auf diesen jeder Ungeschlachte anständig gehen könne, um dann auf einfacher Diele desto unanständiger zu trampeln.

Johanna entschuldigte ihr verspätetes Ausbleiben mit dem reizenden Abend, worauf die Tante von Verkältungen sprach, welche man sich leicht zuziehen könne, im Uebrigen aber ersichtlich stets besserer Laune wurde, und nicht einmal fragte, wo Johanna gewesen, sondern von allerlei anderen Dingen plauderte.

Plötzlich aber schwieg sie und blickte, während ihre Nasenflügel sich prüfend zusammenzogen, allenthalben in der Stube umher.

„Mein Gott," rief sie endlich, „was ist das?

Ich rieche Obst, Aepfel glaube ich, sollte Sabine so vergessen gewesen sein, hier, in meinem Zimmer, welche stehen zu lassen?"

Johanna ließ einige Augenblicke lang ihre Blicke ebenfalls suchend umherschweifen. Plötzlich aber wurde sie roth. Es fiel ihr ein, daß sie die Schuldige sei.

Die Tante sah sie an:

„Was giebt's? Warum wirst Du roth? Ich will nicht hoffen?"

„Ach, Tante," sagte das junge Mädchen, „nimm mir's nicht übel, ich vergaß ganz, daß Dir der Obstgeruch zuwider — —"

„Ich rieche Obst sehr gern," sagte das Fräulein von Fortenberg nicht ohne Würde, „aber im Freien oder in der Obstkammer. In meinem Zimmer aber kann ich den Geruch nicht ausstehen. Es erinnert das an die Stube einer Dienstmagd, welche bei Seite gebrachtes Obst in ihrer Truhe verwahrt. Aber wo hast Du Deine Aepfel, ich sehe ja nirgends welche."

„Hier," versetzte Johanna kleinlaut, „in meiner Tasche, ich will sie gleich hinausbringen." Sie stand auf, um das zu thun. Aber das alte Fräulein war ebenfalls aufgestanden, und erst jetzt

bemerkte sie die, allerdings etwas bauschenden Taschen ihrer Pseudo-Nichte.

Sie stieß einen französischen Jammerschrei aus, wie sie denn überhaupt, nach der allgemein eingeführten Unsitte jener Zeit, vielfache französische Worte den deutschen untermengte, welche wir wiederzugeben indessen unterlassen wollen.

Dann aber sagte sie:

„Du hast Dich ja mit Proviant versehen wie eine Bauermagd, die auf das Feld zur Arbeit geht. Aber zeig' einmal?"

Obgleich sie bei Tische gern Aepfel zu speisen pflegte, betrachtete sie jetzt dennoch die Früchte, welche Johanna zögernd zum Vorschein brachte, mit einem gewissen Abscheu, und winkte dann abwehrend mit der Hand; als aber jene, die sich jetzt schleunig entfernt hatte, nach einigen Minuten mit geleerten Taschen wiederkehrte, fand sie die Tante beschäftigt, bei geöffneten Fenstern eine reichliche Menge ihrer „Odeurs" auf die Dielen zu gießen, und gleichzeitig mit einem Tuche fächelnd die unreine Luft zu verjagen.

Sie half ihr bei dieser Beschäftigung, als aber die Fenster wieder geschlossen waren, sagte die Tante:

„Wo, um Gottes willen, hast Du denn diese

unglücklichen Dinger her? Aus meinem Garten sind sie zuverlässig nicht."

„Ich habe sie drüben bei Gretchen Sendelbach mitgenommen," versetzte Johanna.

Die Tante zog leicht die Schulter und blickte gegen den Himmel. Dann sagte sie:

„Gretchen! Gretchen! warum nennst Du sie nicht Grete, oder Gretel, wie sie die anderen Leute nennen? Willst Du, daß das Mädchen so hochmüthig wird, wie ihr Vater bereits ist, jener unausstehliche, widerwärtige Patron?"

„Aber Tante," sagte Johanna lächelnd, „warum soll sie denn hochmüthig werden, wenn ich sie Gretchen heiße, wie ich es von jeher that?"

Eine leichte Röthe stieg auf die Wangen der Tante, und sie handhabte geräuschvoller, als es sonst ihr Gebrauch war, das Theezeug.

„Sie wird nicht hochmüthig," sagte sie dann mit etwas erhobener Stimme, „wenn Du sie anders nennst als die ganze Welt, wenn Du täglich zu ihr läufst und sie wie Deinesgleichen behandelst, ja ihr sogar, wie ich mir habe sagen lassen, gestattest, daß sie Dich Du nennt! Sie wird nicht hochmüthig, wenn Du Dich selbst nicht schämst, in jenem Bauerhause alle Taschen voll Eßwaaren zu stecken, als ob Du bei mir Hunger leiden müßtest —"

„Aber Tante," fiel ihr das junge Mädchen in die Rede, „Du weißt doch selbst zuverlässig, daß das Niemandem zu denken einfällt."

Da die Tante jedoch, wie viele, sehr viele dem schönen Geschlechte Angehörige, bei Meinungsverschiedenheiten niemals die ihres Gegners anhörte, sondern stets mit Lebhaftigkeit die eigene Ansicht verfocht, so fuhr sie lebhaft fort:

„Sie wird nicht hochmüthig, wenn Du, die Du nächstens eine Frau werden wirst, mit ihr verkehrst, als wärest Du noch ein kleines Mädchen und —"

Johanna fiel ihrer Gegnerin abermals in die Rede, und sagte mit erkünstelter Naivetät:

„Ach, Tante, Gretchen wird ja auch eine Frau, so gut wie ich."

Das Fräulein von Fortenberg sah sie einige Augenblicke aufmerksam an, aber das junge Mädchen hielt diesen prüfenden Blick mit so unschuldsvoller Miene aus, daß die Tante offenbar einigermaßen besänftigt wurde.

Sie warf indessen dennoch abermals einen klagenden Blick gegen die Stubendecke, und sagte dann:

„Ja, die Grete heirathet den Hans oder den Peter, oder wie, ich habe meine Mägde von der

glänzenden Parthie sprechen hören, und da wird sie natürlich eine Frau, so gut wie das Fräulein von Vorland, welches den Herrn von Stellenbach heirathen wird."

Da Johanna schwieg, so setzte sie nach einiger Zeit hinzu:

„Wäre dieses sogenannte Gretchen nur wenigstens noch Deine Milchschwester! Man hat auf dem Lande und in Familien den einfältigen Gebrauch, solche Kinder einer Säugamme längere Zeit mit einer gewissen Vertraulichkeit zu behandeln. Aber sie ist nichts weiter als eine Jugendgespielin. Da trägt aber die Erziehung die größte Schuld. Deine Eltern, Kind, sind die besten Leute von der Welt, in diesem Punkte aber haben sie ganz eigene Grundsätze."

„Bedenke nur, Tante," sagte Johanna freundlich und nicht im Tone des Widerspruchs, „bedenke, daß ich mit Gretchen aufgewachsen bin, und daß sie das einzige Kind meines Alters war, mit dem ich zusammenkam, da mußte ich mich doch wohl an sie gewöhnen."

„In Gottes Namen," erwiderte die Tante jetzt, „aber ich hoffe, „daß Du für die Folge vernünftig sein, und nicht vergessen wirst, was Du Dir und Anderen schuldig bist."

Johanna nickte mit dem Kopfe:

„Ja, liebe Tante, ich will so vernünftig sein, als es mir möglich ist, wenn das gleich, wie ich fürchte, nicht zu großen Hoffnungen berechtigt."

Der Friede war hergestellt, und nach der Gewohnheit der Tante begab man sich bald zu Bette. Am andern Morgen aber kehrte Johanna nach Vorlandsberg zurück, von der Tante auf das freundlichste eingeladen, bald wiederzukehren.

Zweites Kapitel.

Die Ebene, auf welcher Vorlandsberg lag, welches wir bereits kennen, dehnte sich gegen Mittag weithin aus, und in dieser fruchtbaren Fläche lag die Besitzung Stellenbach's, von welchem wir, wie das bisweilen so zu gehen pflegt, bereits mehrfach hörten, ohne bis jetzt noch seine persönliche Bekanntschaft gemacht zu haben. Gegen Osten hin wurde indessen das Land bereits hügelig und bewaldet, während nach der Mitternachtseite zu ziemlich rasch das Gebirge anstieg, mit Wald, mit Schluchten und Thälern, mit wildströmenden Bergwässern, mit Hammerwerken und klappernden Mühlen.

Und dorthin, mitten in die Wald- und Berg-Romantik, müssen wir uns jetzt, etwa vierzehn Tage nach den, im vorigen Kapitel erwähnten, fast mehr als einfachen Vorgängen begeben, ohne jedoch,

trotz des günstigen Terrains, hier schon in die Masse von wild durcheinander geworfenen Abenteuern zu verfallen, welche zu lieben man uns beschuldigt hat.

Wir finden auf der Höhe eines ziemlich steil ansteigenden Berges einen jungen Mann, den wir sogleich dem geehrten Leser als den jüngeren Stellenbach vorstellen wollen, den Bräutigam Johanna's, und gleichzeitig als einen eifrigen Nimrod.

Es war ein kräftiger, frisch und gesund aussehender Jüngling mit wettergebräunten Zügen und freundlich in die Welt blickenden Augen, den der sommerliche Jagdanzug trefflich kleidete, obgleich derselbe nicht allzu elegant und geschniegelt war.

Der Tag war drückend heiß gewesen, aber während in den Thälern, und selbst in den mit Hochwald bestandenen Districten eine dumpfe Schwüle geherrscht hatte, strich hier oben die Zugluft kühl über die kahle, oder nur mit wenigem Niederholz bedeckte Gipfelfläche des Berges, und der junge Ludwig Stellenbach hatte noch zum Ueberflusse auf einem hervorstehenden Felsenstücke Platz genommen, und schien begierig den erfrischenden Luftstrom einzusaugen.

„Wenn sie mich da sitzen sähen, die beiden den

Zug haſſenden Mamas," ſagte er lachend, „das gäbe eine ſchöne Geſchichte;" dann aber blickte er um ſich und genoß der herrlichen Fernſicht, denn er war nur ſelten bis jetzt auf dieſe Höhe gekommen, obgleich er häufig in den Bergen jagte.

Ueber einige niedere Bergkuppen hinweg, konnte man von ſeinem Standpunkte aus das Schloß von Vorlandsberg erblicken, das ſtattlich in der Abendſonne glänzte, und wohl noch von weiterer Entfernung aus ſichtbar geweſen wäre.

Wer kennt nicht die Thorheiten der Jugend, oder ſagen wir lieber: der Liebe!

Er ſtreckte ſehnſüchtig beide Arme aus nach den weißen, ſchimmernden Mauern, und dann ſchickte er ihnen ein Dutzend Kußhände zu, einem Kinde gleich, welches ſeine ſcheidende Mutter grüßt.

Jetzt aber wendete er ſich und blickte auf das Gebirge.

Weiter ab von ſeinem Sitze, gegen das Thal zu, begannen die Birken ſtärker und kräftiger zu werden als oben. Ihre weißen Stämme glänzten wie friſch gefallener Schnee, und ihr hellgrüner Blattſchmuck erzitterte nur leiſe, denn dort war ſchon faſt Windſtille, und der ſtattliche Eichwald, der thalabwärts ihnen folgte, erhob ſich ſchwei-

gend und ruhig, während er zu anderen Zeiten wohl brausend sein Sturmlied sang.

Dann kam die Thalschlucht, verdeckt durch die Eichen, und drüben stieg der Nachbarberg an, der einen dunkeln Tannenwald trug.

Da giebt es Leute, welche schlimm von den Tannen sprechen und ihren schlanken Schwestern, den Fichten.

Es sei unheimlich und düster im Nadelholzgehege, sagen sie, einförmig, und der Boden sei kahl und blumenlos. Dann loben sie das Laubholz, wie das so frisch sei und so grün, und welche Abwechselung das böte, und wie es den Waldblumen erlaube, zu seinen Füßen zu leben und zu blühen, und der würzigen Heidelbeere und der duftenden Erdbeerfrucht.

Und sie haben wohl recht mit ihren lobenden Worten, deren wohl noch viele Tausende zu sagen wären von den grünen Blattträgern. Aber man muß nie Einen loben auf Kosten des Andern.

Denn kaum haben sie der Zeit gedacht, wo diese schlafen gegangen sind auf lange Zeit, und in welcher das verachtete düstere Grün des Nadelholzwaldes zierlich absticht gegen den Schnee und den grauen, unfreundlichen Winterhimmel, sie haben nicht an die balsamischen Düfte gedacht,

die der Nadelwald spendet im jungen Jahre, und nicht an den lieblichsten aller Bäume, den ihnen selbst ihr Mütterlein gespendet, und auf den sie gehofft und geharrt mit pochendem Herzen in der heiligen Nacht.

Herr Ludwig dachte aber an das Alles, und so blickte er wohlgefällig auf die dunklen Tannen, deren Gehege sich weit hinzog im Gebirge, bis sie wieder begrenzt wurden von Eichen und Birken und von mächtigen Buchen.

Weithin zur Rechten und Linken dehnte sich so das bewaldete Bergland, in der Ferne endlich einem grünen glänzenden Teppiche gleich, den eine mächtige Hand ausgebreitet über Berg und Thal, und hier und da geschmückt hatte mit einem glänzenden Silberbande, denn Gießbäche sprangen bisweilen von einer Felswand, blitzend und glänzend im Sonnenlichte, um unten im Thale zinsbar zu werden dem Willen des Menschen, Werke und Mühlen zu treiben, und den Graswuchs zu tränken, der dort üppig wucherte.

Dann sah der junge Mann auf den Schluß des landschaftlichen Bildes, blaue Berge, die mächtigsten des Gebirgszuges, und neben ihnen eine duftige, weithin sich dehnende Ebene, ver-

schwimmend mit dem Himmel und fast wie in Nebel gehüllt.

Plötzlich aber fiel ihm etwas auf.

Der erfrischende, über die Bergeshöhe ziehende Luftstrom schien urplötzlich versiegt, die spärlichen zu seinen Füßen sprossenden Grashalme, die kurz zuvor noch leise gewogt, und die zitternden Blätter des niedern Birkengebüsches standen wie gebannt, auch schien es ihm, als sei es dunkler geworden, obgleich die Sonne noch nicht verschwunden war, und der Felsblock, auf dem er saß, so wie andere um ihn her noch auf der Erde lange hin ihren Schatten warfen.

Zugleich war eine merkwürdige Stille mit einem Male eingetreten auf dem Gipfel des Berges, und nur ein kleiner Vogel mit unscheinbarem Gefieder schlüpfte geräuschlos und eilig an ihm vorüber, und verschwand unten im Walde.

Aber diese Ruhe dauerte nur kurze Zeit. Ein heftiger Windstoß flog jetzt über die Höhe, und wohl auch durch die Thäler und Schluchten, denn die Birken beugten sich, der Eichwald rauschte, und die Tannen drüben am Berge schienen zu wallen und zu wogen.

Ludwig wandte sich jetzt, und sah im Süden langsam eine tiefschwarze Wolkenwand aufsteigen,

deren Saum purpurfarbig glühte, da im Westen die Sonne, wenn gleich dem Verschwinden nahe, doch noch glänzend und von Wolken völlig unbedeckt am Himmel stand.

Aber dieser glühende Rand erbleichte ziemlich rasch, und war vollkommen verschwunden, noch ehe die Sonne selbst gänzlich gesunken war, und gleichzeitig schien jene Wolkenmauer mit stets wachsender Schnelle heranzusteigen.

„Machen wir vor Allem, daß wir unter das schützende Dach des alten Walter kommen," sagte Ludwig zu sich selbst, „denn das da droben scheint eine curiose Geschichte werden zu wollen."

Er warf seine Flinte über die Schulter und stieg rasch abwärts.

Das Forsthaus, in welchem der alte Förster Walter wohnte, konnte freilich kaum weiter als eine kleine Wegstunde entfernt liegen, aber Ludwig wußte den Weg nicht genau, obgleich er bereits mehrere Tage bei dem Alten zugebracht, und erst heute am Morgen denselben verlassen hatte.

Aber er hatte einen mächtigen Bogen beschrieben, ehe er spät am Nachmittage auf die Bergeshöhe gelangte, die er jetzt eilig verließ, und war direct vom Forsthause nie dorthin gegangen.

Mithin kannte er wohl die Richtung, aber nicht die Pfade, und hatte jetzt die Aufgabe, die erste einzuhalten und die zweiten zu suchen.

Der Wind war plötzlich vollständig umgesprungen, denn der junge Mann hörte jetzt, was vorher nicht der Fall war, den Mühlbach im Thale rauschen und das Mühlwerk klappern, während die Schläge des ziemlich entfernten Hammerwerkes so deutlich zu vernehmen waren, daß er einen Augenblick stehen blieb, um sich zu orientiren, da es ihm jetzt vorkam, als müsse jenes Werk in weit größerer Nähe liegen, als es seiner Rechnung nach sein konnte.

Als er durch den Eichwald schritt, tönte es oben in den knorrigen Aesten der alten Hundertjährigen, sonderbar klingend und summend, obgleich sich ihre Blätter nur leise bewegten, aber Alles schien wie ausgestorben, und so war es auch, als er endlich das Thal erreicht hatte und durch den Wiesengrund eilte, um zu den Tannen zu gelangen.

Mancherlei Thiervolk wird um diese Zeit, draußen im Walde, erst recht rege und rührig. Vögel rufen von Ast und Busch, die sie zur Schlafstelle erwählt, sich den Gutenacht-Gruß zu, während andere jetzt erst ihren Schlupfwinkel verlassen, um

in der Dämmerung oder zur Nachtzeit ihr Wesen zu treiben.

Dann summen einzelne Käfer, Abendfalter schwirren, die Fledermaus schwankt mit ihrem scheinbar unsichern Fluge durch die Luft, und auf der Erde sucht das Wild vorsichtig forschend seine Atzplätze.

Heute aber lagen die Waldthiere, jeden Ranges und Alters, wohl ängstlich harrend in ihren Verstecken, und begrüßten und bekriegten sich nicht.

Ludwig blickte jetzt auf zum Himmel. Die Wolkenwand hatte fast die Hälfte des Himmelsgewölbes eingenommen, aber sie schien nicht weiter ansteigen zu wollen, sondern jetzt still zu stehen in tiefer sammetschwarzer Farbe, ohne wahrnehmbare einzelne Wolkenschichten, wie aus einem einzigen Gusse geformt und an ihrem Rande scharf abgegrenzt von der andern Hälfte des gänzlich wolkenfreien Himmels, der gelblich, ja durch die Farbenergänzung fast weiß erschien, kaum weniger eigenthümlich und unheimlich, als ihre dunkle Zwillingsschwester.

Lebhafte und empfängliche Gemüther werden mächtig ergriffen durch vorher nie gesehene und eigenthümliche Naturerscheinungen, und so blieb

Ludwig einige Augenblicke stehen, und sah mit Bewunderung und mit einem leichten Anflug von Grauen empor, dann aber eilte er rasch weiter, da er begriff, daß er vor Allem unter Dach kommen müsse. Das Klappern der Mühle gab ihm die Richtung an, in welcher das Forsthaus liegen mußte, und nachdem er die Tannen erreicht hatte, fand er bald einen Pfad, der ihm der richtige zu sein schien.

Aber jetzt brach auch der Sturm los mit einer Heftigkeit, von welcher der junge Mann vorher keinen Begriff gehabt hatte.

Ein Blitz, welcher Alles in Feuer zu hüllen schien, und dem fast augenblicklich ein furchtbarer Donnerschlag folgte, eröffnete, wie man zu sagen pflegt, den Kampf der Elemente, und dann folgte sich in ununterbrochener Reihenfolge Blitz auf Blitz, Donner auf Donner, so daß nur eine einzige, nicht endende elektrische Entladung stattzufinden schien.

Dazu aber gesellte sich nun eine andere Erscheinung, welche fast gefährlicher erschien als der Blitz.

Der Sturmwind, der durch den Tannenwald tobte, riß Aeste von den Bäumen, welche oft in bedrohlicher Nähe von dem jungen Manne auf

den Boden schlugen, und Krachen und mächtiges Poltern tiefer im Walde ließ wohl erkennen, daß er auch größere Bäume entwurzelte oder zersplitterte.

„Am Ende schlagen mich die alten Gesellen noch todt, während ich ihnen immer ein Loblied sang," dachte Ludwig, aber es war nichts zu machen, als vorwärts zu gehen, denn die eine Stelle war so unsicher wie die andere.

Obgleich ein Jäger, oder ein geübter Wanderer kaum, auch in der dunkelsten Mitternacht nicht, den Pfad verliert, den er einmal unter den Füßen hat, so war doch hier diese Geschicklichkeit nicht nöthig, indem der Blitz überflüssig für die Beleuchtung sorgte. Plötzlich aber theilte sich dieser Pfad, zwar, wie es häufig die Gewohnheit solcher Kreuzpfade oder Wege ist, am Anfange in bescheidener Entfernung neben einander herlaufend, aber es war zu erwarten, daß ziemlich rasch der eine nach Norden und der andere nach Süden führen würde.

Wahrscheinlich war einer der rechte, aber welcher?

Ludwig blieb einige Augenblicke prüfend stehen, und entschied sich dann auf Gerathewohl für den nach rechts hin verlaufenden. Er war aber

kaum noch zwanzig Schritte weit gegangen, als er, trotz der noch immer heftigen Donnerschläge, eine starke Stimme „Halt" hinter sich rufen hörte und, als er, mit einem unwillkürlichen Griffe nach seiner Flinte, sich rasch umgewendet hatte, Sendelbach vor sich stehen sah.

Trotz des Unwetters und der stets noch hier und da auf den Boden geschleuderten Baumäste grüßte jener doch äußerst höflich, entschuldigte sich hierauf, daß er Ludwig so ohne Weiteres angerufen habe, aber er habe vermuthet, daß dieser auf die Försterei wolle, und der Weg, den er eingeschlagen habe, führe gerade nach der entgegengesetzten Richtung, immer tiefer in den Wald.

„Da hat Sie mein guter Engel gesendet, lieber Herr Sendelbach," rief Ludwig erfreut, „aber machen wir, daß wir in's Forsthaus kommen, hier ist nicht gut sein!"

„Darf ich vorausgehen?" fragte Sendelbach.

„Freilich, freilich, ich bitte Sie darum!"

Tobias Sendelbach ging jetzt raschen Schrittes, und ohne sich an einen gebahnten Weg zu halten, quer durch das Holz, und nach etwa zehn Minuten gelangten sie auf einen freien Platz, in dessen Mitte das Forsthaus lag, und da die fallenden

Aeste jetzt nicht mehr zu fürchten waren, und der Sturm überhaupt nicht mehr so heftig tobte, wie vorher, erfuhr jetzt Ludwig, daß sein Begleiter nach dem Hammer gewollt, durch das Unwetter aber gezwungen worden sei, die Försterei aufzusuchen, wo er zu übernachten gedenke.

Der alte Förster Walter war ein Jägersmann nach altem Schrot und Korn. Er saß viele Jahre mit Frau Barbara, seiner Gattin, dort oben im grünen Walde, und schien vergessen worden zu sein von den Herren am grünen Tische, welche, mit der Feder in der Hand, die Beförderungen vollzogen.

An einem schönen Morgen aber erschien der Postbote und brachte ein mächtiges, mit großem Siegel versehenes Schreiben.

Walter öffnete es mißtrauisch. Vor nicht langer Zeit war an jenem grünen Tische ein Kindlein geboren worden, welches anfänglich die Zielscheibe des Witzes aller alten Nimrode war, sehr bald aber ein Gegenstand des Abscheues und Schreckens für sie wurde.

Dieses Kindlein war die Tabelle, welche, gegen alle göttliche und menschliche Regel, bereits in zarter Kindheit eine unermeßliche Anzahl ihres Gleichen zeugte, die den alten Grünröcken zur Aus-

füllung übergeben wurde, und fast alle in Verzweiflung versetzte.

„Ich erlebe es noch, daß jeder Baum einen eigenen Namen bekommt, der dann auch in diese verwünschten Tabellen eingetragen werden muß," hatte Walter oft gesagt, und befürchtete jetzt von allerhöchster Stelle aus einen ähnlichen Befehl.

Es war aber nichts dergleichen, sondern einfach eine Beförderung auf eine bessere Stelle unten im Flachlande.

Er umarmte seine Frau, welche ihrerseits reichliche Freudenthränen vergoß, eilig des Försters Leibspeise für den Mittag zurichtete und, als seltene Zugabe, eine Flasche Wein auf den Tisch setzte.

Des Nachmittags ging der Förster in den Wald, und blickte von passender Stelle aus hinunter in's Land, wohin er ziehen sollte, während Frau Barbara sich die Räume ihres Hauses ansah, in welches sie eingezogen war als junge Frau, und ihre glücklichsten Zeiten zugebracht. Es wurde ihr eigenthümlich zu Muthe, und es war ihr fast lieb, daß Walter, als er heimkam, einsilbig war, und beinahe düster gestimmt erschien. Sie hätte sich Gewalt anthun müssen, um heiter zu scheinen oder zu scherzen.

Am andern Tage mochte der Förster nicht

mehr in's Flachland blicken, sondern ging tiefer in den Wald. Aber er schämte sich beinahe vor den alten Eichen, vor den Tannen- und den Buchenstämmen, die ihm vorzuwerfen schienen, daß er sie treulos verlassen wolle. Als er des Abends nach Hause kam, hatte Frau Barbara rothe Augen, und Beide verzehrten schweigend und traurig ihr Abendbrod.

Am dritten Tage endlich legte Herr Walter, mit dem Grauen des Morgens, seine Galla-Uniform an, und steckte seinen vergoldeten Hirschfänger in die Kuppel.

Die Frau wußte mithin, daß er zur Stadt ging.

„Du gehst, um Deinen unterthänigsten Dank zu machen?" fragte sie, mit Gewalt ihre Seufzer unterdrückend.

Er brummte etwas in den Bart, und ging. Als er ziemlich spät am Abend zurückkam, erwartete sie ihn unter einem Vorsprunge des Daches, vor der Thür des Forsthauses. Sie hatte an derselben Stelle, als sie eingezogen waren, eben an einem solchen Abend, zum ersten Male ihr Abendbrod genossen, und sie hatte auch heute dort auf den kunstlos gearbeiteten Tisch von Tannenholz den frugalen Imbiß hingesetzt, aber es war ihr, als solle sie heute ihr Henkermahl verzehren.

Als er jetzt an sie herantrat, kam es ihr vor, als sei er eigenthümlich aufgeregt, und sie glaubte einen Augenblick lang, er habe in der Stadt vielleicht einen Schoppen über den Durst getrunken; sie sah aber rasch ihren Irrthum ein, und fragte dann kleinlaut:

„Bis wann müssen wir fort?"

Er zögerte einen Augenblick, dann aber sagte er fest:

„Wir müssen gar nicht fort! Wir bleiben!"

Frau Barbara stieß einen Jubelschrei aus und umarmte ihn stürmisch, und da ein heftiges Wesen sonst ihre Sache nicht war, so wußte er jetzt wohl, wie viel die Glocke geschlagen; aber er sagte blos:

„Heule nicht, Alte!"

Sie rief aber: „Du heulst ja selbst!" und das war wirklich der Fall, obgleich Beide nicht weit mehr entfernt waren von den vierziger Jahren.

Als sie hierauf zusammen aßen, so glücklich wie an jenem ersten Tage ihres Einzugs, erzählte er ihr, wie das gekommen.

Er war allerdings in die Stadt gegangen, seinen unterthänigen Dank abzustatten der Beförderung halber; als er aber damit zu Ende, bat

er noch viel unterthäniger, daß man ihn lassen möge, wo er sei.

Im Anfange trauten freilich die Herren ihren Ohren nicht; er brauchte indeß doch nicht lange zu bitten. Es waren Andere genug vorhanden, welche gern auf die bessere und bequemere Stelle zogen, welche man ihm zugedacht, und so blieb's beim Alten; und ihn selbst freute jetzt am meisten, daß er seiner Alten so den Willen gethan, denn eigentlich war er vorher nicht recht mit sich im Klaren, ob es ihr eben so zu Muthe, wie ihm selbst.

Das Glück kehrte indeß auch bald in anderer Gestalt ein auf der Försterei.

Durch Austausch landesherrlicher Gebiete wurde sein grünes Waldreich bedeutend vergrößert, und es wurden ihm in Folge dessen zwei Gehülfen beigegeben, welche in einem etwa eine und eine halbe Stunde entfernten kleinen und nicht mehr benutzten Jagdschlößchen ihre Wohnung erhielten. So hatte er Hülfe im Dienst, und blieb dennoch allein mit seiner Alten im Forsthause, was immerhin etwas werth, zumal wenn man es lange gewöhnt ist.

Es währte aber nur kurze Zeit, so konnte er

auch, je nach Belieben, Gäste haben und Gesellschaft.

Man legte eine Straße an durch den Wald, und da diese nicht weit an der Försterei vorüberführte, so begann er eine kleine Wirthschaft einzurichten, und beherbergte Bekannte und Reisende, die ihm eben anständig erschienen, während er zweifelhafte Subjecte höflich, nöthigenfalls aber auch energisch zurückwies. Der stämmige Knecht, den er sich jetzt hielt, und wackere Hunde gaben ihm in manchem Falle gute Hülfstruppen ab. Frau Barbara hatte aber jetzt vollauf zu thun, und der Wohlstand des Hauses mehrte sich.

Die Laren des Hauses im Walde waren den Beiden dankbar, daß sie sich und ihnen treu geblieben zu einer Zeit, wo mehr Plage und weniger Einkommen gewesen. Darum jetzt der Segen.

Also sah es aus im Forsthause; und als Ludwig und Sendelbach jetzt eintraten, that der Förster einen freudigen Aufschrei:

„Gott sei tausendmal gedankt, daß Sie da sind, Herr von Stellenbach! Es war mir nicht wohl zu Muthe. Wenn Sie zu Schaden gekommen wären bei dem Unwetter da draußen!"

„Nun," versetzte der junge Mann, „ich danke es dem Herrn Sendelbach, daß ich die Nacht nicht

im Walde zubringen mußte. Aber was hätte mir begegnen können? Ich bin nicht so zärtlicher Natur, daß mir der Regen schaden sollte, der wohl noch kommen wird."

„Mancherlei," sagte Walter, „Mancherlei," wir haben Schluchten genug, in welchen man Hals und Beine brechen kann. Nun aber ist's gut."

Die beiden neu Angekommenen fanden einen dritten Gast, welcher eben so wie Sendelbach vom Sturme in das Forsthaus verschlagen worden war und gleichfalls dort zu übernachten gedachte. Es war Herr Isaias Taubensieber, gegenwärtig Particulier, wie er sich selbst nannte und gern nennen hörte, früher aber schlechtbestallter Schulmeister, mit welcher trivialen Benennung zu jener Zeit die „Lehrer" bezeichnet wurden. Gegen seine Vorgesetzten war er in früheren Zeiten äußerst schmiegsam, gegen die seiner Zucht anvertrauten Kindlein aber zu Zeiten über die Maßen derb, und als Herr Taubensieber daher unverhofft in den Besitz einer kleinen Erbschaft gelangte, und sich vom Dienste zurückzog, fühlte sich die ganze jugendliche Bevölkerung von Vorlandsberg auf die freudigste Weise berührt, während seine undankbaren Vorgesetzten sich ihrerseits über seinen Verlust außergewöhnlich schnell zu trösten wußten.

Herr Isaias Taubensieber wurde jetzt ein entschiedener Feind aller Vorurtheile, studirte eifrig Naturwissenschaften, und betrieb eben so eifrig das Geschäft eines Mäklers beim Kornhandel, obgleich ihn alle diese Dinge nicht abhielten, eine gewisse Würde beizubehalten, welche er seinem Stande als Gelehrter für angemessen erachtete.

Was Sendelbach betraf, so konnte er Taubensieber nicht recht leiden, und erklärte ihn für einen ausgemachten Hochmuthsnarren, welches jener ihm mit Zinsen zurückgab, aber man hatte dennoch an einem und demselben Tische Platz genommen, und begann dem von Frau Barbara aufgetragenen Abendbrode alle Ehre anzuthun, während man sich gleichzeitig über das immer noch fortwährende Gewitter besprach.

„Es scheint jetzt doch in etwas nachzulassen," sagte Ludwig, „und das Blitzen findet nicht mehr so ununterbrochen statt wie vorher," aber der Förster schüttelte den Kopf und meinte: er kenne dergleichen, bevor nicht ein tüchtiger Regen fiele, und der Wind, welcher jetzt aufgehört habe, wiederkehre, sei wenig Aussicht.

Taubensieber versuchte einige wissenschaftliche Goldkörner in das Gespräch zu streuen, und schwieg verstimmt, da diese nicht gewürdigt wurden; plötz-

lich aber verstummte die ganze Gesellschaft und fuhr im andern Augenblicke von ihren Sitzen auf.

Eine blendende Helle hatte mit einem Male das ganze Gemach erfüllt, und gleichzeitig erfolgte ein einziger furchtbarer Schlag. Ein einziger, der nicht die entfernteste Aehnlichkeit mit dem Rollen des Donners hatte, und eben so wenig das eigenthümliche Rasseln hören ließ, welches man vernimmt, wenn der Blitz nur auf hundert bis hundertfünfzig Schritte Entfernung eingeschlagen hat.

Die Erschrockenen hörten kaum das Klirren der Fensterscheiben, aber sie fühlten, daß das Haus in seinen Grundvesten erzitterte, und jetzt, nachdem jener blendende Lichtschein vorüber, drang ein rother Feuerschein in die Stube.

Die Försterin rang die Hände, und der Förster, Ludwig und Sendelbach sprangen zur Thür.

Eine dunkelrothe feurige Lohe schien anfänglich den stets noch vom Blitze Geblendeten draußen entgegenschlagen, aber nach wenigen Augenblicken erkannten sie den Grund.

Der Wetterstrahl hatte in eine mächtige Tanne geschlagen, die wenige Schritte vom Forsthause entfernt vereinzelt auf der Freiung stand, welche Haus und Wald trennte.

Der Baum stand in lichten Flammen, welche krachend und prasselnd zum Himmel schlugen, und seine glühenden Nadeln streuten rings umher einen feurigen Regen, welchen der Förster mit gerunzelter Stirn und besorgter Miene verfolgte.

Aber jetzt fielen einzelne schwere Tropfen, und einige Secunden später folgte ein wolkenbruchartiger Regen.

Die Männer gingen in's Haus zurück, und der Förster, der dort vom Fenster aus den brennenden Baum beobachtete, sagte:

„Gott sei Dank! der Wald ist gerettet! Wäre der Wind, der sich jetzt tobend erhebt, vor dem Regen gekommen, so hätten die glühenden Nadeln und brennenden kleineren Aeste das größte Unglück herbeiführen können, da durch die Hitze der letzten Wochen der Waldboden unendlich ausgetrocknet ist. Jetzt glimmt nur der Stamm noch."

Taubensieber, der kreideweißen Antlitzes nach dem brennenden Baume sah, war immer noch keines Wortes mächtig, die Försterin aber hatte sich wieder gefaßt.

„Wäre der Baum nicht gewesen, so hätte der Blitz in's Haus geschlagen," sagte sie.

„Ja," setzte Walter hinzu, „er hat das Haus

und vielleicht unser Aller Leben gerettet, und deshalb dauert mich der alte Bursche doppelt. Er stand dort auf seinem Posten, als ich einzog, ein junger Mann noch, hier auf der Försterei. Manchen Winter habe ich seine Aeste unter der Last des Schnees sich beugen sehen, in mancher schlimmen Wetternacht hörte ich sein Keuchen, wenn er mit dem Sturme rang, und jedes Frühjahr sah ich mit Vergnügen, wie er sich neue hellgrüne Aufschläge auf seine dunkelgrüne Uniform setzte. Da glaubte ich wohl, daß er mir einmal einen Abschiedsgruß zuwinken würde mit seinen starken Astarmen, wenn sie mich hinuntertrügen durch den Wald zur ewigen Ruhe. Jetzt ist er vor mir gegangen!"

Es entstand eine Pause, und dann sagte Ludwig: „Es ist sonderbar, daß das Gewitter jetzt fast vollständig aufgehört hat. Es blitzt nur selten noch, und Blitz und Donner folgen sich in längeren Pausen."

„Ich habe das häufig beobachtet, wenn es eingeschlagen und mit hellen Flammen brannte," erwiderte der Förster. „Ich glaube, das Feuer zieht die Kraft aus den Wolken."

Taubensieber sagte überlegen:

„Die Ausgleichung der beiden Elektricitäten,

welche durch die Flamme stattfindet, trägt die Schuld, man kann das bei jeder Elektrisirmaschine nachweisen, wenn man dem geladenen Conductor eine brennende Kerze nähert."

„Das ist am Ende dasselbe," versetzte der Förster trocken, und Ludwig machte jetzt auf die eigenthümliche Erscheinung aufmerksam, welche vor dem Ausbruche des eigentlichen Gewitters stattgefunden, auf die tief schwarze und streng vom übrigen wolkenfreien Himmel getrennte Wolkenschicht.

„Ich habe es nur einige Male beobachtet," sagte der Förster, „aber stets war das dann ausbrechende Gewitter ein äußerst heftiges, warum, weiß ich nicht."*)

---

*) Ich selbst, nicht Taubenfieber, sondern ich, der Verfasser, habe dreimal in meinem Leben Gelegenheit gehabt, diese Erscheinung zu beobachten, und kann in Folge dessen dem alten Walter nur beipflichten.

Einmal in Unterfranken, wo das Wetter gegen Abend genau in der oben bezeichneten Weise heranzog, stundenlang unbeweglich, und den Horizont in zwei fast gleiche Hälften theilend, stehen blieb, und sich hierauf mit einer furchtbaren Heftigkeit entlud. Dort fiel kaum Regen, und der Wind war verhältnißmäßig gering. Die elektrischen Entladungen aber waren von einer nie vorher von mir beobachteten Stärke, man konnte beim Lichte der unaufhörlich sich kreuzenden Blitze bequem lesen, und es schlug an verschiedenen Orten in der Umgegend ein.

„Wenn man morgen am Fuße der Tanne nachgraben würde, müßte man zuverlässig einen Donnerkeil finden," fiel jetzt Sendelbach ein, „das wäre etwas für den Herrn Keltenschmidt."

Früher, wenn ich nicht irre, im Jahre 1830, fand in der Rhöne ein furchtbares Unwetter statt, dessen Heranziehen ich, eben auf einer geognostischen Excursion dort streifend, genau beobachten konnte. Es zog am Morgen heran, wieder nicht sich thürmend in einzelnen oder vereinigten Wolkenhaufen, sondern einem tief schwarzen Sammetvorhange ähnlich, langsam und drohend von Süden ansteigend, und die Hälfte des Himmels bedeckend, während der andere tief blau erschien. Von der Milzeburg beobachtete ich so weit die Erscheinung, verließ aber zu meinem Glücke, eben noch zu rechter Zeit jenen erhöhten Standpunkt, um das unten gelegene Dorf Kleinsassen zu erreichen, allerdings schon begleitet von Trümmern von Hütten und kleineren Bauten und entwurzelten Stämmen, die unten im Hohlwege das Wildwasser mit sich fortriß. Denn ein großer Theil des Rhönegebirges wurde an jenem Unglückstage schlimm mitgenommen; in Hilters, einem Städtchen, welches ich am Morgen verlassen, hatte man viele Menschenleben zu beklagen und, entsinne ich mich recht, wurden dort neun Häuser vom Wasser mit hinweggerissen, und riesige Felsblöcke vom Gebirge in's Thal geschleudert, einzelner Verunglückter an anderen Stellen des Gebirges nicht zu gedenken. Durch Blitzschlag geschah jenesmal verhältnißmäßig weniger Schaden, aber die allenthalben niederstürzenden Wolkenbrüche, seit Menschengedenken dort nicht in solcher Stärke erlebt, trugen Schuld an dem Unheil. Aeltere Leute in jenen Bergen sprechen noch heute von jenem Unglückstage.

„Mein guter Sendelbach," rief Taubensieber, „das sind Dinge, die nicht mehr in unser Jahrhundert passen. Der Blitzschlag, obgleich der Ausdruck unpassend, wird durch eine Ausgleichung der beiden Elektricitäten erzeugt, und tritt für das Auge in Form eines großen Funkens auf. Es ist lächerlich, zu glauben, daß ein Stein aus den Wolken fällt."

„Sie sind selbst lächerlich," rief Sendelbach auffahrend, „höchst lächerlich! Denn drunten im Städtchen hängt ein Donnerkeil, befestigt an einer Kette, und eine alte Inschrift besagt, daß er unter Blitz und Donner auf die Erde gefallen. Wollen Sie mir wegstreiten, was ich jetzt gesehen habe, und was jeder sehen kann, der Augen hat. He?"

„Daß dort ein Stein hängt, weiß ich recht wohl, denn ich habe ihn selbst öfters gesehen," erwiderte Taubensieber, „aber es ist kein Donnerkeil, oder vielmehr es giebt keine Donnerkeile, und es ist

Zum dritten Male endlich habe ich unter den Tropen Aehnliches erlebt, auf „dunkelblauen Wogen," welche aber rasch sich grau färbten und überhaupt sich schlecht benahmen. Aber ich will kein „schlimmes Wetter" schildern, wie dergleichen die Seeleute nennen. Das ist schon allzu oft geschehen von solchen, die das erlebt und nicht erlebt, sondern ich wollte nur andeuten, daß Stürme, die heranziehen, wie oben erzählt, meist heftig und unheilbringend sind. —

ein Vorurtheil, ein schändlicher Aberglaube aus alter finsterer Zeit, dergleichen zu glauben."

Sendelbach runzelte die Stirn. Er war leicht zu reizen, vertrug keinen Widerspruch, und konnte ohnedies den Schulmeister nicht leiden. Indessen bezwang er sich und sagte, zu Ludwig gewendet: „Der junge Herr Baron von Stellenbach können uns da gewiß die beste Auskunft geben, und verstehen die Sache zuverlässig besser als wir Beide."

Taubensieber warf einen giftigen Blick auf Sendelbach, Ludwig aber sagte lachend: „Ich weiß wahrhaftig nicht, ob ich das Rechte treffen werde, aber ich habe mehrmals sagen hören, jener Stein sei entweder eine Waffe oder ein Werkzeug aus uralten Zeiten, oder vielleicht auch ein Meteorstein.

„Was ist ein Meteorstein?" fragte Sendelbach, stets gegen Ludwig gewendet.

„Von Zeit zu Zeit fallen größere und kleinere Steinmassen auf die Erde, welche man Meteorsteine nennt, obgleich man, wie ich glaube, immer noch nicht mit Bestimmtheit sagen kann, wessen Ursprungs sie sind."

Sendelbach kniff ein Auge zu, und schielte dann, starke Tabakswolken von sich blasend, mit

dem andern nach Taubensieber, und sagte: „Es ist also kein Vorurtheil, kein schändlicher Aberglaube, und nicht lächerlich, zu glauben, daß Steine aus den Wolken fallen. Punctum!"

Taubensieber ward roth vor Aerger und Mißmuth. Er befand sich in der schlimmen Lage, recht und unrecht zugleich zu haben, und gleichzeitig sah er die Unmöglichkeit ein, weiter gegen das Vorurtheil der Donnerkeile zu kämpfen, um aufklärend auf die Anwesenden zu wirken. Er kannte Sendelbach zu gut, um nicht zu wissen, daß dieser jeden desfallsigen Versuch mit den Worten abgeschnitten haben würde: Es fallen Steine aus den Wolken. Punctum!

Die Worte der jetzt sich in's Gespräche mischenden Frau Barbara dienten nicht dazu, seinen Unmuth zu stillen. Wie leicht zu denken, war er ein abgesagter Feind aller Gespenster und ihrer ganzen Sippschaft, und die Försterin sagte jetzt:

„Ich habe selbst immer geglaubt, daß es Donnerkeile gebe, giebt's aber keine, so ist mir's auch recht. Ahnungen aber giebt es. Das weiß ich gewiß."

Es war bei Taubensieber leider keine Ahnung mehr, sondern vielmehr eine fast traurige Ge-

wißheit geworden, daß er jetzt verurtheilt sein würde, den ganzen Abend hindurch mit allerlei Spuk und Graus zu verkehren, denn die Nacht selbst, die Stube des Försters und die in derselben Befindlichen berechtigten zu den reizendsten Hoffnungen.

Draußen war es mittlerweile stockdunkle Nacht geworden, und da der Förster ein Fenster geöffnet hatte, um die durch den Sturm und Regen herangelockte Kühle in die mit schwüler Luft erfüllte Stube treten zu lassen, so konnte man deutlich den immer noch glimmenden Baumstamm durch die Nacht erglühen sehen, bald nur schwach noch leuchtend, bald, durch einen Luftstoß angefacht, wieder heller aufflackernd, so daß es fast schien, als entferne er sich einmal vom Hause, und komme dann wieder näher. Auch der Wald rauschte bald schwächer, bald stärker, und seine geheimnißvollen Stimmen drangen bald flüsternd, bald brausend, wie des Meeres Brandung, in die Stube, die von fernen, einzelnen Blitzen zu Zeiten noch schwach erhellt wurde.

Dazu rieselte draußen der Regen, und strömte in dünnem Strahle vom Vorsprunge des Daches aus, an den Fenstern vorüber, versilbert durch das von innen auf ihn fallende Licht.

Da fühlte man sich wohl behaglich unter dem schützenden Dache und in der traulichen Stube, aber leider wußte Taubensieber aus Erfahrung, daß man in solchen Stunden, nicht minder ungern als in stürmischer Herbst- und Winternacht, Kobolde und Gespenster zu sich einladet in die häusliche Gemüthlichkeit, und eben so wußte er, daß die Insassen dieser Stube so recht, wie man zu sagen pflegt, das Zeug hatten zu einer solchen Einladung.

Da saßen am großen grünen Kachelofen der Knecht und die Magd des Hauses, nichts weniger als furchtsam zwar, aber ungebildet, abergläubisch und hartnäckig an veralteten Vorurtheilen und Gewohnheiten hängend, wie denn Beide jetzt auf der Ofenbank hockten, obgleich kein Funke im Ofen, blos weil sie im Winter gewohnt waren eben dort zu sitzen. Das Paar aber gab, er kannte das, zuverlässig seinen Senf darein, auf bäuerische und einfältige Weise, wenn einmal die Hexen fliegen würden, wenn das Leichenhuhn rief und feurige Männer im Busche tanzten.

Der Förster selbst fürchtete den Teufel nicht, aber was viel schlimmer war, er glaubte an ihn, und Taubensieber hatte häufig die Erfahrung gemacht, daß Leute, denen es wohl zu Zeiten graut,

die aber deshalb doch keck Allem entgegengehen, was sich ihnen in den Weg stellt, gefährliche Verbündete des Gespensterglaubens sind.

Die Försterin war eine Frau. Das reichte nach Taubensieber's Ansichten schon hin, wenig Vernünftiges von ihr zu erwarten. Die Emancipation der Frauen war jenes Mal noch nicht Mode geworden, und er selbst hatte merkwürdigerweise beim schönen Geschlechte niemals die gehörige Anerkennung gefunden.

Dann aber war sie zum Ueberflusse in früherer Jugend als Dienerin in einem adeligen Hause gewesen, in dessen alten Räumen der halbe Stammbaum spukte, Tanten, Großtanten und Urgroßtanten zur Adventzeit unangenehm mit Pantoffeln schlürften, die Bilder der Urahnherren, trotz der stärksten Nägel, von den Wänden fielen, wenn es Zeit war, irgend ein Unheil zu verkünden, in dessen Kellern gespenstige Küper lärmend die Faßreifen antrieben, und auf dessen Bodenräumen die Hexen der ganzen Umgegend, in Katzengestalt, ihren Sabbath feierten.

Was war nach einer solchen Erziehung von der Frau Försterin Barbara zu erwarten?

Was Ludwig betraf, so war der aufgeklärte Schulmeister überzeugt, daß vorkommenden Falles

derselbe zu den Försterslenten halten werde, da er häufig draußen im Försterhause war und mit den Leuten auf dem besten Fuße stand, und er fürchtete ihn, indem er mancherlei Studien gemacht hatte und jedenfalls ihm selbst überlegen war.

Sendelbach haßte Taubensieber geradezu, und es war keinem Zweifel unterworfen, daß jener seinerseits ihn eben auch nicht besonders liebte, und unbedingt alle Gelegenheit ergreifen werde, ihm Verderbliches zu bereiten.

Er saß also da, wie Daniel in der Löwengrube, oder, wie er bei ähnlichen Gelegenheiten lieber zu sagen pflegte: Unter Larven die einzige fühlende Brust.

Freilich hätte er sich zurückziehen und auf seine Stube begeben können, aber dieser Rückzug hätte einer Flucht sehr ähnlich gesehen, und er fürchtete, daß Sendelbach nach seiner Entfernung sich lustig über ihn machen würde. Es war aber noch ein gewichtiger Grund vorhanden, wacker auszuhalten.

Er hatte eine volle Kanne Weins vor sich stehen, welche er nicht allzu rasch austrinken, noch weniger aber stehen lassen wollte. Er beschloß also, hartnäckig da zu bleiben, wenig auf das Gespräch zu achten, oder sich wenigstens diesen Anschein zu geben, und sich nur in dasselbe zu mischen, wenn

der Sieg unbedingt auf seiner Seite sein müsse.

Wie bereits angedeutet und wie es gewöhnlich der Fall zu sein pflegt, begann das Heer der ächten und wahren Gespenster seine leichten Truppen, die Ahnungen, vorauszuschicken.

„Ich lasse mir das nicht nehmen," sagte Frau Barbara, obgleich Niemand einen Einwurf erhoben hatte, „und wir hatten eine Uhr im Hause, die der deutlichste Beweis dafür war."

Sie sagte nämlich stets „wir," wenn sie von der Familie sprach, deren oben erwähnt wurde, und dann setzte sie die Sache auseinander. „So oft der Aelteste des Hauses zum Sterben kam, stand, eine halbe Stunde vor seinem Tode, die Uhr still. Das war ein öffentliches Geheimniß im Hause, nur sprach man nicht gern laut davon, aber alte Dienstleute, die schon als Kinder in's Haus gekommen waren, bestätigten die Wahrheit der Sache. Ziemlich jung waren zwei Majoratsherren gestorben, und beide Fälle hatte pünktlich die Uhr angezeigt. Als der letzte Herr, der schon bei Jahren, auf seinem Sterbebette lag, fragte er, ob die ominöse Uhr noch gehe, und man beeilte sich, ihm zu erwidern, daß dies der Fall sei. Aber einer der Angehörigen ging unbemerkt in den

Vorsaal, wo sie stand, um nachzusehen. Es war drei Viertel auf Zehn, aber die Uhr war bereits um halb stehen geblieben. Um zehn Uhr war der Herr von Hohenwelden eine Leiche.

„Dabei war die Uhr fürchterlich anzusehen. Sie war ganz von schwarzem Ebenholze, obenauf saß ein silbernes Gerippe mit Stundenglas und Sense, und unter dem Zifferblatte stand ein silberner Sarg, um welchen Genien gruppirt waren, die mit äußerst traurigen Mienen, Stundengläser, Schädel, Knochen und andere Insignien des Todes emporhielten. Man nannte auch die Uhr nicht anders als die Todtenuhr.

„Bei diesem Aussehen und bei solchen Eigenschaften war dieser Name wohl gerechtfertigt," sagte Ludwig, Taubensieber aber, welcher trotz seines Vorsatzes doch nicht schweigen konnte, rief:

„Die einfältige Idee des Künstlers, solches Zeug als Verzierung anzubringen, hat die Leute auf jenen abergläubischen Gedanken gebracht. Ich hätte die Uhr verkauft."

„Sie vielleicht, aber wir nicht," sagte die Försterin spitzig.

Dann folgten andere Fälle von Vorherbedeutungen, Anzeichen und verhängnißvollen Träumen,

von mächtigen Schlägen, die das ganze Haus erschüttert hatten, ohne daß man irgend eine Ursache aufgefunden hätte, bis man später erfuhr, daß irgend ein Glied der Familie, oder ein theurer Freund genau zur selben Stunde gestorben.

Taubensieber widersprach nach Kräften, ohne den mindesten Vortheil zu erringen, da man kaum auf ihn hörte, als eben jetzt der Knecht, der, wie er erwartet hatte, sich in's Gespräch mischte, erzählte, daß bei seines Vaters Tode das Leichenhuhn drei Tage und drei Nächte lang seinen schaurigen Gesang habe hören lassen, wandte er sich an den Förster, und sagte: „Wenn zufälliger Weise dieses Thier so hartnäckig irgendwo lärmt, warum schießt man es nicht todt?"

„Man thut es nicht gern," versetzte der Förster ernsthaft, „weil meistens die Gewehre springen, wenn man versucht, nach dem Todtenvogel zu schießen."

Taubensieber schwieg, da er es nicht gern mit dem Förster verderben wollte, und die Magd erzählte jetzt, daß sie, zwar nicht heuer, aber im vorigen Jahre, zahlreiche Hexen in der Walpurgisnacht über den Wald hätte ziehen sehen, einige hoch, andere so niedrig, daß sie fast den Gipfel

der Tannen gestreift hätten. Sie habe sich fast zu Tode gefürchtet.

„Sie wird Glühwürmer gesehen haben," meine gute Veronika," warf Taubensieber ein, „vielleicht war es auch eine Sternschnuppe."

„Kann auch sein, daß es Meteorsteine waren," sagte Sendelbach kaltblütig, „indessen habe ich selbst niemals Hexen in der Luft fliegen sehen, wohl aber andere Dinge auf und in der Erde, die viel grausiger sind. Ich bin einmal in Ungarn durch ein Dorf gekommen, in welchem die größte Bestürzung herrschte. Ein Mann war gestorben, sein Name ist mir entfallen, und man dachte fast nicht mehr an ihn, als plötzlich mehrere Leute erkrankten und rasch dahinstarben. Auf dem Sterbebette sagten aber alle aus, daß der Verstorbene in der Nacht zu ihnen gekommen, sie gewürgt und ihnen das Blut ausgesogen habe. Jetzt gestand auch die Frau des Todten, daß dieser sie besucht, und daß sie ihm, auf sein Verlangen, seine Oppanki oder Schuhe habe geben müssen, da er beabsichtige, einige benachbarte Dorfschaften zu besuchen. Da der Schrecken und die Furcht allgemein war, so öffnete man in Gegenwart eines Beamten und eines Geistlichen das Grab, und fand in demselben den Leichnam

des Gespenstes vollständig wohl erhalten, und ohne den mindesten Todtengeruch. Haare und Bart waren die eines Lebenden, die Nägel waren ihm zwar abgefallen, dafür aber neue gewachsen, die Haut war frisch und im Gesichte geröthet, und zum Entsetzen aller Anwesenden war in seinem Munde noch frisches Blut.

„Der anfängliche Schrecken und das Entsetzen der Bauern ging jetzt in Wuth über, man spitzte rasch einen starken Pfahl und trieb denselben dem Leichnam in die Brust, worauf häufiges Blut aus der Wunde, so wie aus Mund und Nase drang, und der Todte zugleich einen lauten Schrei ausstieß.

„Hierauf verbrannte man den Leichnam, und streute die Asche in den Fluß, und von nun an hatten die übrigen noch lebenden Bewohner jenes Dorfes Ruhe vor dem Gespenste."

Sendelbach schwieg, aber Taubensieber's anfänglich ärgerliche Miene verwandelte sich jetzt in ein wegwerfendes Lächeln, er wendete sich von Sendelbach ab und gegen die übrige Gesellschaft und sagte:

„Die Geschichte ist von altem Datum, und es fehlt nicht mehr viel, so sind es bald hundert Jahre, daß der Aberglaube und die Leichtgläubig-

keit diesen scheinbaren Sieg feierten. Das Dorf hieß Kisolova, der Vampyr, denn so nennt die Thorheit diese angeblichen Gespenster, hieß Peter Plogojovicz, und die ganze lügenhafte Geschichte wurde nach einem vorliegenden amtlichen Berichte beschrieben und gedruckt unter dem Titel:

„Entsetzliche Begebenheit, welche sich in dem Dorfe Kisolova, ohnweit Belgrad in Oberungarn, vor einigen Tagen zugetragen hat. 1725."

„Bei meinen Bestrebungen, den Aberglauben und die Unwissenheit zu bekämpfen," setzte er mit Würde hinzu, „und bei den zu diesem Zwecke angestellten Studien kam mir dieses Schriftchen in die Hand, und ich kann daher die Erzählung des Herrn Sendelbach mit vollem Rechte als ein veraltetes Märchen bezeichnen."

Sendelbach ward dunkelroth und runzelte bedrohlich die Stirn, Ludwig aber warf ihm einen beruhigenden Blick zu und sagte:

„Nicht so ganz veraltet, wie Sie glauben. Ganz zufällig habe ich einige Schriften in die Hand bekommen, aus welchen hervorgeht, daß das Wesen des Vampyrismus in die ältesten Zeiten reicht und noch heute seinen Boden hat.

„Die blutsaugenden Gespenster, also die Vampyre, wurden bei den alten Griechen Empusen

genannt, die Neugriechen nennen sie Brukolakas, und die Römer hatten, in fast gleicher Bedeutung, ihre Lamien und Lemuren. In Ungarn, Polen, Schlesien, Mähren, in Oesterreich und Lothringen aber ist dieser Glaube ein uralter, welcher lange vor 1725 bestanden hat, und nach dieser Zeit noch eben so großes Aufsehen machte. Die Theologen stritten sich darüber, ob der Leib oder die Seele diesen Unfug ausübe, und wurden endlich einig, daß beide zugleich die Schuld trügen, und 1796 wurde von gelehrten Aerzten der Vampyrismus als eine Krankheit eigener Art erklärt, da der Befund der unverwesten Leichen in den Gräbern nicht zu läugnen war, und man also eine eigenthümliche Organisation des Verstorbenen annahm, vermöge welcher die sonst bald eintretende Fäulniß hier eine längere Zeit aufgehalten wurde.

„Noch heute glaubt das Volk in Dalmatien, daß die Leichname derer, die wegen Zauberei im Verdachte gestanden, oder solcher, die anderer Vergehungen halber im Kirchenbanne gestorben seien, nicht verwesen, sondern an sich selbst nagten, und des Nachts aus ihren Gräbern gingen, um Personen, mit welchen sie früher in Verbindung gestanden, das Blut auszusaugen und dieselben so zu tödten.

„Aber ebenfalls wieder schon in früherer Zeit bestand der Glaube, daß mehrere Todte in den Gräbern sich selbst aufspeisen.

„Deutlich hörte alle Welt das Kauen und Schwatzen der Verewigten in ihren Gräbern, und während die Aufgeklärten die Theorie aufstellten, daß Schlangen und Eidechsen die Särge durchstörten, schoben die Finsterlinge das Geräusch den Hexen in die Schuhe. Was mich betrifft, so halte ich die eine der Behauptungen für so einfältig als die andere.

„Luther aber, der Nachricht von der Sache erhielt, drückte sich hierüber *) auf eine ganz eigene Art aus.

„M. Roer meldete ihm, ein begrabenes Weib fresse im Grabe sich nach und nach selbst auf, und darüber stürben alle Einwohner im Dorfe. Da sprach Luther:

„Das ist des Teufels Betrügerei und Bosheit. Wenn sie es nicht glaubten, so schadete es ihnen nicht, da sie aber so abergläubisch sind, so sterben sie ja immerdar nur mehr dahin. Und da man das weiß, sollte man die Leute nicht so freventlich in's Grab werfen, sondern sagen: Da friß, Teu-

*) Tischreden. 25.

fel, da hast Du Gesalzenes! Du betrügst uns nicht!"

Ludwig schwieg jetzt, und machte die Bemerkung, daß seine glänzende Rede einen sehr verschiedenen Eindruck auf seine Zuhörer gemacht hatte. Der Knecht und die Magd, welche ihn ganz als zu ihrer Parthei gehörig betrachteten, blickten ihn wohlwollend an, Sendelbach warf Blicke der Bewunderung und Dankbarkeit auf ihn, Taubensieber ärgerte sich über die entwickelten Kenntnisse des jungen Mannes, und war auf der andern Seite nicht mit sich im Reinen, ob er an den Vampyrismus glaube oder nicht. Der Förster endlich hielt mit beiden, auf seinem Schooße ruhenden Händen seine Pfeife fest, hatte das Haupt geneigt und schlief.

Frau Barbara stieß ihn an, und sagte: „Wache auf, Alter! Das Beste verschläfst Du." Taubensieber aber wendete sich gegen Ludwig und sagte:

„Sie haben da uns gezeigt, daß Sie eine große Belesenheit besitzen, denn ich läugne nicht, daß das Alles gedruckt ist, aber Herr von Stellenbach, glauben Sie denn wirklich, daß Verstorbene auf solche Art aus ihren Gräbern steigen können, und glauben Sie wirklich an Gespenster?"

„Was die Vampyre betrifft," versetzte Ludwig,

„so glaube ich, daß es nicht zu läugnen, daß man wirklich noch nach längerer Zeit wohlerhaltene Leichen in gewissen Gegenden gefunden hat. Es sind zu viele Zeugen da, die dies bestätigen, und es mag sein, daß eine gewisse Beschaffenheit des Erdreichs, in welches die Todten gebettet wurden, vielleicht auch, wie jene Aerzte sagten, eine Eigenthümlichkeit des menschlichen Organismus der Verstorbenen die Ursache ist. Bezüglich des schädlichen Einflusses aber, den solche Subjecte auf noch Lebende ausüben, schließe ich mich ganz der Meinung des großen Reformators an, mit Ausnahme dessen, was er vom Gesalzenen sagt, und was mir nicht recht klar ist.

„Was aber die übrigen, ordinären Gespenster betrifft, so wäre da Vielerlei zu sagen. Aber ich bin wohl noch zu jung," setzte er mit fast übergroßer Bescheidenheit hinzu, „und habe zu wenig erlebt und erfahren, um mir über dergleichen ein Urtheil erlauben zu dürfen."

Taubenfieber bat ihn dringend, das dennoch zu thun, und Ludwig sagte jetzt ernsthaft:

„Sehen Sie, lieber Herr Taubenfieber, vom Standpunkte eines Christen, eines gläubigen Christen nämlich, werden freilich Gespenster nicht recht anzunehmen sein. Warum sollte der liebe Gott

erlauben, daß Unschuldige von solchen Spukgestalten erschreckt und molestirt werden, von feurigen Männern, von großen Hunden, welche keine Köpfe und funkelnde, glühende Augen haben, von weißen, grauen und schwarzen Gestalten, und ferner durch Schlürfen, Scharren, Pochen, Kratzen, durch Stöhnen, Seufzen und Winseln und durch tausend andern derartigen Unfug mehr. Wir dürfen wohl annehmen, daß Gott passendere und anständigere Mittel anwenden würde, uns an unsere Sterblichkeit zu erinnern, und eben so um den Schuldigen abzustrafen. Als Christen also, welche einen sterblichen Körper annehmen und eine unsterbliche Seele, die nach dem Tode anderseitig untergebracht wird, wohl oder übel, je nachdem, ist es nicht statthaft, an dergleichen Spuk zu glauben.

„Aber als Materialisten, ich meine nicht als Gewürzkrämer, sondern als Philosophen, welche die Seele als eine materielle, als eine körperliche, den Raum ausfüllende Substanz annehmen, sind wir berechtigt, an Gespenster zu glauben, ja, gewissermaßen müssen wir es sogar thun.

„Teufel," sagte Taubensieber fast unwillkürlich, „ich bin begierig!"

„Sehen Sie," fuhr Ludwig fort, „stellen Sie sich einmal einen Menschen vor, der wenig Kennt-

nisse und Erfahrungen hat, und der, zum Beispiel, stets der Meinung war, daß man die Leute begräbt, daß sie dort zu Staub und Asche werden, und nichts mehr von ihnen übrig bleibt, als höchstens ein paar Knochen. Führen Sie jetzt diesen Ununterrichteten in eine Naturaliensammlung oder in ein anatomisches Museum. Dort findet er Kinder, miß- und anständig geborene, in Spiritus sitzen, mit Haut und Haar und trefflich conservirt. Item die Köpfe von Negern, von amerikanischen Wilden, von Hottentotten und von europäischen Mördern, welche man geköpft hat. Er findet Hände, Arme und Beine, künstlich mit rothem und blauem Wachse behandelt, als Nerven-, Venen- und Arterien-Präparate, geht es gut, vielleicht ein ganzes Subject, auf diese Weise dem „wieder Erde werden" abgerungen. Er trifft sogar vielleicht auch eine vollständige gegerbte Menschenhaut, während er bis zur Stunde nur Ochsen, Kälber, Schafe, Pferde und andere Quadrupeden für gerbfähig hielt.

„Was denkt der Mann? Was wird der arme Ununterrichtete glauben? Wird es ihm nicht unbegreiflich erscheinen, hier eine gewisse Anzahl seiner Mitbürger, welche er längst vermodert glaubte,

ganz artig, wenn auch nur fragmentarisch, in Reihe und Glied aufgestellt zu finden?

„Wahrscheinlich ekelt er sich, vielleicht fürchtet er sich auch, für unsere gegenwärtige Zwecke aber kümmert uns das nicht. Wir müssen nur festhalten, daß er nicht ergründen kann, wie alle jene Dinge dorthin gekommen sind, warum sie dort sind, und endlich aus welchem Grunde sie nicht verwest sind.

„Es kommt ferner vor, daß auch wir, die wir mehr oder weniger gebildet sind, uns ähnliche Fragen stellen müssen.

„Ganz abgesehen von den widerwärtigen Leichnamen der Vampyre, findet man von Zeit zu Zeit Körper von Verstorbenen, welche blos vertrocknet, aber nicht vermodert sind, ja man hat, selbst nicht einmal sehr selten, Grabgewölbe, in welchen dieser Fall bei allen dort Beigesetzten eintritt, in welchen dieselben nach Jahrhunderten noch als Mumien angetroffen werden, während ihre Kleider eben so wenig von Fäulniß oder Moder angegriffen worden sind, sondern in Farbe und Stoff kaum verändert erscheinen.

„In diesen Falle befinden wir uns in derselben Lage wie Jener im anotomischen Cabinete. Wir

sehen den Körper vor uns, aber wir wissen nicht, warum er sich erhalten hat.

„Ist es aber nun nicht möglich, daß ein Stück dieser sogenannten Seele, die, wie Materialisten wissen, aus Materie besteht, wenn gleich fast gänzlich aus sehr feinem und unwägbarem Stoffe, vielleicht aus einer Abart von Elektricität oder Magnetismus, mit einer winzigen Zuthat von Phosphor, gleichsam als Gewürz, — ist es nun nicht möglich, sage ich, daß aus uns unbekannten Gründen auch irgend ein Fetzen dieser Seelenmaterie übrig geblieben ist, aus Gründen, welche wir so wenig zu errathen wissen, als jener sich die Aufbewahrung der Präparate erklären kann, und wir selbst die Conservirung von Leichen?

„Die verschiedenen Variationen der Gespenster passen trefflich zu dieser Ansicht. Ein kleines Seelenmaterie-Fragment macht auch kleinen Spectakel, es klopft leise und seufzt kaum hörbar, es genirt sich gewissermaßen. Ein größeres tritt schon patziger auf, das liegt in der Natur der Sache, es pocht derber, hämmert laut, geht durch verschlossene Thüren, und steigt klappernden Schrittes Treppe auf Treppe ab. Ist endlich eine ganze Seele, aus unbekannten Gründen, verstockt geworden, unlöslich im Weltäther, so haben wir

auch die ganzen Erscheinungen, die weißen Frauen, die grauen Gräfinnen, die Jäger am Kreuzwege, die polternden Urahnen und die seufzenden Tanten.

„Natürlich spukt das Seelenbruchstück nach dem Bildungsgrade, dessen es im Leben theilhaftig war — außerordentlich natürlich, da blos diese sogenannte Seele auch früher allein bildungsfähig war, und aus diesem Grunde treten in Städten, und überhaupt bei belesenen und cultivirten Menschen durchschnittlich auch gebildete Gespenster auf. Auf dem Lande geht es derber zu. Da spuken Hunde, Katzen, feurige Kälber, was einfach darin seinen Grund hat, weil sich der Landbewohner bei Lebzeiten viel mit Vieh und verwandten Gegenständen beschäftigt."

Die Anwesenden, mit Ausnahme Taubensieber's und Sendelbach's, waren sämmtlich entschlafen, als Ludwig bei diesem Schlusse seines Vortrages angelangt war, und gegen die gewöhnliche Regel war dies aus Gründen dem Sprechenden sehr lieb.

Sendelbach aber hatte kein Wort verloren, und hatte ernst und schweigend dem jungen Manne zugehört. Er sprach auch nicht, als dieser jetzt geendet, Taubensieber hingegen war ersichtlich sehr angeregt und sagte: „Ihre Ansicht, Herr von

Stellenbach, hat eine große, eine bedeutende Tragweite. Hat irgend ein Philoloph dieselbe bereits bekannt gemacht? Ist sie gedruckt?"

„Ich glaube zuverlässig nicht," versetzte Ludwig, „und so viel ich weiß, ist sie ganz meine Erfindung."

Da jetzt auch Taubenfieber nachdenklich schwieg, so erhob sich Ludwig und weckte den Förster, da er sich zur Ruhe begeben wollte.

„Ich wäre fast ein bischen eingenickt," sagte dieser, „aber die Hitze war den ganzen Tag über allzu drückend."

Dann ging er hinaus, um nach dem glimmenden Baume zu sehen; aber derselbe war gänzlich verlöscht, und es stand nicht zu befürchten, daß durch den etwa heftiger werdenden Wind wieder eine Flamme angefacht werden würde.

„Morgen gehen wir zusammen in's Holz, Herr Baron," sagte er. „Sie sollen einen Rehbock schießen, der seines Gleichen sucht."

Aber Ludwig dankte, mit Schmerzen, wie er sagte; aber er müsse nach Hause, da er schon einige Tage abwesend gewesen, und zudem sein Vater kein Freund von der Jagd sei.

„Er wird schon noch Raison annehmen," sagte der Förster, „wenn Sie einmal die Jagd drunten

in Vorlandsberg haben und wir Nachbarn geworden sind."

Ludwig bot ihm die Hand, und die Gäste begaben sich in ihre Stuben, welche ihnen stets eingeräumt wurden, so oft sie im Forsthause übernachteten.

Als Taubensieber in der seinigen angelangt war und die Thür abgeschlossen hatte, blickte er zuerst in den großen Wandschrank, und hierauf leuchtete er unter das Bett. Es war Alles in Ordnung.

Dann dachte er über die Gespenstertheorie Ludwig's nach. Bisher war er der Meinung gewesen, daß jeder aufgeklärte Mann und jeder Philosoph unbedingt allen Glauben an dergleichen sogenannte übernatürliche Dinge verwerfen müsse, und jetzt sollte er, als Materialist, und gerade als solcher, plötzlich an Gespenster glauben!

Nichtsdestoweniger schien ihm die Sache außerordentlich annehmbar und praktisch. Vor Allem war die Unsterblichkeit zu Schanden gemacht, welche er stets auf's eifrigste bekämpfte; dann aber durfte man sich anständiger Weise selbst ein bischen fürchten, da die Einwirkung des fragmentarischen Seelenstückes auf die ganze, noch im übrigen Körper befindliche Seele leicht bewiesen werden konnte.

„Einfältig ist es, daß der vorlaute Junge da auf die Geschichte gekommen ist. Das hätte mir auch passiren können," sagte er zu sich selbst; aber er beschloß dann, die Theorie für sich zu usurpiren, und vor Allem den Gläubigen scharf zu Leibe zu gehen.

Endlich fiel ihm der Teufel ein, dessen Auftreten, nach der neuen Lehre, vollständig erklärt werden konnte. Er beschloß, auch diesen Wahn zu vernichten, und schlief unter ähnlichen Gedanken zuletzt ein. —

Als Ludwig ziemlich früh am andern Morgen in das Gastzimmer des Försters trat, fand er daselbst Sendelbach bereits reisefertig, und Letzterer fragte ihn, ob er erlaube, daß er ihn ein Stück Weges begleite, da er, Sendelbach, zum Hammer wolle, Ludwig aber zu Thale, und ihre Pfade ohnehin eine Strecke lang dieselben seien.

„Gern," sagte Ludwig, „es wird mir eine Freude sein, in Ihrer Begleitung durch den Wald zu schlendern, obgleich ich wahrhaftig die gemüthliche Stube hier nur ungern verlasse."

Es war ihm dies kaum zu verargen. Die fleißige Frau Barbara hatte bereits trefflich gelüftet, und jetzt zog ein feiner, angenehm duftender Wachholderrauch durch die Stube, deren Diele

mit frischem Sande und Tannennadeln bestreut war. Von den braunen und blank gebohnten Holzgeräthschaften stach vortheilhaft die glänzend weiß gescheuerte Tischplatte ab, und der Kaffee, den die Försterin jetzt auf dieselbe stellte, verbreitete einen einladenden Wohlgeruch.

Draußen aber lag ein dichter und undurchdringlicher Nebel, der von Minute zu Minute noch dichter und undurchdringlicher zu werden schien, und einen kühlen und feuchten Morgengang erwarten ließ.

Wem sollte es da nicht doppelt behaglich geworden sein in dem angenehm durchwärmten, reinlichen Zimmer!

Als später Beide durch den Wald schritten, sagte Ludwig:

„Es herbstet ja hier schon ordentlich. Gestern die Hitze, und heute ist es kühl, ja fast kalt.“

„Das kommt häufig vor hier im Gebirge,“ versetzte sein Begleiter, „und sie haben hier keinen Monat im Jahre, in welchem nicht, ein paar Mal wenigstens, der Ofen seine Schuldigkeit thun muß. Heute aber wird's wohl bald zu Ende sein mit dem Nebelregiment. Die Sonne legt ihm in ein paar Stunden schon das Handwerk.“

Er schwieg ein Weilchen, dann aber sagte er zögernd:

„Ich habe aber etwas auf dem Herzen, Herr Baron, darf ich reden?"

„Freilich," rief Ludwig, „freilich, nur vorwärts. Was ist denn los?"

„Nun," sagte Sendelbach, „nehmen Sie mir es nicht übel, aber ich möchte wissen, ob das gestern Ihr Ernst war mit dem stückweise spuken, das wäre ja doch infam, wenn Einem selbst einmal später so etwas passiren sollte. Lieber ganz und gar, wenn's doch nicht anders sein soll. Aber so vertröpfelt! Pfui Teufel!"

Ludwig lachte. „Wahrhaftig nicht, und ich weiß selbst nicht, wie ich auf das verrückte Zeug gekommen bin. Aber ich glaube fast, daß Taubensieber alle den Blödsinn für baare Münze genommen hat."

Sendelbach rieb sich vergnügt die Hände. „Dem gotteslästerischen und hoffärtigen Kerl geschieht es recht, und ich bin froh, daß Sie also kein Gotteslängner sind wie er."

Dann trennten sich die Beiden und verschwanden auf wohlbekannten Pfaden im Nebel.

Taubensieber aber, der sie vorher zusammen aus der Thür des Forsthauses treten sah, hatte ärgerlich zu sich selbst gesagt:

„Der grobe und hochmüthige Bauer, der sich einbildet, ein Edelmann zu sein und von einer alten Familie abzustammen. Und jetzt macht der slavische Hund Complimente, und nöthigt den jungen Naseweiß, fast wider seinen Willen zu seiner Rechten zu gehen!“

Drittes Kapitel.

Das Schloß, welches die Eltern Ludwig Stellenbach's bewohnten, war gewaltig verschieden von dem bereits vorher erwähnten Wohnsitze Vorland's. Es war ohne Zweifel erbaut gegen Ende des sechszehnten Jahrhunderts, oder wenigstens zu jener Zeit vollständig umgebaut und dem damals herrschenden Geschmacke angepaßt worden. Ursprünglich einem jetzt erloschenen Geschlechte angehörend, war es zurückgefallen an den Landesherrn, und dann durch Verkauf in verschiedene Hände gekommen, bis es endlich in die von Ludwig's Vater gelangte.

Als dieser seine Gattin, die Frau Catharina von Stellenbach, zum ersten Male in ihr neu erworbenes Besitzthum einführte, schwoll schon in der Entfernung ihr Herz von Stolz und Freude, und als sie endlich die Zugbrücke überschritten und die

inneren Räume in Augenschein nahm, kannte ihr Entzücken keine Grenzen, was ihrem Gemahl einerseits erfreulich war, auf der andern Seite aber, da er seine Ehehälfte kannte, einige kleine Bedenklichkeiten hervorrief, wie das in ähnlichen Fällen nicht selten der Fall ist, wenn sich Eheleute so ganz genau kennen, und gegenseitig den Grund jeder Gemüthsbewegung mit Schärfe zu erkennen wissen.

Bezüglich der gegenwärtigen Sachlage, so wußte Herr von Stellenbach sehr wohl, daß die Freude seiner Frau beim Erblicken seines neuen Erwerbes ihren Grund darin hatte, daß sie nun ein ächtes, aufrichtiges, altes Schloß besaß, was lange ihr höchster Wunsch war, obgleich sie in der Stadt ein modernes und eben im Sinne der Mode höchst geschmackvolles, großes Haus bewohnten, welches ebenfalls ihr Eigenthum war, und hinsichtlich jeglicher Bequemlichkeit nichts zu wünschen übrig ließ.

Das Entzücken aber bei Besichtigung der inneren Räumlichkeiten verdankte sein Entstehen ohne Zweifel der Aussicht, baldigst hier verschiedenartige Veränderungen vornehmen zu können, Verdorbenes wieder herzustellen, Neues zu schaffen, und Alles so geschmackvoll wie möglich einzurichten, ganz eines wirklichen Schlosses würdig.

Wer verdenkt das einer Hausfrau, welche zum ersten Mal ein neues Besitzthum betritt? Ein leises, entferntes Anrecht hierzu hat vielleicht nur der betreffende Gatte, und selbst hier nicht in Bezug auf etwaige Zweifel an dem guten Geschmacke der Einrichtenden, sondern lediglich aus Rücksichtnahme auf seine Kasse.

Die vorläufig noch nicht laut geäußerten Bedenken des Herrn Carl von Stellenbach entsprangen in der That auch nur allein aus solchen Rücksichten; denn Frau Catharina sprach zuerst von einer großen Reihe sich folgender Prunk- und Empfangzimmer, von elegant und zugleich gemüthlich herzustellenden Wohnstuben, von zahlreichen, eben so eingerichteten Fremdengemächern, von niedlichen, lauschigen Boudoirs, von einem Sommer- und einem Winterspeisesaal, und endlich von einer großen Bankethalle, einem Söller, einer Schloßcapelle und von einem Burgverließe.

Herr von Stellenbach zwang sich zu lächeln. „Das Alles würde doch nicht recht zusammen passen," sagte er endlich; „der Uebergang aus unserer gebildeten Zeit in jenes finstere Zeitalter des Faustrechts würde allzu schroff sein."

„Da laß Du mich nur machen, mein Schatz," erwiderte seine Frau zuversichtlich; „ich werde Alles

so einrichten, daß Niemand merkt, daß man sich im Mittelalter befindet. Haben wir auf unseren Reisen nicht Schlösser genug gesehen, wo das derselbe Fall war?"

„Aber bedenke nur, liebe Catharina, wie wir unsere Dienerschaft vermehren müßten, wenn wir alle diese Räume einmal eingerichtet hätten!"

Frau Catharina fing jetzt an, entfernte Ahnungen zu bekommen, daß die Bedenken ihres Gemahls mehr aus finanziellen, als aus culturhistorischen Gründen hervorgegangen sein mochten, und sie eilte sich, ihn zu beruhigen.

„Warum nicht gar," sagte sie, „wir brauchen Niemand weiter als einen Minnesänger, einen Burgpfaffen, einen Verbrecher und einen Castellan. Die ersten Drei stelle ich mit geringen Kosten her. Der Minnesänger wird ausgestopft, das heißt, wir machen eine Puppe mit einer Wachslarve, mein altes schwarzes Sammetkleid reicht aus für ein Mäntelchen und für die Hosen, ja es fällt vielleicht auch noch ein Baret ab, denn da er, eine alte Harfe neben sich, am Eingange der Banketthalle sitzen muß, so spart man bedeutend an Kleiderstoff. Durch die sitzende Stellung wird Vieles verborgen, was man auf solche Art nicht mit Sammet zu bedecken braucht.

Der Burgpfaffe kommt noch billiger zu stehen. Wie lange ist's her, daß man die Klöster aufgehoben hat, und daß man kirchliche Gewänder um ein Spottgeld von den Juden kaufen konnte! Eine alte Kutte wird ein also paar Kreuzer kosten, und wenn wir unsern Caplan auf ein paar Rollen stellen, die wir mittelst einer Schnur mit der Capellenthüre in Verbindung setzen, so daß er dem Oeffnenden einige Schritte entgegenzukommen scheint, wird das artig und zugleich ehrwürdig lassen, ja nach Umständen sogar fürchterlich.

Hinsichtlich des Verbrechers endlich, so verlohnt es sich kaum der Mühe, von demselben zu sprechen. Der kostet so viel wie nichts. Wir legen das Burgverließ natürlich zu ebener Erde an, und hinter dem, in der Thür angebrachten kleinen Gitter befestigt man eine alte unbrauchbare Wachslarve mit einem Flachsbarte. Da es drinnen finster ist, so sieht man ohnehin nicht mehr von ihm als das Gesicht, und der Beschauer kann sich nach Belieben einen wirklichen Bösewicht vorstellen, der durch Gewissensbisse heruntergebracht ist, oder einen unschuldig schmachtenden Greis, wie solches in jener Zeit gebräuchlich war."

Herr von Stellenbach schien auf die Gedanken seiner Frau einzugehen.

„Ich will das Erste hoffen," sagte er strenge, „denn auf meiner Burg soll weder Greis noch Jüngling unschuldig eingekerkert werden. Aber," setzte er bedenklich hinzu, „wie sieht es mit dem Castellan aus? Der muß doch lebendig sein, um Fremde zu empfangen, wenn wir etwa anderwärts Hof halten."

„Der Peter wird Castellan," sagte Frau Catharina mit siegreichem Lächeln. „Sein Haupthaar ist bereits Salz und Pfeffer, sein Backenbart ganz grau, und läßt er sich einen Vollbart stehen, so ist er der ehrwürdigste, alte treue Diener unseres Hauses, besonders wenn man auf seine alte graue Livrée gelbe oder blaue Borden näht. Zudem ist er ja auch schon zwanzig Jahre in Deinen Diensten, also ächt in der That, und dann braucht er ja nicht immer in der Castellanstracht herumzulaufen, nur wenn Leute kommen."

„Nun, alte Catharine," versetzte Stellenbach, „ich bin überzeugt, es wird sich Alles machen, warten wir nur ab, und übereilen uns nicht!"

Da sie wirklich noch nicht eigentlich alt war, so nahm sie das für ein Schmeichelwort, was es auch in der That war, und wartete wirklich ab,

und in der That machte sich auch Alles, wenn gleich nicht ganz genau so, wie sie, und ebenfalls nicht, wie er es im Sinne hatte.

Stellenbach's Vater war ein Kaufmann, welcher erst in späteren Jahren seines Lebens geadelt wurde, und als er starb, seinem einzigen Sohne neben dem adeligen Namen ein bedeutendes Vermögen hinterließ.

Es waren unruhige Zeiten damals im Lande. Glänzende Ideen flogen vom Nachbarland über den großen Fluß, und schäbige und schmutzige Krieger folgten ihnen bald darauf. Aber jene Ideen faßten Platz in den Köpfen Vieler, und die Krieger schlugen eine gute Klinge.

Im Doppelsinne des Wortes nämlich, indem sie tapfer kämpften, und auf der andern Seite aus dem Lande der Freiheit einen ausnehmend und erschreckend guten Appetit mit sich brachten, und ganze Landstriche heuschreckenartig aufzehrten.

In Folge dieser dreier Dinge, der Ideen, der Tapferkeit und des Hungers, geschah es nun, daß zu jener Zeit der Besitz unsicher wurde, und die Titel wenig werth waren, und es mag sein, daß eben deshalb der junge Stellenbach sein Vermögen nach Kräften zusammenzuhalten suchte, auf seinen

ererbten neuen Adel aber keinen allzu großen Werth legte.

Nachdem er indeß seine junge Frau, eine Bürgerliche, geheirathet hatte, fand er, ganz wider sein Erwarten, seine Ansicht mehrfach widerlegt.

Die junge Frau Catharina sagte, sie sei weder stolz noch hochmüthig, und eben so wenig eine Verschwenderin, bezüglich des Geldes aber, so müsse man dasselbe genießen, und hinsichtlich der Stellung in der bürgerlichen Gesellschaft, so müsse man fest stehen bleiben, wo man einmal hingestellt worden sei, oder wohin man sich selbst gestellt habe.

„Gieb mir, wo ich stehe," habe ein alter Rechenkünstler gesagt. Ein Eroberer habe hinzugefügt: „Nimm Dir, wo Du stehst!" Der größte Dichter Deutschlands habe den Satz aufgestellt:

„Behaupte, wo Du stehst!"

Das sei auch ihre Meinung, im Falle nämlich man nicht höher zu steigen beabsichtige.

„Aber höre nur, wie sie Alle über Rang und Titel schelten," sagte Stellenbach zu ihr; sie erwiderte ihm aber lachend: „Eben darum. Das ist ein Grund mehr. Sie ärgern sich, und deshalb muß die Sache an und für sich nicht so ganz übel sein."

Stellenbach begann allmälig sich den Ansichten seiner Frau anzuschließen, oder wenigstens ihren Wünschen nachzugeben. Sein väterliches Haus wurde nach dem neusten Geschmacke eingerichtet, und da die Schäferwelt sich bereits wieder nach Arcadien zurückgezogen hatte: halb Revolutionszeit, halb erstes Kaiserreich, halb römisch, halb griechisch, zur einen Hälfte lächerlich, zur andern abgeschmackt, im Ganzen aber ungeheuer abscheulich.

Jene Mißgeburten des Geschmackes waren das Schwanenlied, welches der stylerfindende Genius sang, häßlich freilich über alle Begriffe, immer aber noch ein wenig originell, während die spätere Zeit, überhaupt charakterisirt durch ihre Bescheidenheit, sich begnügte zu copiren, wenn gleich nicht stets mit Glück, — oder die Style aller Zeiten und Nationen in einen Sack zu stecken, durch einander zu rütteln, und die dann einzeln herausgezogenen Fragmente artig an einander zu reihen.

Da die Einrichtung Stellenbach's aber modern und reich war, so fand man sie schön, und da Frau Catharina begann ein Haus zu machen, so fing man an, selbst wenn man *unter sich* war, sie nicht für ganz unliebenswürdig zu halten, und

als ihr Sohn Ludwig bereits fünfzehn Jahre alt, und ihre Jugendfrische verschwunden, steigerte sich ihre Liebenswürdigkeit in den Augen der Damen von Tag zu Tag.

Jene Zeit war eine höchst sonderbare, und wir erinnern uns aus unseren Kinderjahren noch an Mancherlei aus ihrem Ende, was uns jenes Mal äußerst unbegreiflich schien, zu welchem uns aber spätere Erlebnisse den Schlüssel lieferten.

Man besuchte am Morgen die Kirche, in welcher ein Te Deum wegen eines wirklichen oder erdichteten Sieges „des Kaisers" abgehalten wurde, dann schalt man grimmig über den Tyrannen und den fremden Unterdrücker, und wenn zufällig des Mittags ein Franzose mit zu Tische war, war man, wenn er sich entfernt hatte, entzückt über dessen charmantes Wesen.

Wenn man aber des Abends das Theater besuchte, bemerkte man die charmanten Unterdrücker im Parterre, in den Logen und auf der Gallerie, eifrig beschäftigt, das weibliche Geschlecht stets mehr und mehr von ihrem charmanten Wesen zu überzeugen. Wir erinnern uns, daß die Männer böse Mienen und stark geballte Fäuste in der Tasche machten; was aber das weibliche Geschlecht

machte, erlaubte uns unsere eigene zarte Jugend nicht, mit hinreichender Sicherheit zu ergründen.

Dabei äfften alle Stände die französischen Manieren nach und radebrechten die Sprache der Fremden, und während auf der einen Seite Truppendurchzüge, Lieferungen, Einquartierung und Steuern die Kassen aller Art leerten, häuften sich auf der andern Bälle, Illumination, Concerte und Festlichkeiten jeder Art, friedlich Hand in Hand gehend mit Fallimenten und Schulden.

Ohne Zweifel war man philosophisch genug, um dem Teufel noch vorher ein Schnippchen zu schlagen, ehe man vollkommen in seine Gewalt gerieth.

Was Stellenbach betraf, so war das Letzte, nämlich die Schulden, bei ihm nicht der Fall. Sein Aufwand war nicht übertrieben, und Frau Catharina war, obgleich sie die Pracht liebte, dennoch keine Verschwenderin.

Beide begannen übrigens nach einiger Zeit gewisse Wünsche zu hegen, welche freilich verschiedener Natur waren, endlich aber merkwürdiger Weise sich einigten.

Frau von Stellenbach empfand fast stets ein gewisses Mißbehagen, wenn ihre Bekannten, welche sie des Winters über bei sich sah, im Sommer

auf das Land zogen, und sehnsüchtige Gedanken erwachten in ihr, wenn sie von dem patriarchalischen und romantischen Leben reden hörte, welches dort stattfand.

Heute saß die betreffende Gutsherrschaft unter der großen Linde, mitten im Dorfe, und sah dem Tanze der ländlichen Jugend zu. Silberhaarige Greise standen an der Seite des Edelmanns, und manches lehrreiche Wort hörte er da von den erfahrenen Alten, während die Edelfrau, an der Seite ehrwürdiger Land-Matronen sitzend, häusliche Erfahrung um- und austauschte.

Morgen war Jagd. Hühner und Hasen, Fasanen und Rehwild wurden reichlich erbeutet, auf's Schloß gebracht, und man speiste eigenes Wildpret, nicht durch die Köchin auf dem Markt erstandenes.

Am dritten Tage fischte man, und nachdem abermals die Tafel reichlich versorgt worden, sendete man mächtige Tonnen voll Fische nach der Stadt zum Verkauf.

Welch' Vergnügen bot am nächsten Tage die Schafschur! Wie freuten sich die unschuldigen, zarten Lämmlein, wenn die geschorene Mutter ihnen wieder geschenkt wurde, wie umsprangen sie die Theuere jubelblökend!

Am andern Tage aber verschwand die Idylle. Besuch langte an aus der Stadt, oder benachbarte Gutsbesitzer sprachen zu, und der städtische Salon wurde auf das Gut versetzt für einen Tag, zogen jene Freunde nicht vor, für länger zu bleiben und die ländlichen Vergnügungen zu theilen mit der Schloßherrschaft.

Dann, welch' köstliche, erfrischende Luft, welch' eine Aussicht vom modernen Schlosse aus über die weithin sich dehnende fruchtbare Ebene, von der die Lerche emporstieg zu den Wolken, oder vom alten Ahnen-Bergschlosse hinab auf den Wald, in dessen nächtlichem Dickicht die Nachtigall flötete, im Falle der Uhu es nicht vorzog, sein schauerliches Lied zu singen.

Frau Catharina's Herz schwoll, wenn sie von diesen Dingen reden hörte, oder wohl auch von denselben las, und ein Gefühl, welches an Neid grenzte, tauchte auf in ihr, wenn sie die Reisewagen an ihrem Fenster vorüberrollen sah, welche ihre Winter-Freundinnen allen diesen Glückseligkeiten zuführte.

Freilich hatten sie in der Stadt ein Haus, wie nicht sehr viele jener, aber wie klang das herrlich: Wir gehen morgen hinaus auf unser Gut, oder hinüber auf das Schloß, oder überhaupt nach

einem jener Orte, welche, so nobel, meist endigen auf: =heim, =bach, =feld oder =fels, =berg oder =thal!

Sie beschloß also, es klug anzufangen, und ihren Gemahl zu bewegen, ein Gut, oder wenigstens ein Schloß zu kaufen.

Das Geld war da. Auch Güter und Schlösser waren unschwer zu finden, nur zweifelte sie an seinem Willen.

Zu ihrer freudigen Ueberraschung aber fand sie, als sie leise anpochte an seinem Herzen, in demselben bereits ein Schloß, und das zwar kein Luftschloß; denn als sie, so außen herum, von den Annehmlichkeiten des Landlebens sprach, und von dem Ausruhen fern von der Stadt, von deren geräuschvollem Leben, sagte Herr von Stellenbach:

„Wenn Dir das Vergnügen macht, mein Engel, so wird es keinen Anstand haben. Ich habe selbst schon längere Zeit hindurch an etwas Aehnliches gedacht."

Sie vergaß alles vorsichtige Vorwärtsgehen, und fiel ihm jubelnd um den Hals, wie das vor zwölf oder fünfzehn Jahren bei ihnen gebräuchlich gewesen.

Hierauf erfuhr sie, daß er sich bereits umgesehen habe, und daß er dies jetzt allen Ernstes

thun wolle, wobei ihr zugleich die Gewißheit wurde, daß sie in kürzester Zeit sich im Besitze eines Schlosses befinden würde. Und es war in der That so.

Indessen waren die Beweggründe, welche Stellenbach ebenfalls einen Grundbesitz auf dem Lande wünschen ließen, einigermaßen verschieden von denen seiner Frau.

Er hatte bisher Bälle und Concerte besucht, er fehlte selten des Abends in seiner Loge, und blieb er zu Hause, so sah er dort Leute bei sich, da seine Frau ein Haus machte, und, wenn man nicht tanzte, musicirte oder declamatorische Vorträge hielt, um den Theetisch saß und „schwatzte."

Stellenbach war aber jetzt auf dem Punkte angelangt, auf welchem ihm die Langeweile unerträglich zu werden drohte, die ihm alle diese Vergnügungen verursachten, und begann sich um so mehr nach einer Beschäftigung zu sehnen, als ihm auch die Liebhabereien seiner Bekannten wenig zusagten.

Bezüglich der bildenden Kunst gestand er offen, daß ihm aller Sinn für dieselbe mangele, und ein gleiches Geständniß legte er bezüglich der schönen Wissenschaften ab.

Die Jagd hielt er für eine Thorheit, da man

das Wild billiger kaufen, oder, habe man selbst eine Jagd, durch den Jäger erlegen lassen könne. Was den Stall und die Pferde betraf, so war er selbst zwar kein schlechter Reiter, aber er betrachtete das Pferd nur als ein Mittel, um rascher als zu Fuße sich von einem Orte an den andern begeben zu können.

Bezüglich der drei schlimmen W endlich, Wein, Würfel und Weiber, so scheute er den Katzenjammer, hatte stets Unglück im Spiele und liebte Frau Catharina auf das zärtlichste.

Da ihm also alle diese Dinge wenig oder gar nicht zusagten, so dachte er daran, sich ein Landgut zu kaufen, um zuerst den Vergnügungen der Stadt zu entfliehen, dann aber, um mit dem Angenehmen das Nützliche zu verbinden, irgend ein Geschäft zu begründen, von welchem er freilich noch nicht im entferntesten wußte, welcher Art es sein solle, da die Geschicklichkeit, Fabriken zu errichten, zu jener Zeit noch nicht sich auf dem hohen Standpunkte befand, als gegenwärtig.

Die Wünsche der beiden Gatten also einigten sich vollkommen hinsichtlich des Erwerbs eines ländlichen Grundbesitzes, divergirten aber beträchtlich hinsichtlich des dort zu führenden Lebens und der Einrichtung, denn während er, wenn

auch vorläufig noch unklar, die Räume seiner zukünftigen Besitzung mit industriellen Gestalten bevölkerte, schwärmte Frau Catharina für Minnesänger, Verbrecher und Burgpfaffen, und nebenher für eine moderne und artige Gesellschaft aus der Stadt.

Es richtete sich indessen Alles so ziemlich ein, nachdem man das Schloß Wellenfeld wirklich erstanden hatte.

Es wurden wohnliche und gemüthliche Familienstuben geschaffen, eben so die ziemlich glänzend ausgerüstete Reihe von Prunk- und Empfangzimmern, mit der entsprechenden Menge von Wohnungen für Gäste. Die Bankethalle aber und das Burgverließ sammt der entsprechenden Staffage blieb Project, und eben so die wirklich vorhandene Schloßcapelle ohne den ausgestopften und auf Rollen laufenden Caplan.

Was die ziemliche Menge der übrigen, noch meist mit alterthümlicher Vertäfelung befindlichen Räumlichkeiten betraf, so ließ man dieselben vorläufig noch im alten Zustande, und benutzte dieselben zu untergeordneten häuslichen Zwecken, als Vorrathskammern und dergleichen mehr.

Waltete aber auf diese Weise Frau Catharina nicht als alterthümliche Burgfrau, und empfing

sie nicht die gewünschte große Anzahl von Gästen aus der Stadt, oder von benachbarten Edelsitzen, so hatte Stellenbach seinerseits bis jetzt auch noch nicht seine Idee ausgeführt, irgend ein industrielles Geschäft zu begründen, sondern beschränkte sich darauf, eine kleine Oekonomie zu betreiben, um den nöthigen Aerger und die hinlängliche Leibesbewegung zu haben, während er den größten Theil seiner Felder an Pächter gegeben hatte.

Im Uebrigen hatte Frau Catharina natürlich von jenen industriellen Gedanken längst Kenntniß erhalten. Aber sie schwebten stets nur in ziemlich weiter Entfernung als drohende Gespenster am Horizonte ihres häuslichen Glückes, und sie hatte es bis jetzt alljährlich zu bewirken gewußt, daß Stellenbach mehrere Monate des Winters mit ihr in der Stadt zubrachte.

Was die Vorlands betraf, so waren sie bald befreundet mit den neuen Nachbarn, und die Verhältnisse des alten Adels mit wenig, und die des neuen mit vielem Gelde traten nicht zwischen die Männer, welche beide verständig und wohlwollend waren.

Nachdem sie sich einige Zeit kennen gelernt hatten, bot Stellenbach unaufgefordet einmal Vorland eine bedeutende Summe als Darlehn an.

„Sie zahlen ziemlich schwere Zinsen," hatte er gesagt, „und ich weiß wirklich nicht, was ich mit einem Capital beginnen soll, welches mir demnächst eingeht. Ich gebe es Ihnen um billigen Zins, Sie stoßen damit einen Theil der auf Ihrem Gute haftenden Schulden ab, und haben dann entweder eine bessere Einnahme, oder rücken Ihrer Entlastung um einen guten Theil näher."

Vorland besann sich einige Augenblicke, dann reichte er ihm die Hand und sagte:

„Nein! Habe ich mich bisher mit meinem negativen großväterlichen Erbtheile herumgeschlagen, so will ich es auch für die Folge thun. Und dann, sehen Sie, es ist mir stets ein unangenehmes Gefühl, wenn mir Jemand in den Weg tritt, dem ich Geld schuldig bin, eher Liebe, Achtung, Ehrfurcht und alle anderen Dinge, nur kein Capital. Wollen Sie, daß es mir mit Ihnen eben so gehen würde?"

Da weiteres Zureden nichts fruchtete, sagte endlich Stellenbach:

„So versprechen Sie mir wenigstens, daß Sie sich an mich wenden, im Falle Sie sich einmal in einer plötzlichen Verlegenheit befinden sollten."

„Auf mein Wort," erwiderte Vorland, „da komme ich!" Er kam indessen nicht.

Daß die Frauen bisweilen ein wenig häkelig gegen einander wurden, lag, so glauben wir wenigstens, in — nun in der Natur der Sache. Aber die Männer wußten zu sühnen und zu sichten, ein Beweis, daß beide verständig, da dieses Geschäft zu Zeiten mit Schwierigkeiten verknüpft ist.

Was endlich Ludwig betrifft, der, wie wir bereits erwähnten, in seinen Flegeljahren zuerst nach Wellenfeld kam, so machte er, nach der eigenthümlichen Weise seines Alters natürlich, Johanna die Cour in der ersten Stunde, in welcher sie sich trafen.

„Ich glaube wahrhaftig," hatte Frau von Stellenbach zu ihrem Manne gesagt, „der Louis hat sich in die kleine Landpomeranze verliebt," und Stellenbach hatte geantwortet:

„Ach mein Gott, sie sind ja Beide noch Kinder. Setze ja den Ludwig nichts in den Kopf!"

Der kleine Ludwig aber that dies selbst. Er kam aus des Hofmeisters Händen auf die Hochschule, und als er in den ersten Ferien nach Wellenfeld zurückkehrte, schlug Frau Catharina die Hände zusammen, halb aus Entzücken über das kräftige Aussehen des stattlichen Jünglings, halb aus Schrecken über sein burschikoses Wesen.

„Aber Ludwig, was hast Du für einen aben-

teuerlichen Anzug, welche tolle und unverständliche Ausdrücke führst Du im Munde, und was für Streiche erzählst Du da, die Du ausgeführt? Das paßt sich ja gar nicht für einen jungen Mann unseres Standes!"

Der junge Studiosus aber umarmte sie, und sagte dann lachend:

„Ach, Mama, da sind Grafen und Fürsten bei uns, die treiben's noch zehnmal ärger, und zudem war ich bis jetzt noch ein Fuchs, als Bursche kommt's noch besser!"

„Du bist kein Fuchs," versetzte die Mama mit Würde, „sondern ein Baron von Stellenbach."

Es verdroß sie ein wenig, daß man ihrem Sohn den Namen eines Thieres gegeben, aber die „Grafen und Fürsten bei uns" erfüllten sie mit geheimem Vergnügen.

Freilich wußte sie vorläufig noch nicht, daß die Söhne von allerlei plebejischen Subjecten ebenfalls „bei uns" waren und nicht mehr und weniger Unfug verführten, als jene Herren.

Der Vater aber fragte:

„Hast Du Schulden? Sag's lieber gleich, damit wir klare Rechnung machen."

„Auf Ehre nicht," versetzte Ludwig, „im Gegentheil noch Flachs genug."

Er zeigte seinem Vater die gefüllte Börse, und setzte ernsthaft hinzu:

„Du hast mir einen so reichlichen Wechsel gegeben, daß es von mir commun gewesen wäre zu pumpen, ich hatte so viel wie die Reichsten."

Stellenbach reichte ihm die Hand:

„Es soll Dir auch ferner an nichts fehlen, nur schone Deine Gesundheit!"

Er war eigentlich niemals das gewesen, was man „flott" nennt, aber er sah durch dieses flotte Gebahren seines Sohnes eine gewisse Solidität durchschimmern, die ihn mit Freude erfüllte.

Als er von seinem Nachmittagsschläfchen erwachte, erfuhr er, daß er nach Vorlandsberg gegangen sei, und als er fragte, warum er nicht geritten sei, sagte Frau Catharina:

„Ohne Deine Erlaubniß wollte er Dein Pferd nicht nehmen, aber er wollte auch nicht länger warten, die Nachbarn zu begrüßen."

Stellenbach nickte beistimmend, als sei ihm Beides recht, als aber Ludwig am Abend zurückkam, sprach er keine Silbe von den Vorlands, obgleich er keineswegs in gedrückter Stimmung zu sein schien, sondern aufgeräumt war und allerlei tolle Streiche zum Besten gab, welche seine

guten Freunde und er in der Universitätsstadt aufgeführt.

„Aber Du sagst ja gar nicht, wie Du die Vorlands getroffen hast," sagte endlich seine Mutter.

„Sie sind alle ganz wohl," versetzte der Student, welcher plötzlich einsilbig geworden.

„Und wie findest Du Johanna?" fuhr Frau von Stellenbach fort.

„Sie befindet sich ebenfalls wohl," sagte Ludwig, ohne sich einen Augenblick zu besinnen, und dieses Gesundheitszeugniß, welches der junge Mann der Nachbarfamilie ausstellte, verschaffte seinen beiden Eltern die Gewißheit, daß er jetzt, als akademischer Bürger, noch eben so verliebt in das Fräulein von Vorland sei, als zu Hofmeisters Zeiten, während er seinerseits stark die Vermuthung hegte, daß seine würdigen Eltern der Wahrheit ziemlich auf der Spur seien.

Diese schweigenden Zugeständnisse, wenn man die Lage der Sache also bezeichnen darf, blieben sich noch während der ganzen Ferienzeit ziemlich gleich. Die Familien besuchten sich von Zeit zu Zeit, Ludwig war fast täglich in Vorlandsberg, aber von Johanna wurde kaum, oder nur höchstens in einigen unbedeutenden Worten gesprochen.

Es ging fast eben so in den folgenden Ferienzeiten. Einmal fragte Frau von Vorland ihren Sohn, ob er nicht einen seiner jungen Bekannten mit sich nach Wellenfeld nehmen wolle, oder ob er selbst nicht eine ähnliche Einladung auf irgend ein Schloß erhalten habe?

„Freilich," erwiderte er, „das ist geschehen, und es sind ganz treffliche Jungen, aber ich ziehe vor, die Ferien allein bei Euch zuzubringen. Es ist so gemüthlicher."

Er erzählte übrigens, daß er, während des Schuljahres, dennoch einige Tage bei einem Grafen N. N. zugebracht habe, um zu jagen.

„Sind Töchter im Hause?" fragte seine Mutter sichtlich gespannt.

„Meerkatzen," gab er lakonisch zur Antwort. —

Als endlich die Studienzeit vorüber war, erklärte er seinem Vater, daß er sterblich in Johanna verliebt sei, und bat ihn um seinen Segen.

„Hast Du bereits mit Herrn von Vorland gesprochen?" sagte dieser, und als Ludwig verneinte, stellte Herr von Stellenbach die gleiche Frage bezüglich Johanna's.

„Freilich," versetzte der junge Mann, „schon im ersten Jahre, als wir hierher zogen, und als

ich noch beim Hofmeister war. Mittlerweile aber nicht mehr. Das war abgemacht."

„Warum hast Du aber nicht schon längst mit mir oder Deiner Mutter über die Sache gesprochen?"

„Ach Gott," rief Ludwig, „was hätte ich denn mit Euch darüber reden sollen? Du, und ebenso die Mama, habt das schon lange gemerkt, dies hätte ja ein Blinder sehen müssen."

Es war in der That so, und die beiden Gatten hatten sich auch längst schon besprochen. Gewisse Bedenken gegen die Sache hatte wohl jedes von ihnen, aber die Gründe dafür überwogen.

Stellenbach hätte zum Beispiel nicht ungern eine reiche Schwiegertochter in sein Haus ziehen sehen. Sein Vermögen war nicht im Abnehmen, aber es mehrte sich auch nicht, und eine gewisse Passion für eine solche Vermehrung konnte er sich nicht absprechen.

Frau Catharina ihrerseits hatte ihren Louis, noch als er in der Wiege geschaukelt wurde, in Gedanken bereits mit einer der vornehmsten Töchter des Landes vermählt. Eine Gräfin, eine Fürstin vielleicht. Ob mit, oder ohne Geld, war ihr vollständig gleichgültig, und sie hätte die ärmste Schwiegertochter mit offenen Armen empfangen,

wenn nur aus erlauchtem Stamme entsprossen. Sie bedurften kein Geld, denn sie hatten solches im Ueberflusse, obgleich sie den Vermögensstand ihres Mannes keineswegs genau kannte. Ihr Louis aber, der schon in den Windeln das schönste Kind der Welt war, und mithin später der reizendste Junge werden mußte, hatte unbedingt die Wahl unter den edelsten Geschlechtern.

Da aber die Vorlands allerdings zu den ältesten Familien gehörten, so war wenigstens ein Theil ihrer Wünsche erfüllt. Dann erkannten sie Johanna wirklich als ein höchst liebenswürdiges Kind, und überdies hatte man bereits zu lange unthätig zugesehen, um jetzt zurückgehen zu können.

Aehnliche Gründe bewogen ihren Gemahl, und nach einigen Tagen machte sich Herr von Stellenbach auf, um in Vorlandsberg, nach guter alter Sitte, für seinen Sohn um Johanna anzuhalten.

Vorland sagte zu. Er hatte seit Jahren für und wider erwogen, dabei aber stets den jungen Stellenbach freundlich aufgenommen, und dem Umgange mit seiner Tochter kein Hinderniß in den Weg gelegt, es war also beinahe schon des-

halb jetzt kaum mehr möglich, den Antrag abzulehnen.

Alte Schrullen, ziemlich ähnlich denen der Frau Catharina, kamen ihm freilich hier und da ebenfalls in den Sinn. Aber die reichen Barone aus alten Geschlechtern, welche seine Johanna heimführen sollten, ließen sich bis jetzt nicht sehen, und es war auch wenig Aussicht vorhanden, sie für die Folge zu erblicken. Schon deshalb nicht, da er überhaupt keine Besuche erhielt, und eben so wenig selbst Reisen machen konnte, und man daher kaum Kenntniß von seinem Juwel hatte.

Er sagte also zu, und wenn wir ihn Eingangs dieser unserer, wie wir gestehen müssen, bis jetzt leider etwas langweiligen Erzählung in schlimmer Laune erblickten, so rührte dies davon her, weil ihm unnütze Reden zu Ohren gekommen waren, welche man über die geschlossene Verlobung geführt haben sollte, und welche man ihm, jedenfalls nicht gemindert, eifrig zugetragen hatte, da es allenthalben Leute giebt, welche dergleichen mit dem größten Vergnügen verbreiten.

Im Vertrauen können wir indessen gestehen, daß in der That Taubensieber allerlei schlimme Bemerkungen gemacht, da ihm Vorland sowohl

wie Sendelbach verhaßt waren, und er Ludwig eben so wenig leiden konnte. —

Als nun aber die Alten einig waren, schloß Ludwig seine Johanna jubelnd in die Arme.

„Nicht wahr," rief er, „jetzt trifft's ein, was ich Dir sagte, als Du zwölf und ich fünfzehn Jahre alt war, wir werden Mann und Frau! Sie haben droben und drüben bei uns freilich allerlei Anstände gehabt, ich weiß das wohl, es hätte ihnen aber doch nichts geholfen, wären sie auch noch umständlicher gewesen."

Johanna erwiderte mit altkluger Miene:

„Wenn wir einmal selbst — das heißt, wenn wir einmal selbst älter geworden sind, werden wir auch mehr Umstände machen, als jetzt."

„Ich mache gar keine Umstände," sagte der junge Mann, indem er sie abermals umarmen wollte, aber sie entschlüpfte ihm und entfloh in den Garten, und dort jagten sie sich, wie sie gethan im ersten Jahre, als sie sich kennen gelernt.

Aber sie floh auf den Platz, an welchem er ihr jenesmal die erste, und in der That höchst solide, weil mit einem Heirathsantrage beginnende, Liebeserklärung gemacht hatte.

„Hier mußt Du verständig sein," sagte sie fast ernst, „weißt Du noch?"

Er war so verständig, sie vor Allem zu umarmen und zu küssen, dann aber sagte er bewegt:

„Ja, ich weiß es noch, und ich werde es nie vergessen!" Und dann gingen sie schweigend und nicht mehr scherzend Arm in Arm durch den langen dunkeln Bogengang von Buchen.

Und doch waren sie glücklich, unendlich glücklich, die Glücklichsten, weil sie noch ein größeres Glück vor sich, auf ihrer Lebensbahn, zu sehen glaubten.

Wenn Ihr solche Stunden erlebt habt, so klagt nicht allzu bitter das Schicksal an, wenn später wildes Liebesweh Eure Herzen bricht.

Die schaumgeborene Aphrodite giebt nichts umsonst, und mit den bittersten Schmerzen müßt Ihr häufig die süßesten Stunden bezahlen, bisweilen selbst mit wucherischen Zinsen.

Es war ein kleines Haus, entlegen vom eigentlichen Gewühle und lärmenden Treiben der Stadt, hart an dem schützenden Walle derselben erbaut,

und auf einem erhöheten Standpunkte, so daß man von dort sowohl die Stadt selbst überblicken konnte, als auch eine freundliche Fernsicht hatte, hinaus in ihr Weichbild auf Gärten und Landhäuser, auf Felder und Fruchtbäume und auf einzelne Landstraßen.

In dieses Haus müssen wir den freundlichen Leser führen, und das zwar in eine Stube, von deren Fenster aus man einen Theil wenigstens der beiden so eben genannten Aussichten hatte.

Auf den ersten Blick war zu erkennen, daß dieses Gemach einen weiblichen Bewohner hatte, an dem zierlichen Faltenwurfe der bescheidenen Vorhänge, an den reingehaltenen Kattunüberzügen der einfachen Möbeln, an allerlei, offenbar von Frauenhand gefertigten Kistchen, Körbchen, Kissen und anderen Gegenständen, welche keinen Namen haben, und deren vorzüglichster Zweck der ist, daß man sie mühsam herstellt, um sie hierauf nicht zu benutzen. Ferner, wenigstens ist uns dieses Kennzeichen häufig vorgekommen, an dem Bilde einer Mannsperson, welches den Ehrenplatz über einer blank gebohnten Commode hatte und mit einem Kranze geziert war.

Es hätte also des Nähtisches am Fenster, mit dem Canarienvogel im Bauer oberhalb desselben,

gar nicht bedurft, um uns sogleich ein Frauengemach erkennen zu lassen.

Die Bewohnerin desselben trat jetzt durch eine Seitenthür ein, ein blasses Mädchen in den zwanziger Jahren, eher über, als unter der Hälfte derselben, mit grauen Augen, welche man gewöhnlich blau zu nennenp flegt, mit flachsfarbenen Haaren, die man in schwärmerischen Stunden als blond besingt, mit einem etwas allzu großen Munde, von welchem vielleicht nur die blendend weißen Zähne zu loben waren, mit einer großen, gebogenen, römisch genannten Nase, und überhaupt mit Zügen, welche ein Unbefangener ohne Zweifel für häßlich gehalten, vielleicht aber, in günstigen Augenblicken, auch Herzensgüte auf denselben gelesen hätte.

Dabei war dieses weibliche Wesen fast unter Mittelgröße, hager, und hatte eine etwas gebückte Haltung.

Wir fügen bei, daß sie Regine hieß, und sind überzeugt, daß alle die bei ihr angegebenen Eigenschaften sich bei keiner unserer Leserinnen vereint finden, wenn gleich vielleicht einzelne derselben gerade einer oder der andern zur besondern Zierde gereichen.

Regine nahm an ihrem Nähtische Platz und

blickte, während sie arbeitete, häufig durch das Fenster über die Stadt, und auf die zu ihrer Wohnung führende Straße.

Es war mehrere Wochen später, nachdem wir unsere glücklichen Liebesleute in Vorlandsberg verlassen haben, und einzelne Vorzeichen verkündeten bereits den Herbst. Jetzt, wo so eben die Sonne im Begriff war, hinter dem Rande des fernen Gebirges zu verschwinden, war der Himmel blutroth gefärbt, und nur einzelne Wolken mit glänzenden vergoldeten Rändern zogen, fabelhaften Thiergestalten ähnlich, und wechselnd in Form und Färbung, langsam durch denselben dahin.

Ueber der Stadt selbst lag ein grauer, in einiger Entfernung schwach röthlich gefärbter Dunst, ob eine Rauchhülle, erzeugt von den zahlreichen Kaminen, ob vielleicht eine schwache Nebelschicht, war schwer zu entscheiden.

Jetzt waren die letzten schwachen Grüße der Sonne aus dem Zimmer der Näherin verschwunden, und drunten in der tiefer liegenden Stadt begannen die ersten Anzeichen der anbrechenden Dunkelheit bemerkbar zu werden. Licht glänzte, bereits hinter den Fenstern einiger größere wahrscheinlich von Wohlhabenden bewohnter

Häuser, und vor einigen öffentlichen Gebäuden warfen Oellaternen einen röthlich strahlenden Schein.

„Ob er kommt?“ sagte Regine, ein unwillkürliches Seufzen unterdrückend, „oh mein Gott! Ich sollte wünschen, daß er nimmer wiederkäme, seinethalben! seinethalben! Und doch habe ich keinen andern Wunsch, als eben sein Kommen.“

Sie hielt plötzlich lauschend inne, und jetzt rötheten sich ihre bleichen Wangen. Sie hatte seinen Schritt erkannt unten auf der Straße, bog sich nun hastig einen Augenblick über die Fensterbrüstung, flog dann rasch vor den Spiegel, flüchtig ihr Haar ordnend, und eilte hierauf die Treppe hinab, ihm entgegen.

Lächelt Ihr über den Blick in den Spiegel, obgleich sie wohl wußte, daß sie unschön? Scheltet Ihr über ihr freudiges Erröthen? Bedenkt, daß sie ein Weib war, welches sich geliebt wußte.

Sie kehrte zurück am Arme eines großen und kräftig gebauten Mannes, welcher am Ende der dreißiger Jahre, oder am Anfange der vierziger stehen mochte, mit schwarzem Haar und Backenbart, mit dunkeln Augen, und mit dem unverkennbaren Ausdruck der Entschlossenheit und der Intelligenz auf seinen ziemlich stark markirten

Gesichtszügen. Daß das Bildniß über der Commode das seinige war, versteht sich von selbst.

Aber ihre Wangen waren stark geröthet, und nachdem sie ihm Hut und Stock abgenommen, und ihn zu einem Stuhle geführt hatte, begann sie heftig zu husten.

Er hatte sich bisher fast willenlos von ihr leiten lassen, aber jetzt sah er mißbilligend nach ihr hin.

„Kind, Kind!" sagte er, „wie viele tausendmal habe ich Dir nicht schon das hastige Treppe ab Laufen verboten? Du regst Dich da jedesmal nutzlos auf, und verdirbst in ein paar Secunden mehr, als ich vielleicht in ebenso viel Wochen nicht wieder gut machen kann!"

„Es ist nichts," versetzte sie, sich gewaltsam bezwingend, „es ist ganz zufällig, und ich habe den ganzen Tag nicht gehustet. Schilt nicht, ich kann doch nicht hier oben sitzen bleiben, wenn ich Dich kommen höre!"

Der Anfall schien wirklich vorüber, und sie setzte jetzt hinzu:

„Jetzt bleibe aber Du schön sitzen, ich komme gleich wieder."

Sie ging und kehrte wirklich rasch wieder,

zierlich geordnete kalte Küche vor ihn auf ein Tischchen setzend, und Wein.

„Du willst es nicht besser haben," sagte sie zärtlich schmollend, „ich könnte Dir täglich etwas Warmes kochen, und das wäre Dir besser, als die ewigen kalten Dinge, da Du doch den ganzen Nachmittag bei Deinen Kranken umhergelaufen bist."

Dann legte sie ihm vor, wie einem Kinde, und er aß folgsam Alles nach ihrer Wahl, wacker aufräumend, während sie nur wenige Bissen genoß.

„Du ißt ja kaum," sagte er, indem er sie prüfend betrachtete.

„Der Herr Doctor sind so lange ausgeblieben, da habe ich vorher genascht," erwiderte sie.

Als hierauf das Mahl beendet, zog er sie an sich, sie bescheiden liebkosend, mit ihren Locken spielend und tändelnd, und sie gab ihm seine Liebeszeichen mit Zinsen zurück.

„Heinrich, Heinrich," sagte sie endlich, „wie ich Dich liebe! und doch bin ich an Deinem Unglücke schuld. Aber ich kann ja nicht anders —" sie barg ihr Haupt an seiner Brust.

„Früher," sagte der Doctor, „hat mich das gekränkt, dann hat es mich geärgert, jetzt halte ich's

für eine Tollheit, und es läßt mich vollkommen kalt."

„Sie werden Alles erfahren, und Du wirst nie eine Frau bekommen," rief sie schluchzend.

„Doch," versetzte er: „ich werde eine kleine, ganz charmante, flachshaarige Närrin bekommen, die zwar jetzt sich und Andere mit allerlei Einbildungen quält, die ich aber schon auf andere Wege bringen will."

Sie schüttelte den Kopf, aber er ließ sie nicht zu Worte kommen und begann von Tagesneuigkeiten aus der Stadt zu sprechen, und als er endlich gehen wollte, hing sie sich an ihn und rief:

„Ach, bleibe noch ein wenig!"

„Ich kann nicht, Herzchen! ich muß wahrhaftig gehen. Es kann sein, daß man mich rufen läßt, auf alle Fälle aber muß ich noch arbeiten."

„Du verdirbst Dir die Augen mit dem vielen Lesen," rief sie. „Nur noch fünf Minuten!"

Wer ist nicht, einmal wenigstens, das heißt zu einer Zeit, in seinem Leben also gehalten worden? „Nur noch fünf Minuten!"

Er blieb auch wirklich noch fünf, noch zehn, noch zwanzig Minuten, dann ging er aber, mit dem Versprechen, morgen, des Abends jedenfalls,

könne es sein, oder vielleicht schon im Laufe des Vormittags wiederzukehren.

Als er auf die Straße gekommen war, sah er, daß sie ihm nachblickte, und schwenkte sein Taschentuch; nachdem er aber um die Ecke gebogen hatte, seufzte er tief auf und murmelte:

„Was hilft's, wenn ich mich selbst zu täuschen suche! Es wird nicht besser mit ihr! Schlimmer vielleicht! Kann es überhaupt besser werden!"

Er fuhr sich mit dem Rücken der Hand über die Augen und schritt rasch seiner Wohnung zu, wo er mit Eifer zu arbeiten begann, um sich die schlimmen Gedanken zu vertreiben.

Es war eine tolle Geschichte mit dem Doctor Brunner und der Jungfrau Regine Limer, eine Geschichte, welche Einigen ohne Zweifel höchst langweilig, jedenfalls aber unglaublich, Anderen wieder ganz natürlich erscheinen wird, wie eben Einer das Zeug dazu hat, oder Aehnliches wohl selbst erlebte.

Der Doctor war eines Tages zu einer Näherin gerufen worden, welche ein unbedeutendes Unwohlsein hatte; als sich aber dasselbe gehoben und seine Besuche eigentlich überflüssig geworden, fand er, daß ihm zu der bisher eingehaltenen Besuchszeit etwas fehle, und er kam, unter dem Vorwande,

nachzusehen, ob auch gründliche Heilung eingetreten, noch einigemal wieder.

Er wurde freundlich aufgenommen, und kam gar nicht dazu, seine fortgesetzten Besuche zu entschuldigen, denn Regine bat ihn selbst, ja doch am folgenden Tage wiederzukommen, und nach einiger Zeit entschuldigte er sich, war er einmal nicht gekommen.

In dieser Periode war er bereits vollständig in die arme Näherin verliebt, und obgleich ihm dergleichen schon früher nicht selten begegnet war, so konnte er sich doch anfänglich durchaus keine Rechenschaft geben, wie das im gegenwärtigen Falle gekommen.

Sie war arm, sie war ihm anfänglich, im besten Falle, unbedeutend vorgekommen, keineswegs aber nur halbwege hübsch. Ihre kleine Stube bot nichts weniger als jenen gewissen romantischen Anstrich, oder die gemüthliche Pracht eines Boudoirs, welche, wie man uns erzählt hat, bisweilen Wunder thun soll.

Es war im Gegentheil eine kleine, nicht allzu helle Stube zu ebener Erde, freilich reinlich gehalten, aber mit einfach weiß getünchten Wänden und mit fast mehr als einfachem Geräthe, welches keinen anderen Schmuck als den obligaten Canarienvogel

aufzuweisen hatte, welcher zu jener Zeit unvermeidlich war bei allen Näherinnen, die nicht ständig bei „einer Madame" arbeiten, der aber heutzutage, wie man uns aus glaubwürdiger Quelle berichtet hat, verdrängt wird durch kleine, nicht besonders reinlich gehaltene, kläffende Köter, welche man durchschnittlich: Azor, Minor oder Zampa nennt.

Brunner, ein Mann der Wissenschaft, suchte natürlich auf psychologischem Wege den Ursprung dieser Erscheinung zu ergründen, und nach mehrfachen fruchtlosen Bemühungen kam er zu dem Resultate, daß der vorliegende Fall seine Begründung darin habe, weil er bemerkt, daß die arme Näherin sich zuerst sterblich in ihn verliebt hatte, und nicht allein sterblich, sondern auch anspruchslos, bescheiden, demüthig fast.

Freilich reicht dies aus, auch sonst ziemlich verständige, ja selbst rechnende Menschen in eine gelinde wahnsinnige Stimmung zu versetzen, welche, je nachdem, längere oder kürzere Zeit währt.

Bei Brunner aber schien diese Stimmung nicht enden zu wollen, und als seine arme Regine diese Erfahrung machte, grämte sie sich, nicht weil er sie, sondern weil sie ihn liebte.

Das arme, unschöne Kind hatte bei ihrem Lieb-

linge eine leichte, vorübergehende Neigung vermuthet, und sie gab sich ihren Gefühlen ohne Bedenken hin, da es sie glücklich machte, sich ein wenig geliebt zu sehen von dem, den sie anbetete.

Da aber die Frauen aller Stände, aller Bildungsgrade und jeden Alters, wenn sie wollen, die Herzen mit Sicherheit errathen können, so erschrak sie, als sie die Stärke von Brunner's Neigung bemerkte. Sie beschloß sich zu opfern und ihm seine Freiheit wieder zu verschaffen, indem sie ihm alle ihre schlimmen Eigenschaften gestehen und seine Aufmerksamkeit auf ihre Fehler lenken würde.

„Ich habe keine Erziehung," sagte sie, und er erwiderte ihr:

„Wer also spricht, kann alles Versäumte leicht einholen."

„Ich bin eine unverbesserliche Plaudertasche," fuhr sie fort.

„Und doch höre ich Dich so gern schwatzen!"

„Ach, Du weißt nicht, wie putzsüchtig ich bin!"

Er lächelte:

„Ich habe es wirklich noch nicht bemerkt, aber ich werde Sorge tragen, daß Du es ein wenig werden wirst."

„Ich bin arm! Ich bin häßlich!"

„Ich aber habe zu leben, und finde Dich hübsch," versetzte er.

Man hört tausend Frauen sagen: „ich bin, oder ich war arm!" Das ist nichts.

Bisweilen sagt auch eine schnippisch:

„Ich weiß es wohl, daß ich nicht schön bin." Auch das will wenig bedeuten, denn sie glaubt es nicht.

Aber: „Ich bin häßlich!" Das ist in der That schon etwas, wenn man weiß, welche Gedanken und Begriffe mit dem fatalen Worte verknüpft sind. Und dem Geliebten gegenüber!

Aber die arme, häßliche Näherin that noch mehr:

Sie sah ihn, trotzdem daß sie tief erröthete, dennoch fest an, und sagte:

„Du bist nicht meine erste Liebe." Dann freilich wendete sie sich ab, und verbarg weinend das Antlitz in ihre Hände, und diese Thränen ergänzten ihr Geständniß.

Er zog sie schmeichelnd an sich:

„Mein Kind! soll ich Dir ähnliche Dinge gestehen? Schlimmere ohne Zweifel? Nein! aber ich will Dir sagen, daß ich jetzt nur Dich liebe, und daß ich nie ein Weib geliebt habe so wie Dich."

Er war also ein Löwe. Ein Mann, der viel geliebt und dem alle Herzen zugeflogen waren.

Sie hatte, seit sie ihn kannte, Aehnliches auch schon sagen hören.

Unter hundert Fällen aber wird eine Frau einem solchen Manne neunundneunzigmal den Vorzug geben vor einem sanften, demüthigen, jeden Augenblick erröthenden und zur Erde blickenden Subjecte. Vielleicht weil sie auf der einen Seite instinctartig die Heuchelei fürchtet, vielleicht weil sie überzeugt ist, daß es *ihr* gelingen wird, den Löwen in ein gefügiges Lamm zu verwandeln, welches vermittelst einer Rosenkette zu lenken sein wird, vielleicht endlich auch noch aus anderen, uns vollständig unbekannten Gründen, denn:

„See, wer gründet Deine Tiefen,
Wer erforscht ein Frauenherz!"

Regine gab sich also jetzt gefangen; sie erschrak nicht mehr, wenn sie die Stärke seiner Leidenschaft bemerkte, und grämte sich nicht mehr über dieselbe, sondern war überglücklich — bis schlimme Umstände eintraten, welche ihm Schrecken und Gram verursachten und sie unglücklich machten, weniger ihretals seinethalben.

Brunner hatte die Vorboten eines Brustleidens bei ihr entdeckt, welches nur zu bald sich wirklich einstellte und dem erfahrenen Arzte kaum erlaubte, sich selbst zu täuschen.

Auch sie selbst täuschte sich nicht, trotz aller Mühe, welche er anwendete, ihr das Gefährliche ihrer Lage zu bergen. Sie hatte Freundinnen gehabt, die sie gepflegt, und welche dieser Geißel fast aller Länder der Erde in kürzerer oder längerer Zeit dennoch erlagen, und deshalb erkannte sie ihren Zustand und ahnete ihr Loos.

Und jetzt suchten sich gegenseitig Beide zu täuschen, sie ihn, indem sie sich stärker stellte, als sie es in der That war, und er sie, indem er ihr von Besserung sprach, während eher das Gegentheil stattfand.

Dringend und oft hatte er sie aufgefordert, ihm zum Altare zu folgen. Schon früher. Dort hatte sie ihm erwidert, daß sie ihn nicht unglücklich machen, und ihn nicht heirathen wolle, weil sie ihn liebe. Jetzt sagte sie einfach:

„Es geht besser mit mir, das fühle ich, aber ich bin noch immer nicht ganz geheilt. Ist das der Fall, dann in Gottes Namen. Vielleicht bis zum Frühling!"

Da er aber nur allzu gut wußte, welche Art von Heilung eben bei ihrem Leiden in jener Liebes- und Hoffnungs-Jahreszeit eintritt, so verbarg er nur mit Mühe sein schmerzliches Seufzen,

während sie lächelte, obgleich sie jenes Frühlings Bedeuten wohl auch kannte.

In jener freundlichen und sonnigen Wohnung, welche er ihr gemiethet, besuchte er sie nun täglich, tröstend und helfend nach Kräften, liebend mit vollem Herzen.

Dieses war der Stand der Angelegenheiten, als wir die Bekanntschaft des Herrn Doctor Brunner und der Jungfrau Regine Limer machten. —

Der Präsident von Fortenberg, ein entfernter Anverwandter der uns bereits bekannten „Tante" Fortenberg, saß des Morgens mit seiner Gemahlin beim Frühstücke.

„Ich weiß wahrhaftig nicht, August," sagte die Präsidentin, indem sie nachsah, ob bereits Zucker in der Tasse ihres Mannes, „ich weiß wahrhaftig nicht, wie wir es mit dem Doctor, dem Brunner, ferner halten sollen. Er ist geschickt und Jahre lang unser Hausarzt, ich vermeide auch sorgfältig jeden Eclat, aber können wir ihm bei einem solchen sittenlosen Benehmen noch ferner Zutritt gestatten?

„Was hat es denn gegeben?" versetzte der Präsident, sichtlich ennuyirt?"

„Ach Gott," rief die Präsidentin, „Du thust,

als ob Du das nicht wüßtest, was doch die ganze Welt weiß. Der unsittliche Mensch hält sich eine Maitresse, ein verworfenes, liederliches Geschöpf, welches er täglich besucht, und das frech genug ist, seine Frau werden zu wollen."

„Heirathen wollen sie alle," sagte der Präsident nachlässig, „welches Mädchen sucht nicht nach einem Manne!"

„Du nennst eine solche Creatur ein Mädchen," rief die Präsidentin heftig werdend, „ein Mädchen, das Symbol jungfräulicher Heiligkeit und Reinheit, eine solche Dirne? Diese Weibsperson mit ihren frechen, schwarzen Augen, mit ihren schwarzen Haaren, ihren widerwärtig rothen, ewig lachenden Wangen, und dem üppigen und unverschämten Wuchse, nennst Du ein Mädchen?"

„Liebes Kind," sagte der Präsident äußerst ruhig, „ereifere Dich nur nicht nutzlos! Du bist im Begriff, über mich herzufallen, während ich so unschuldig bin wie ein neugeborenes Kind. Ich kenne diese unglückliche Person ja gar nicht. Aber wo bist denn Du mit ihr zusammengetroffen?"

Die Präsidentin war eine kleine, blonde, magere Person, aber sie richtete sich jetzt hoch auf, und sprach langsam und mit edelster Würde:

„August! Ich muß Dich bitten, Deiner Frau gegenüber Deine Ausdrücke ein wenig zu mäßigen. Zusammengetroffen! ich mit dieser —" sie sagte nichts weiter.

„Aber Du hast sie ja ganz genau beschrieben?"

„Ach was," erwiderte sie, „diese Art von Weibspersonen sehen alle so aus!"

„So, so," sagte der Präsident. Er hatte offenbar bereits andere Erfahrungen gemacht, aber er äußerte seine Meinung über diesen Gegenstand nicht weiter. Da aber seine Gemahlin, eigenthümlicher Weise, jetzt auch schwieg, sagte er endlich:

„Was den Doctor betrifft, so behalten wir ihn vorläufig."

„Du bist der Herr im Hause, und hast zu bestimmen."

Die Einigkeit war also, vor der Hand wenigstens, im Hause des Präsidenten wieder hergestellt, und zugleich waren beide Gatten auf ein und denselben Gedanken gekommen, und hatten ein und denselben Entschluß gefaßt.

Der Präsident, welcher von früheren Zeiten her den guten Geschmack des Doctors kannte, beschloß, unter der Hand die Bekanntschaft des Geschöpfs zu machen, und die Präsidentin ihrerseits nahm sich vor, keine Mühe zu scheuen, das-

ſelbe irgendwie zu Geſicht zu bekommen, oder wenigſtens eine detaillirte Beſchreibung deſſelben zu erhalten, durch Hülfe einer Näherin, einer Schneiderin, einer Putzmacherin, einer Wäſcherin oder einer Kammerjungfer, kurz durch ein Weſen, welches bei den Damen die Stelle des klatſchenden Barbiers vertritt. —

Und dieſes war das Urtheil, welches ein großer Theil des Publikums über den Stand der Angelegenheiten zwiſchen dem Doctor Brunner und der Jungfrau Regine Limer fällte.

Viertes Kapitel.

Vor den Thoren derselben Stadt, in welcher wir im vorigen Kapitel die Bekanntschaft des Doctor Brunner und des Präsidenten, nebst ihren regelmäßigen und unregelmäßigen Hälften gemacht haben, lag ein Gasthof, welcher zu jener Zeit als einer zweiten Ranges bezeichnet wurde, welchen man aber heutzutage, ohne viele Umstände, eine Kneipe nennen würde.

Im Uebrigen hatte dieser Gasthof, oder diese Herberge eine treffliche Lage, sowohl im Sinne des Romantikers, als auch des Reisenden, denn er lag, umgeben von Gärten, am Fuße eines kleinen Hügels; etwa fünfzig Schritte von demselben befand sich eine in den Zeiten des Mittelalters erbaute Capelle, umstanden und beschattet von mächtigen Linden und einigen schlanken, dun-

kelgrünen Fichten, und sowohl von dort, als vom Gasthofe selbst aus hatte man eine treffliche Fernsicht über Nutz- und Ziergärten, über niedliche Land- und Gartenhäuser, und endlich nach der Stadt selbst, aus deren Häusermeere, riesigen Masten ähnlich, sich schlanke gothische Kirchthürme erhoben, oder einzelne glänzende Kuppeldächer.

Was die Reisenden betraf, so war für ihre Bequemlichkeit ganz gut gesorgt, und desgleichen für eine anständige Atzung.

Freilich war im Riesen, denn so wurde der Gasthof benannt, die Treppe nicht mit Teppichen belegt, man trat nicht in Stuben, die glänzten und funkelten und bisweilen eine Musterkarte von moderner Geschmacklosigkeit sind; man speiste des Mittags keine magere Suppe à la brecy, à la Julienne, à l'orge, aux choux, à la reine, en torture, aux riz purées de pois, man bekam kein Rindfleisch in zum Erschrecken dünne Scheibchen geschnitten, und man verstand die Kunst dort nicht, ein junges Huhn in zwölf bis fünfzehn Theile zu zerlegen, welche reizend aussehen, bei der praktischen Untersuchung mit Messer und Gabel aber sich zwar als ein Meisterstück der höheren Tranchirkunst ausweisen, vom Standpunkte des Speisenden aber als kleine Knochenfragmente

betrachtet werden müssen, welche mit ein wenig Haut überzogen sind.

Aber die Stuben im Riesen waren dafür hell, sonnig und freundlich, die altväterischen Möbeln derb, aber bequem, die Suppe blickte den Gast liebäugelnd mit tausend Augen an, und das Rindfleisch nahm würdig die Stellung ein, welche demselben die menschliche Intelligenz gegeben hat, die Stellung als breite Grundlage einer rechtschaffenen Hausmannskost.

Was endlich das Geflügel betraf, so gab man dort die Tauben ganz, ein Huhn zur Hälfte, und die Enten und Gänse zerlegte man einfach in vier Theile, und es stammt der gegenwärtig zum Symbol gewordene Ausdruck „Gansviertel," mit welchem man in unseren Tagen ein Achtel oder ein Zehntheil dieses Vogels im gebratenen Zustande bezeichnet, noch aus jener Zeit.

In der geräumigen, zu ebener Erde gelegenen, allgemeinen Gaststube saß Herr Lorenz Tellerfink, der Besitzer dieses soliden Gasthofes, und blickte mit nachdenklichen Mienen durch die blanken, achteckigen Scheiben hinaus auf die Landstraße, welche an seinem Hause vorüberführte.

Es war aber nur die Gewohnheit, welche ihn diese Richtung einhalten ließ, und offenbar spähte

er heute nicht nach heranziehenden Gästen, wie er das sonst in müßigen Augenblicken zu thun pflegte, sondern sein Geist war mit anderen Dingen beschäftigt.

Vor etwa vier Wochen war eines Abends eine Kutsche am Riesen vorgefahren, aus derselben war ein Mann, der vierzig und etliche Jahre alt sein mochte, ausgestiegen, und hatte die Frau Veronika Tellerfink, welche unter die Thür getreten war, einfach gefragt:

„Gasthof zum Riesen?"

Und als die Frau Veronika mit vielen Knicksen bejahte, hatte er sein ziemlich zahlreiches Gepäck vom Wagen in die Gaststube bringen lassen, und ein Zimmer verlangt, in welches er sich auch sogleich begab.

Vom Kutscher, der den Fremden gebracht hatte, war nicht viel zu erfahren. Der Mann war von demselben in einer, etwa zehn Wegestunden entfernt liegenden Stadt gedungen worden. Das Gepäck des Reisenden war zwar vielfach und schwer in's Gewicht fallend, aber er hatte ihn reichlich und ohne zu handeln bezahlt, und auch noch ein gutes Trinkgeld beigefügt. Das war Alles, was Herr Tellerfink über seinen neuen Gast erfahren konnte. Der Kutscher fuhr am

frühen Morgen des nächsten Tages wieder heim, und einige Stunden später erschien der Fremde, um Allerlei mit seinem Wirthe zu verhandeln.

Er wolle, sagte er, längere Zeit in seinem Hause bleiben, und wünsche vor Allem mehrere Zimmer, welche fest verschließbar und sicher seien, indem er verschiedene Gegenstände mit sich führe, deren Verlust ihm schmerzlich sein würde.

Tellerfink erwiderte, daß Millionen in seinem Hause auf das zuverlässigste aufgehoben wären, worauf der Fremde zustimmend nickte und sagte, daß ihm dies von früheren Zeiten her bekannt sei, und daß er deshalb seinen Gasthof gewählt habe, „aber," fügte er hinzu, „es ist weniger der Verlust, den ich fürchte, als das Kramen und Stöbern in meinen Sachen, wenn ich einmal zufällig abwesend sein sollte."

Hierauf wurden dem neuen Gaste mehrere Stuben, über eine Stiege hoch, eingeräumt, und derselbe bestimmte noch, daß er einfach, aber gut, und stets auf seiner Stube speisen, und vor Allem zu keiner Stunde des Tages und der Nacht in seinen Studien gestört sein wolle.

Als hierauf Tellerfink, der hohen Polizei halber, noch um Namen und Stand seines Gastes fragte, erwiderte dieser einfach:

„Tzarogy.“

„Charakter?“ fragte Tellerfink händereibend, worauf der Fremde versetzte:

„Graf! Ich werde mich übrigens nächster Tage in der Stadt selbst ausweisen.“

Der Graf begann jetzt sich in seiner neuen Wohnung einzurichten, ohne indessen irgend Jemanden zu Hülfe zu nehmen. Man hörte ihn von unten hämmern und klopfen, seine schweren Koffer hin und wider rücken, dem Stubengeräth eine veränderte Stellung geben, und andern Lärmen mehr vollführen.

Als des Mittags Tellerfink hinaufkam, um eigenhändig den Tisch zu decken, fand er indessen, zu seiner Verwunderung, daß von den mitgebrachten Dingen des Grafen nicht das Mindeste zu sehen war.

Hingegen hatte derselbe das in der ersten Stube befindliche Bett in eine der anderen geschafft, und diese zu einer Art von Empfangzimmer umgeschaffen. Die in die anderen Stuben führende Thür war verschlossen.

Als später Tellerfink wieder eintrat, um die Reste der Mahlzeit abzunehmen, fand er zu seinem Mißbehagen, daß Tzarogy äußerst wenig gespeist hatte.

„Hat meine geringe Küche nicht den Beifall — —" aber der Graf ließ ihn nicht ausreden.

„Ausgezeichnet, mein lieber Wirth," rief er lebhaft, „ausgezeichnet! Hausmannskost, aber gerade so, wie ich sie liebe, fein und doch kräftig. Ich erinnere mich nicht, seit fünfzig Jahren so delicat gespeist zu haben. Aber ich esse niemals mehr."

Tellerfink war zufrieden gestellt. „Ist mir gleichgültig, sagte er für sich, „au contraire im Gegentheil sogar angenehm, bezahlen muß er doch Alles. Er ist auch höflich, aber er übertreibt. Seit fünfzig Jahren hat er nicht so delicat gegegessen. Der ganze Graf ist kaum vierzig alt! Dergleichen Leute haben aber solche Redensarten an sich."

Als am nächsten Mittage, denn der Graf nahm des Abends nichts zu sich, Tellerfink die Flasche Wein, von welcher derselbe nur ein Weniges genossen hatte, wieder auf den Tisch setzen wollte, schob sie Tzarogy freundlich lächelnd zurück:

„Bitte, nein," sagte er, „keinen Rest! Täglich eine frische Flasche auf den Tisch und auf die Rechnung. Gießen Sie den übriggebliebenen weg, oder machen Sie damit, was Sie wollen!"

„Auch nicht übel," dachte Tellerfink. Er verwendete auch richtig das Uebriggebliebene ganz nach seinem Belieben.

Im Uebrigen war auf seiner Stube mit dem Grafen nur wenig zu sprechen. Er schwieg, wie man zu sagen pflegt, Tellerfink stets hinaus, wenn derselbe irgend ein längeres Gespräch anzuknüpfen suchte, und die Bemühungen der Frau Veronika, in die inneren Gemächer einzudringen, um „aufzuräumen," waren eben so vergeblich. Es schien also, als bette der Graf sein Lager selbst auf, wenn er überhaupt schlief, denn man hörte ihn häufig, zu allen Stunden der Nacht, oben handiren.

Kam aber der Graf in die unteren Räume, was bisweilen geschah, so war er liebenswürdig und gesprächig, unterhielt sich mit dem Wirthe und den Gästen auf die freundlichste Art, und ließ, wenn er zu erzählen begann, die Stunden zu Minuten werden. Er hatte weite Reisen gemacht, Reisen in Länder, welche die Zuhörer oft kaum den Namen nach kannten, aber es blieb kaum ein Zweifel übrig, daß er wirklich alle diese Landstriche besucht, denn nicht selten zeigte er Gegenstände vor, welche er von dort mitgebracht, und war zufällig einmal von einer Gegend die

Rede, welche der eine oder der andere der Anwesenden ebenfalls besucht hatte, war diese gleich auch nicht so weit entfernt, als die übrigen vom Grafen bereisten, so trafen alle seine Schilderungen auf's Haar zu.

Bisweilen liefen freilich Ungeheuerlichkeiten mit unter, ganz besondere Absonderlichkeiten, von denen es schwer fiel, sich Rechenschaft zu geben. So war zum Beispiel eines Tages der Graf aus der Stadt zurückgekommen, welche er wöchentlich einigemal besuchte, und stand, ehe er nach seiner Stube ging, ein Weilchen plaudernd mit Tellerfink unter der Thür des Hauses.

„Ich bin jetzt doppelt froh, in Petersburg zufällig erfahren zu haben, daß Ihr Gasthof noch besteht, lieber Herr Tellerfink," sagte der Graf. „Ganz abgesehen davon, daß man bei Ihnen trefflich aufgehoben ist, macht es auf mich einen wohlthätigen Eindruck, noch Alles hier so zu finden, wie vor Zeiten."

Freilich lag Petersburg zu jener Zeit noch zehnmal weiter von uns als heute, da man aber gern glaubt, was man gern hört, so setzte Tellerfink keinen Zweifel darein, daß irgend ein Reisender in jener Hauptstadt seines Hotels lobend er-

wähnt. Aber er entsann sich nicht, jemals den Grafen schon gesehen zu haben, und sagte daher:

„Haben denn der Herr Graf mein Haus schon einmal mit Ihrer Gegenwart beglückt?"

Der Graf nickte:

„Mehrmals, und jetzt fällt mir erst recht die merkwürdige Familienähnlichkeit in Ihren Zügen auf. Sie gleichen Ihrem Großvater wie aus den Augen geschnitten."

Tellerfink lächelte gezwungen, er wußte nicht recht, was er sagen sollte, der Graf aber fuhr fort:

„Es war ein artiger Junge, und speiste für sein Leben gern Krachmandeln, und Ihr Urgroßvater warf mir immer vor, ich verdürbe das Kind und mache es zum Näscher. Als er später ein Mann geworden, lachten wir oft darüber, denn da mochte er nichts Süßes mehr, und der Wein war ihm lieber. — Haben Sie Ihre Urgroßmutter gekannt? Das war die schönste Frau in der ganzen Umgegend!"

Tellerfink begann zu „kauen", wie seine Frau die eigenthümliche Bewegung nannte, welche er mit den Kiefern zu machen pflegte, wenn er in Verlegenheit gerieth oder sich zu ärgern begann,

und welche ein Mittelding zwiſchen Kauen und Knirſchen war.

Der Graf ſah ihn einige Augenblicke ſtarr an, dann fuhr er ſich mit der Hand über die Stirn:

„Großer Gott! ich vergeſſe immer —“ er verſchluckte den Nachſatz und ſprach von einigen gleichgültigen Dingen, dann ging er auf ſeine Stube.

Tellerfink blickte ihm nach und berührte ebenfalls ſeine Stirn, aber nicht gleichſam ſich beſinnend, wie es der Graf gethan hatte, ſondern mit dem Finger rührend und tippend, wie man es zu thun pflegt, wenn man Jemanden als verrückt bezeichnen will.

„Es ſpukt,“ ſagte er; aber ſpäter ſtiegen noch allerlei andere Bedenklichkeiten in ihm auf.

Der Graf war einige Tage ſpäter abermals aus der Stadt zurückgekommen und hatte Tellerfink erſucht, wenn zwei Herren aus der Stadt nach ihm fragen würden, dieſelben ſogleich auf ſeine Stube zu führen. Es war dies nichts Ungewöhnliches, denn in der letzten Zeit bekam der Graf nicht ſelten Beſuche, welche aber faſt alle den höheren Ständen angehörten, und von welchen kein einziger, vor oder nach dem Kommen, bei Tellerfink einſprach.

Heute war es aber etwas Anderes, denn bald nach der Rückkunft seines Gastes erschienen Keltenschmidt, der Alterthümler, und Taubensieber, der Aufklärungsfreund, welche dem Wirthe, so gut als bereits uns, bekannt waren, da Beide, wenn sie Geschäfte zur Stadt führten, heimkehrend bisweilen einen Schoppen bei ihm zu nehmen pflegten.

Landbewohner thun dergleichen gern, und haben sie, mehr oder minder siegreich, in der Stadt mannigfachen Verführungen widerstanden, so belohnen sie sich, draußen vor den Thoren, gern noch durch ein Schöpplein für ihre drinnen gezeigte Enthaltsamkeit. Wir kennen das aus Erfahrung.

Taubensieber und Keltenschmidt thaten auch wirklich dergleichen, ehe sie hinauf zum Grafen gehen wollten, und der Schullehrer fragte Tellerfink, ob es denn wirklich wahr sei, daß der Graf so außerordentliche Kostbarkeiten und Merkwürdigkeiten besäße.

„Es passirt," sagte dieser, der sich zugleich schämte und ärgerte, daß diese Beiden, die sein Gast, weiß Gott wie und wo, in der Stadt aufgelesen, jetzt ohne Weiteres Zutritt zu den Thüren haben sollten, die ihm selbst bisher hartnäckig verschlossen gewesen.

„Nicht wahr," rief Taubensieber schadenfroh, „es ist nichts? Das habe ich mir gleich gedacht. Das dritte Wort, das so ein vornehmer Herr spricht, ist erlogen."

„Wir werden es ja sehen," fiel Keltenschmidt ein. „Was für einen Grund könnte er haben, uns drinnen in der Stadt Dinge vorzuspiegeln, die sich hier außen als Unwahrheiten erweisen müßten? Mich täuscht er nicht."

„Mich auch nicht," sagte Taubensieber pikirt; „ich habe auch meine Augen im Kopfe, so gut wie jeder Andere."

Darauf gingen die Beiden hinauf, begleitet von Tellerfink, welcher ihnen die Thür von des Grafen Zimmer zeigte, und sich den Anschein gab, als wolle er sogleich wieder die Treppe hinabgehen, nachdem die Besuchenden aber eingetreten waren, mit einem Satze an der Thür war und durch das Schlüsselloch spähte.

Er sah indessen nichts weiter, als daß der Graf die Thür des Nebenzimmers ein wenig öffnete, Keltenschmidt und Taubensieber eintreten ließ und, nachdem er ihnen gefolgt war, sorgfältig wieder verschloß.

„Schön!" sagte er zornig, „aber schließ' Du nur zu! Wenn die beiden Bauerntölpel wieder

herauskommen, werde ich sie schon auszuholen wissen!"

Der Aerger weckte seinen städtischen Hochmuth und ließ ihn also unziemlich von den Zweien sprechen, von denen keiner im eigentlichen Sinne des Wortes ein Bauer war.

Sein Unmuth steigerte sich aber noch, als nach kurzer Zeit Taubensieber und Keltenschmidt den Grafen wieder verließen. Der Letztere begleitete seine Gäste bis an die Treppe, und er hörte ihn sagen: „Genug für heute, meine Freunde. Ich hoffe, wir sehen uns wieder. Adieu!"

Tellerfink stand unter der Thür der Gaststube, in der festen Hoffnung, daß Beide eintreten würden; aber es war dem nicht so.

Ohne allen Zweifel im höchsten Grade aufgeregt, stürzten Beide an ihm vorüber, ohne ihn zu beachten oder zu grüßen, und er hörte nur einzelne Ausrufungen der höchsten Bewunderung und des Erstaunens.

„Es ist außerordentlich," rief der Alterthümler, „es ist, um wahnsinnig zu werden."

„Es widerspricht Allem, was ich bisher gelesen oder gehört," sagte in gleichem Tone Taubensieber.

Dann liefen Beide mehr, als sie gingen, die Straße entlang, welche nach ihrer Heimath führte,

Keltenschmidt mit vorgebeugtem Oberkörper und die Hände in den Rocktaschen bergend, der Schullehrer mit fliegenden Rockschößen und heftig mit den Armen in der Luft fechtend.

„Was die zwei Einfaltspinsel laufen," sagte Tellerfink ingrimmig, „der hochmüthige, davongejagte Schulmeister, der klüger sein will als alle anderen Leute, und der Narr, der Keltenschmidt, der sein schönes Geschäft aufgegeben hat und sein Geld an allerlei Lumpenkram hängt. Der da droben wird ihnen schöne Schnurrpfeifereien gezeigt haben!"

Neben diesem Aerger aber stiegen noch allerlei andere Bedenklichkeiten auf im Busen des Riesen-Wirthes, die wohl durch den Unmuth über seine getäuschten Hoffnungen sich mehrten und wuchsen.

Tzarogy wohnte jetzt bereits an vier Wochen in seinem Hause, und seine Zeche war bedeutend angelaufen.

Nahm der Graf auch täglich nur wenig von dem vorgesetzten Weine, so kam doch, nach seinem eigenen Wunsche, stets die ganze Flasche auf seine Rechnung, und ähnlich war es mit der Mahlzeit. Dann die drei besten Stuben im ganzen Hause, das Frühstück und allerlei kleine andere Auslagen noch nebenher.

Noch niemals aber hatte der Graf nach dieser seiner Rechnung gefragt, und das war nicht der Gebrauch im Riesen, woselbst man jeden Tag, oder wenigstens wöchentlich zu bezahlen pflegte.

Hatte er Geld, warum that er das nicht?

„Die Lumpereien, welche er den paar Narren da vom Lande gezeigt hat, gehen mich nichts an," sagte Tellerfink zu sich selbst. „Wenn's was von Werth ist, warum läßt er mich's nicht sehen? Vor mir und meiner guten Frau versperrt er seine Thüren. Warum? Ich kann mir's denken. Aber warte bis morgen!"

Zwar nannte Tellerfink seine Ehehälfte nicht immer seine „gute Frau," aber in schwierigen Lagen müssen Eheleute stets zusammenhalten, und so hielt er diesen Ausdruck für gerechtfertigt.

Als er am nächsten Tage dem Grafen das Mittagsmahl gebracht hatte, blieb er zögernd stehn.

Er hatte sich vorgenommen, im Anfange mit äußerster Höflichkeit aufzutreten, sobald er aber Unrath wittern würde, alsbald das Rauhe herauszukehren.

Es giebt eine Art und Weise, vor irgend Jemandem zu stehen, oder selbst sich in der Stube umher schaffend, allerlei scheinbar unbedeutsame Dinge

zu treiben, welche sich schwer beschreiben läßt, die aber auch einem gänzlich Unbefangenen mit Klarheit andeutet, daß der Betreffende uns irgend etwas mitzutheilen hat.

Da der Graf kaum zu den gänzlich Unbefangenen gehörte, so bemerkte er augenblicklich die Absicht des Wirthes, und nachdem er ihn einige Secunden lang fixirt hatte, sagte er einfach:

„Nun?"

Tellerfink verbeugte sich, seinem Vorsatze gemäß, auf die höflichste Weise, begann hierauf von schlechten Zeiten und vielen Ausgaben zu sprechen, und schloß mit der Bemerkung, daß es äußerst wünschenswerth sei, eigene Außenstände eincassiren zu können.

„Also," sagte der Graf, welcher, wie es den Anschein hatte, während Tellerfink's Rede an ganz andere Dinge gedacht hatte.

Dieser wurde jetzt einigermaßen deutlicher, und sprach unverblümt von seiner Rechnung, und von dem Bezahlen derselben.

Der Graf blickte nachdenklich an die Stubendecke.

„Rechnung," sagte er, „Bezahlen? Habe ich Sie denn nicht bezahlt?" Er sah starr und sich besinnend in das Antlitz Tellerfink's.

„Jetzt werde ich grob," dachte dieser, „honnet grob!"

Aber der Graf ließ ihm nicht Zeit, diesen löblichen Vorsatz auszuführen. Er lächelte halb schmerzlich, halb freundlich, und sagte dann sich besinnend:

„Ich habe Sie schon wieder einmal mit Ihrem Großvater verwechselt, wie mir das bisher häufig begegnet ist, wohl ohne daß Sie das bemerkten. Aber haben Sie Ihre Rechnung bei sich?"

„Dummheiten," dachte Tellerfink, laut sagte er indessen: „Aufzuwarten!" und zog ein Papier unter seiner Jacke hervor.

„Summe?" sagte der Graf, ohne nach dem Papier zu langen.

Tellerfink sah des Anstandes halber in die Rechnung, und nannte deren Betrag, der ihm nur allzu wohl bekannt war, und der Graf stand jetzt auf und ging in die Nebenstube, deren Thür er halb offen stehen ließ.

Tellerfink steckte den Kopf vor sich, und blickte mit weit aufgerissenen Augen in das endlich, wenigstens zur Hälfte, geöffnete Heiligthum. Er sah da allerlei glänzende und funkelnde Gegenstände, deren Bedeutung ihm fremd war, und eben so Geräthschaften, deren Zweck ihm unbe-

kannt, und ferner bemerkte er, daß die Thür, welche in das dritte Zimmer führte, abermals geschlossen war.

Er hatte aber kaum einige Augenblicke Zeit, diese Beobachtungen anzustellen, denn jetzt ereignete sich etwas, das seine ganze Aufmerksamkeit in Anspruch nahm.

Der Graf trat nämlich zu einer ziemlich großen Truhe, die, wie es den Anschein hatte, von fremdländischer Arbeit war, griff mit der vollen Hand hinein und legte, nachdem er das Zimmer wieder verlassen und die Thüre hinter sich geschlossen hatte, eine Hand voll Geld vor Tellerfink auf den Tisch.

Er hatte dieses Geld aus der Truhe genommen, mit der Ruhe eines Menschen, der einen völlig werthlosen Gegenstand eben von einem Orte zum andern bringen will, und dem es auf ein paar Stücke mehr oder weniger im entferntesten nicht ankommt.

Er hatte es aber auf der andern Seite von Tellerfink nicht etwa klappernd und geräuschvoll hingeworfen, wie das nicht selten bei Großthuern vorkommt, sondern ruhig und mit vollständiger Gleichgültigkeit hingelegt, etwa wie eine Hand voll Tabak, wobei man sagt: Bitte, stopfen Sie sich eine Pfeife!

Der Wirth kannte sich aus in dergleichen, der Mann war solid, und das Geld war ächt.

Es waren indessen Goldstücke unter den größeren und kleineren Silbermünzen, und die Summe überstieg den Betrag der Rechnung zuverlässig um das Doppelte, da aber der Graf keine Anstalt traf zu zählen, so sagte endlich Tellerfink:

„Es ist zu viel, viel zu viel!"

Tzarogy stocherte einigemal mit dem Finger in dem Gelde, und sagte dann:

„Ja, es kann sein, aber lassen Sie es gut sein, mein guter alter Jakob, geben Sie in Gottes Namen den Rest der Dienerschaft. Adieu!"

Tellenfirk verbeugte sich, bis er die Thür hinter sich hatte, dann aber sagte er murmelnd:

„Er hat mich schon wieder für den Großvater angesehen, denn der hieß Jakob und ich Johann, das ist mir aber außerordentlich egal. Von mir aus für den Jakob im alten Testamente!"

Er zählte rasch die erhaltene Summe:

„Großer Gott, wenn ich massiv geworden wäre! So ein Herr!"

Dann dachte er wieder an den Kasten voll Gold und Silber. Offenbar lagen da drinnen Ducaten, Groschen, Thaler und Caroline durcheinander wie Kraut und Rüben. Bedurfte der

Graf Geld, langte er eben auf Gerathewohl hinein. Diese angenehme metallische Melange kam ihm nicht aus dem Sinne. Er hatte seinen Vater häufig sagen hören, daß unter dessen Vater sich die Wirthschaft bedeutend gehoben habe, und das kam ihm jetzt ganz natürlich vor. Sein Urgroßvater hatte den Riesen gekauft, kam aber nicht recht fort; der Jakob aber hatte gut machen bei einem solchen Gaste, und er beschloß in seine Fußstapfen zu treten.

Bald aber wurde er veranlaßt, seine Gedanken auch auf andere Dinge des gräflichen Zimmers zu lenken, als allein auf jene Cassette, denn er trat unten in der Küche zu Frau Veronika, und schüttelte in beiden hohlen Händen das erhaltene Gold vor ihren Ohren.

„Zeig' her!" sagte die Frau.

Er that nach ihrem Willen, und erzählte ihr hierauf, wie sich das Alles begeben.

„Heiliger Gott, welch' ein Glück! nun, den wollen wir auf den Händen tragen!"

Dann aber fragte sie, wie es sonst noch droben aussähe, ob ihm der Graf nichts weiter gezeigt, und ob er keinen Grund wisse, warum er so sorgfältig Alles versperre?

Tellerfink, der sich seines flüchtigen Blickes

schämte, beschloß jetzt ein wenig aufzuschneiden. „Freilich," sagte er, „freilich, er führte mich am Arme durch die beiden Zimmer und zeigte und erklärte mir Alles. Was habe ich da nicht Alles gesehen und gehört! Es ist außerordentlich!"

„Gott sei Dank!" rief Frau Veronika, „indem sie sich auf eine Bank niederließ, „Gott sei Dank!" und jetzt setz' Dich her und erzähle mir."

Aber Tellenfink schüttelte das Haupt:

„Es geht nicht, ich darf nicht!"

„Du darfst nicht?" rief Frau Veronika mit ärgerlicher Verwunderung, „warum darfst Du nicht? Mir, Deiner Frau, darfst Du nicht?"

„Ich habe mein Ehrenwort gegeben," versetzte Tellerfink ernsthaft.

„Du wirst ein sauberes Ehrenwort haben, Du," rief Veronika, „seit wann hast Du denn so etwas? Jetzt setze Dich her, mache keine einfältigen Sachen, und erzähle schön!"

Aber Tellerfink erwiderte mit Würde: „Nein, mein Wort ist mir heilig. Aber es wird eine Zeit kommen, wo Du Alles erfahren wirst. So viel jedoch darf ich Dir jetzt schon sagen: Die Tzarogy's und die Tellenfinke sind heute nicht zum ersten Male beisammen. Wie? Aber es ist ein großes Geheimniß. Ich hoffe, Du hast mich verstanden!"

Er ging hinaus in die Gaststube, und dachte jetzt selbst darüber nach, wie es möglich sei, daß der Graf, welcher etwa so alt als er selbst zu sein schien, seinen Urgroßvater gekannt haben sollte. Es war freilich eine Unmöglichkeit, aber — einem Manne, der Gold und Silber kunterbunt in einem und demselben Kasten liegen hatte, und dem es auf eine Handvoll davon nicht ankam, einem solchen Manne war Alles zuzutrauen.

Das waren die Gedanken, welche den Wirth zum Riesen bewegten, als wir eben zum ersten Male seine Bekanntschaft in der Gaststube machten.—

Einige Tage später sagte Frau Veronika seufzend zu ihrer Magd:

„Bärbel, ich kann's nicht mehr aushalten!"

„Wo drückt's die Frau?"

Die Dulderin zeigte schweigend nach oben. „Dort," sagte sie endlich, „es frißt mir das Herz ab. Es ist himmelschreiend! Und der Esel hat sein Ehrenwort gegeben."

„Hat die Frau nicht einen andern Schlüssel, der paßt?"*)

*) Die Hauptschlüssel waren zu jener Zeit in Gasthäusern noch nicht gebräuchlich. Hatte der Gast seinen Schlüssel mit sich genommen, so konnte Niemand in seine Stube.

„Nein," rief Frau Veronika. „Wenn ich den hätte, wäre ich schon längst im Reinen. Aber der — der Herr hat ja immer wie der böse Feind darauf gesehen, daß für jede Stube nur einer da ist. Man dürfe nicht stören und kramen in den Zimmern der Fremden, hat er gesagt. Jetzt möchte er vielleicht selbst einen, denn ich glaube immer, er hat nicht allzu viel gesehen, er hielte sonst das Maul nicht so hartnäckig."

„Setze die Frau dem Herrn einmal recht zu, wenn er getrunken hat."

„Behüte," sagte Frau Veronika, „da schwatzt er entweder ungewaschenes Zeug, oder er wird grob."

„Ja," erwiderte Bärbel, „der droben sagt auch nichts."

„Hast Du denn schon mit ihm gesprochen?"

„Freilich, wenn ich oben auf dem Gange zu thun habe, kommt er immer heraus. Die Frau weiß schon, was ich meine."

„Da mußt Du nicht dumm thun," sagte Frau Veronika, „vielleicht —"

„Nein," versetzte die Magd, „im Gegentheil, aber in die inneren Stuben läßt er mich doch nicht, die hat er stets verschlossen."

„Aber in der ersten warst Du?"

„Warum denn nicht?“ sagte Bärbel, weder mit der Miene gekränkter, noch irgend einer andern Unschuld.

„Der schlechte Kerl! und mein Mann hat mir einmal im Rausche gesagt, er sei ein paar Hundert Jahre alt.“

„Ich glaub's nicht,“ versetzte Bärbel zuversichtlich. Dann entstand eine Pause, und hierauf berathschlagten Beide, sorgfältig erwägend und bedenkend, auf welchem Wege man am gefahrlosesten in die Zimmer des Grafen gelangen könne, „denn,“ hatte Frau Veronika gesagt, „hinein muß ich, und wenn's Leib und Leben kostet.“

Endlich sagte die Magd:

„Ich weiß etwas. Hinein kommen wir freilich nicht, aber sehen thun wir Alles!“

Veronika blickte sie mißtrauisch an, jene aber fuhr fort:

„Wenn der da droben und der Herr einmal fort sind, lehnen wir eine Leiter an, und gucken zum Fenster hinein.“

„Ich schwere, starke Frau soll auf eine Leiter steigen,“ sagte die Wirthin zum Riesen, halb wehklagend, halb mißbilligend, aber die Magd wußte sie zu beruhigen. Die Leiter hinten in der Scheune sei stark und fest, und auf den schwersten

Mann berechnet, dann nannte sie einen Handwerksmann, der bei Arbeiten im Hause häufig jener Leiter sich bediene:

„Dem reicht die Frau das Wasser nicht."

„Aber wann?" fragte Frau Veronika, „bei der Nacht sehen wir nichts, und bei Tage sieht man uns. Geh' mir weg mit Deiner Leiter!"

„Das wäre das Geringste. Wir thun's am Sonntag Morgen, während der Kirche. Der Tzarogy geht da regelmäßig aus. Der Herr und die Frau gehen entweder zusammen, oder sie wechseln ab. Geht der Herr allein, so bleibt er stets länger aus, als wenn selbander. Da hat's Zeit genug."

Veronika wußte das. Sie hatte oft darüber gebrummt, daß Tellerfink so lange ausbliebe, da nach der Kirche sich häufig Gäste einfanden, und die Last der Bedienung da allein auf ihr läge. Sie ließ es nicht gelten, wenn ihr Mann von der Verpflichtung sprach, auch einmal andere Wirthe zu besuchen, die häufig seine Gäste wären.

Jetzt brachte ihr das Vortheil. So hat eben Alles seine zwei Seiten.

Doch aber machte sie andere Einwände. Man konnte von der Straße aus nach jener Seite des Hauses sehen, von welcher der Angriff unternom-

men werden mußte. Kam Jemand des Wegs daher, wie da?

„Wer läuft am Sonntag Morgen auf der Chaussée?" sagte Bärbel, „und käm' auch Einer, dem heften wir eine Lüge auf, da wird's nicht fehlen!"

„Aber wer schenkt ein, wenn Gäste drinnen in der Stube?"

„Der Peter! Dem giebt die Frau einen Trunk, und befiehlt ihm, nicht von den Gästen zu weichen. Der parirt. Mache die Frau nur, daß der Herr allein geht."

Alle Bedenklichkeiten schienen beseitigt, und als endlich der Sonntag gekommen war, sagte Herr Tellerfink zu seiner Frau:

„Was hast Du denn? Du hinkst ja!"

„Ja," versetzte diese, „ich weiß gar nicht, was das sein soll. Es reißt und zieht mich vom Knöchel bis daher, bis an's Knie. Ich habe die ganze Nacht nicht schlafen können, aber ich wollte Dich nicht wecken."

„Das kommt von einer Verkältung her," sagte Tellerfink, „aber da taugt Dir das Gehen nicht. Bleibe zu Hause, und halte Dich warm!"

„Ich glaub's beinahe selbst," versetzte Frau Veronika, ärger hinkend; als aber kurze Zeit darauf der

Riesenwirth im Sonntagsstaate der Stadt zuschritt, lief sie, trotz ihres behäbigen Wuchses, flüchtigen Fußes der Scheune zu, um der Magd zu helfen, welche die Leiter schon hervorgezogen hatte.

Kurze Zeit darauf befanden sich Beide unter dem Fenster von Tzarogy's zweitem Zimmer; nach einiger Anstrengung war die Leiter angelehnt, und Frau Veronika schickte sich an, sie zu besteigen.

„Herr Jesus," sagte sie, „habe ich eine Angst. Aber es muß halt sein! Wenn Jemand käme! Wenn ich das Uebergewicht kriegte. Bärbel, kannst Du auch die schwere Leiter halten, wär's nicht besser, wenn sie der Peter hielte?"

„Steig' die Frau nur getrost hinan, was der Peter hebt, das heb' ich auch."

Klagend stieg Frau Veronika aufwärts.

„Halt fest, Bärbel," sagte sie, als sie zu zwei Dritteln oben war, „halt fest, und siehe Dich recht um. Die Schande, wenn Eins käme! Siehst Du nichts?"

„Ja," sagte Bärbel, die dicht unten an der Leiter stand, „ich sehe allerlei, aber eine Schande ist's gerade nicht für die Frau. Gut ist's aber, daß der Peter die Leiter nicht hält!"

Endlich war sie oben angelangt, und mit der

einen Hand an der Fensterbrüstung sich anklammernd, hielt sie die andere über die Augen, um besser sehen zu können.

Dann brach sie plötzlich in einen Schrei der Verwunderung aus, und berichtete in abgebrochenen Sätzen über das, was sie erblickte.

Auf dem Boden der Stube standen allerlei Kisten und Kasten, aber verschlossen, und der mit der Gold- und Silbermengung war wohl auch dabei. Das verschlug aber wenig, denn an den Wänden, auf den Tischen und Stühlen hingen und lagen mächtige Goldplatten, funkelnd und gleisend, dazwischen große und kleine Felle, glänzend in den verschiedensten Farben. Dann standen dort Schmelztigel und Retorten, „Kram, wie's die Apotheker haben," sagte Frau Veronika, dann wieder Gold- und Silberstangen unordentlich zerstreut zwischen Sachen, deren Zweck und Gebrauch der Riesenwirthin vollständig unbekannt war. Aber dennoch wurde sie nicht satt, hineinzublicken in die Stube auf alle die kostbaren und merkwürdigen Dinge.

Die Bärbel schüttelte endlich an der Leiter:

„Mache die Frau doch vorwärts! Endlich kommt der Herr, und wir haben noch eine Stube."

Das Letzte schien zu wirken, denn die Frau stieg jetzt vorsichtig und langsam abwärts, aber

kaum hatte sie den Fuß auf den Boden gesetzt, so war auch schon Bärbel auf der Leiter und in einigen Sätzen oben:

„Das lernt man auf dem Lande," sagte sie:

Aber die Frau rief zornig:

„Willst Du herunter, Du freches Ding! und wie unverschämt Du droben stehst, schämst Du Dich nicht?"

Aber sie hielt dennoch die Leiter, um Unglück zu verhüten, und war versöhnt, als die Magd, sich wundernd über den Reichthum, flüchtigen Schrittes bald wieder abwärts stieg, und mit kräftigen Armen die Leiter an die Fenster des dritten Zimmers schleppte.

Als Frau Veronika oben war, stieß sie einzelne Ausrufe aus:

„Ei Du! was für eine Pracht, was für ein Staat!" Dann wieder: „Pfui, wie grausig! Ach Herr Jesus!"

Das Erste galt den prächtigen Gewändern, verbrämt mit Gold und Silber, und besetzt mit funkelnden Edelsteinen, die an den Wänden hingen, den kostbaren Pelzen, und den blitzenden Waffen von Art und Form, wie sie solche niemals gesehen. Die anderen Ausrufungen aber galten verschiedenen Todtenschädeln, welche sie grinsend an-

starrten, und endlich einem ganzen Gerippe, welches ohnweit dem Fenster stand und sie zahnfletschend anzusehen schien.

Plötzlich aber verstummte sie auf kurze Zeit, um darauf auszurufen:

„Herr Jesus, Bärbel! drinnen hockt ein Weibsbild!"

„Laß mich die Frau hinauf," sagte diese, aber Frau Veronika klopfte heftig wider die von innen geschlossenen Scheiben:

„Mach' sie auf, Mamsell! So was dulde ich nicht in meinem ehrlichen Hause!"

Aber die schöne Frau, welche drinnen in der Nähe des Ofens auf einem reich vergoldeten Stuhle Platz genommen hatte, stand nicht auf, um dem heftig wiederholten Befehle der entrüsteten Hausfrau Folge zu leisten. Sie lächelte freundlich und liebreizend, schloß bisweilen die mit schwarzen Wimpern beschatteten Augen, um sie bald wieder zu öffnen und dann entweder bejahend zu nicken mit dem schönen Haupte, oder verneinend zu schütteln.

„Versteht Sie nicht deutsch," rief jetzt Veronika zornig, „soll ich Ihr's lehren."

Aber die Bärbel schüttelte jetzt heftig an der Leiter.

„Mach' die Frau, es kommt Jemand!"

Frau Veronika kletterte, ihre Entrüstung vergessend, rasch abwärts, und statt ihrer flog die Magd, mehr als sie stieg, aufwärts zum Fenster. Sie sah Alles, wie es ihre Herrin gesehen hatte, kam aber rascher als jene zurück.

„Es ist, wie die Frau sagt, aber mach' die Frau, daß wir fortkommen."

„Warum? Du verlogenes Ding," rief Frau Veronika, „es ist Niemand um die Wege, und hast mir nur die Angst eingejagt, um Deinen Vorwitz zu stillen."

Bärbel schüttelte den Kopf:

„Wenn die Frau Streit anfängt mit der da droben, wird's noch schlimmer. Sie verklagt uns vielleicht so schon, weil wir die Leiter angelehnt haben."

Das fiel der Riesenwirthin schwer auf's Herz. Das, und noch etwas! Einmal, wenn Tzarogy, durch jene Frau in Kenntniß gesetzt von ihrer Neugierde, ausziehen würde. Der Verlust, und den ewigen Vorwurf von ihres Mannes Seite! Dann aber: Ihr Mann hatte ganz unbedingt, der schlechten Person halber, sein Ehrenwort gegeben, nichts zu verrathen. Sie wußte, wie die Männer

sind, in solchen Dingen halten sie alle zusammen, die Weiber weniger, schon weil sie sich neidisch sind.

Sie half der Magd die Leiter wieder an Ort und Stelle bringen, und eröffnete ihr diese und andere Bedenken, dann aber sagte sie:

„Weißt Du was, Bärbel, wenn sie uns verklagt, so sagen wir, wir hätten oben gehen hören, und hätten sehen wollen, ob niemand Fremdes oben. Es ist vielleicht am besten, wenn wir das gleich sagen, sobald der Graf oder mein Mann heimkommt."

„Nein," versetzte Bärbel, „das thäte ich nicht. Ich thäte es abwarten, und hernach erst recht Alles weglügen. Wer weiß, was für fremde Leute da hinaufgestiegen sind. Hat ja die Frau die ganze Wirthschaft auf dem Halse gehabt, wer kann ihr da zumuthen, daß sie auf dem Hofe auch noch herumlaufen soll. Lärm' und lamentir" die Frau nur recht, der Herr giebt dann schon Frieden, daß er seine Ruhe kriegt. Und dann die Mamsell da droben war ja so freundlich, hat immer gelacht und mit dem Kopfe geschüttelt, wer weiß, ob sie es ihm verräth!"

Frau Veronika beschloß den klugen Rathschlägen Bärbel's zu folgen, und dann tauschten Beide ihre Ansichten aus über die Fremde.

„Vielleicht ist's gar seine wirkliche Frau," meinte Bärbel, „'was Vornehmes ist es jedenfalls. Hat die Frau das prächtige Kleid gesehen, von blauem Sammet mit goldenen Sternen gestickt. So 'was trägt nicht jede!"

Frau Veronika äußerte aber ihre Meinung dahin, daß solche Dirnen stets den Männern mehr Geld abpreßten, als die wirklichen Frauen, aber sie verwunderte die wenige Kost, welche die Fremde zu sich nähme. „Er und sie zusammen genießen ja kaum den dritten Theil von dem, was ich hinaufschicke! Und doch so schöne rothe Backen! Aber Geduld. Es ist kein Faden so klar gesponnen, denn er kommt noch an die Sonnen!" —

Einige Tage lang hatte die Riesenwirthin freilich ein wenig Angst, dann aber tröstete sie sich. Die Fremde hatte kaum geplaudert, denn Tzarogy und eben so ihr Mann ließen sich nicht das Geringste merken. Auch ihre eifersüchtigen Bedenken beschwichtigte sie durch Autopsie, indem sie, so sauer es der beleibten Frau auch wurde, mit ausgezogenen Schuhen Herrn Tellerfink nachschlich, wenn er dem Grafen das Essen brachte, und an der Thür horchte.

Aber es fiel nichts Unrechtes vor, der Graf war wortkarg, und von einem Oeffnen der Thür,

oder einem Erſcheinen der Räthſelhaften war keine Rede.

Einige Wochen ſpäter indeſſen erklärte der Graf, daß er den Rieſen verlaſſen müſſe, und ſich eine Wohnung in der Stadt gemiethet habe.

„Ich komme ſchon wieder," ſagte er, „ich war immer ſo gut aufgehoben hier im Hauſe, daß ich eine Art Vorliebe für alle Tellerfinke gefaßt habe."

„Wenn er es ſo fort treibt, wie bisher," dachte Tellerfink, „ſo kann's ſein, daß er in hundert oder zweihundert Jahren wieder einmal hier einkehrt."

Die Zeche bezahlte der Graf reichlich, wenn auch nicht ſo vollkommen ungezählt, als das erſte Mal, Frau Veronika aber ſtand, abwechſelnd mit der Bärbel, Tag und Nacht auf der Lauer, um den Abzug der Bewußten nicht zu verſäumen.

„Ich will ihr keine Grobheiten machen," ſagte ſie, „aber merken ſoll ſie es doch, daß ich ſie kenne, wenn ſie's von Ohngefähr vergeſſen hat.

Es fand ſich indeſſen keine Gelegenheit, dieſe Vorſätze auszuführen, denn der Graf zog allein ab, wie er gekommen. War indeſſen mit ihm auch ein guter Gaſt verſchwunden aus dem Gaſthofe zum Rieſen, ſo ſchien dennoch eine angenehme Nachwirkung ſeines Aufenthaltes ſich bald bemerkbar machen zu wollen.

Der Graf machte Aufsehen in der Stadt, und nach kurzer Zeit fanden sich sonst fremde Gäste dort ein, welche in Erfahrung gebracht, daß er längere Zeit im Riesen gewohnt, und welche neugierig Auskunft wünschten über sein Leben und Treiben.

Tellerfink lobte seinen früheren Gast nach besten Kräften, und ließ einen geheimnißvollen und dennoch glänzenden Nimbus um denselben entstehen, der nicht wenig dazu beitrug, den Grafen in der Stadt in die Mode zu bringen, während, für einige Zeit wenigstens, für den Gasthof zum Riesen derselbe Fall eintrat. —

Wir wissen vorläufig nicht, ob der Präsident von Fortenberg, oder seine Gattin irgendwie Nachforschungen angestellt haben, über die Geliebte des Doctor Brunner, daß derselbe aber nach wie vor Zutritt im Hause des Präsidenten hat, und selbst noch eben so beliebt wie früher zu sein scheint, unterliegt kaum einem Zweifel, denn wir treffen ihn so eben dort, in Gesellschaft des Herrn von Stellenbach und des Hausherrn selbst, im eifrigen Gespräche, welches sich um niemand Anderes drehte, als den Grafen von Tzarogy.

„Ich gebe nur ungern mein Urtheil ab über irgend eine Persönlichkeit, welche ich nicht ganz genau

kenne, oder von welcher ich nicht ganz zuverläſſige Nachrichten habe," ſagte der Doctor, „in dieſem Falle aber liegen ſo widerſprechende Gerüchte vor, daß eine klare Anſchauung vorläufig vollkommen unmöglich ſcheint."

„Seine Papiere ſind in Ordnung," verſetzte der Präſident, „das weiß ich beſtimmt, er kommt von Rußland, und neben vollſtändig zuverläſſigen Päſſen hat er Empfehlungsbriefe bei ſich, welche beweiſen, daß er dort mit ausgezeichneten Perſönlichkeiten in nächſter Beziehung geſtanden."

Der Doctor zog leicht die Schulter, indem er ſich indeſſen zuſtimmend verbeugte, Stellenbach aber ſagte eifrig:

„Seine Muſter ſind mir lieber, als alle Päſſe und Empfehlungsbriefe."

„Muſter? welche Muſter?" rief der Präſident erſtaunt.

„Nun Muſter, Proben von allerlei trefflichen Dingen, von Gegenſtänden der Induſtrie, von, nun Ihnen kann ich es wohl ſagen, von Saffian zum Beiſpiel, von Chagrin, von Juchten und anderen Dingen."

„Iſt er denn ein Muſterreiter," ſagte der Präſident lachend, indem er die jetzt verpönte,

zu jener Zeit aber fast alleinige Benennung für einen reisenden Kaufmann gebrauchte.

„Nein," versetzte Stellenbach, „er ist ein Menschenfreund, ein wohlwollender, edler Menschenfreund, welcher sein Vermögen, seine Zeit und sein Leben selbst unbedingt auf das Spiel setzt und von jeher gesetzt hat, um nützliche und wohlthätige Erfindungen von einem Winkel der Erde an den andern zu bringen. Er war fast in allen Ländern der Welt, kennt die Sitten und Gebräuche der Nationen aller Welttheile, und spricht mehr oder weniger geläufig ihre Sprachen."

„Dazu gehört ein hohes Alter!"

„Er ist älter, als er aussieht," sagte Stellenbach. Der Doctor lächelte.

„Das klappt," sagte er. „Mein Diener war jüngst außen im Riesen, und brachte eine Tasche voll der fabelhaftesten Ungeheuerlichten mit nach Hause. Berichte, welche ich mich kaum zu wiederholen getraue, welche aber bereits im Munde des Volkes ganz allgemein geworden sind."

„Ich kümmere mich nicht um dergleichen," erwiderte Stellenbach, „und halte mich einfach an das, was ich sehe und beurtheilen kann. Seine Muster halten die Probe."

„Mit Ihren Mustern!" sagte der Präsident,

und fragte hierauf Stellenbach, ob er bereits für die Dauer des ganzen Winters in die Stadt gezogen sei, worauf jener erwiderte, daß dies nicht der Fall sei, daß seine Frau beabsichtige, länger als gewöhnlich auf dem Lande zu bleiben, während er selbst ab und zu gehe, und sein Haus für diesen Winter eigentlich nur als ein Absteigequartier betrachten werde.

„Das ist schlimm," versetzte der Präsident, „wenn sich die Leute, welche bisher die ersten Häuser machten, auf das Land zurückziehen, was soll da aus unserer Société werden?"

„Meine Frau hält schwerlich so lange aus, als sie es sich vorgenommen," sagte Stellenbach lachend, „und belästigt dann Eure Excellenz vielleicht mehr mit Thees, Familienconcerten und anderen langweiligen Dingen, als Ihnen lieb sein dürfte."

Er empfahl sich, und jetzt sagte der Präsident zum Doctor:

„Nun sagen Sie mir, verehrter Freund, vor Allem, was wissen Sie über diesen Grafen Tzarogy, und warum thaten Sie vorhin so zurückhaltend?"

„Zum Theil," versetzte jener, „aus den bereits angegebenen Gründen, und dann, weil ich weiß,

daß der Herr von Stellenbach den Grafen häufig besucht."

„Und was sagt man über diesen Letzteren?"

„Wie ich bereits erwähnte, tolle und abenteuerliche Dinge, die sich auf der einen Seite kaum zusammenreimen lassen, nach anderer Richtung hin aber dennoch wieder gut passen. Ein Arzt kommt allenthalben herum, er verkehrt mit allen Schichten der Bevölkerung, und hört häufig ein und dasselbe Ding in hunderterlei Variationen erzählen, die aber, berücksichtigt man den Bildungsgrad der Berichterstatter, sich endlich so ziemlich auf Eines zurückführen lassen.

Was ich bis jetzt aber über diesen Grafen gehört habe, läßt sich kaum auf diese Weise betrachten. Denn unterrichtete und gebildete Leute nennen ihn einen geistreichen und liebenswürdigen Gesellschafter, der Kenntnisse besitzt in fast allen Fächern der Wissenschaft, dieselben auf leichte und gewandte Art an den Mann zu bringen wisse, und zugleich von Pedanterie und Oberflächlichkeit gleich weit entfernt sei. So spricht er, wie es scheint, und wie Stellenbach vorhin bemerkte, fast alle, oder doch wenigstens viele Sprachen der Welt, und wer ihn bis jetzt in irgend einer fremden Sprache

begrüßte, erhielt auch in derselben die betreffende Antwort. Nur mit unserem alten Professor Rauleder und dem Grafen hat es tolle Geschichten gegeben. Der Professor sprach ihn Ostaramäisch an, worauf ihm der Graf flüchtig in einer Sprache Antwort gab, welche so wenig wie das Ostaramäische des Professors irgend Jemand der Gegenwärtigen verstand.

Rauleder ward roth und entgegnete einige abermals unverständliche Worte, und jetzt überfluthete ihn der Graf mit einem Schwall von Worten, begleitet durch allerlei Gestikulation, Aufzählen an den Fingern, fragende Bewegungen und dergleichen. Als er geendet, sagte der Professor ärgerlich: „Ich verstehe Sie nicht!" „Ich glaube es gern," versetzte der Graf, „und wenn ich fragen darf, welche Sprache glaubten Sie zu sprechen?" „Ostaramäisch!" „Auf Ehre, sagte der Graf, „ich habe das fast vermuthet, aber ich habe Sie in sieben semitischen Dialekten angesprochen, und Sie haben nicht einen einzigen verstanden. Hingegen habe ich in einigen kleinen Bauerndörfern Babyloniens Worte gehört, welche den Ihrigen ähnelten. Daher meine Vermuthung, daß Sie Ostaramäisch sprechen wollten. Aber es war ein schlechtes Patois jener Landleute."

Wer recht hatte, konnte natürlich Niemand behaupten, aber der Professor wurde wüthend, und stöbert jetzt in allen Bibliotheken, um Beweise für die Richtigkeit seiner Aussprüche zu finden. Da diese Beweise aber ungeheuer langweilig sind, so weicht ihm alle Welt aus, und hört lieber auf die Erzählungen des Grafen, bei welchen man sich trefflich unterhält."

„Und glauben Sie wirklich, daß er so weite Reisen gemacht hat?" fragte der Präsident.

„Wenigstens konnte, so viel ich erfuhr, ihm Niemand bis jetzt irgend eine Unrichtigkeit nachweisen, und Reisende, welche das eine oder das andere von ihm bereiste Land ebenfalls besuchten, bestätigen alle seine Angaben.

Das ist aber Alles noch nicht genug. Neben diesen Kenntnissen und Erfahrungen scheint dieser Graf auch im Besitze großartiger Schätze zu sein. Der alte Keltenschmidt, der zwar ein wenig Sonderling ist, nichts desto weniger aber ein tüchtiger Kenner sein soll, ist außer sich über die Schmuckgegenstände, die Edelsteine und die kostbaren Dinge aus fremden Ländern, welche er beim Grafen gesehen hat, und der Riesenwirth erzählt mit Enthusiasmus von den Haufen Goldes, welche in

seinen Stuben in allen Ecken gelegen wie die werthloseſten Dinge."

„Was beabſichtigt der Mann in unſerer Stadt?" ſagte der Präſident plötzlich.

„Excellenz," erwiderte der Doctor lächelnd, „das weiß ich nicht, ſo wenig ich Alles verbürgen kann, was ich über ihn gehört habe. Ich bezweifle indeſſen keineswegs, daß, wenn auch Einiges übertrieben ſein mag, was man über ihn ſpricht, Alles dennoch keineswegs aus der Luft gegriffen iſt. Aber ehe ich mich empfehle, muß ich noch eines ſonderbaren und geheimnißvollen Umſtandes erwähnen, der mir ebenfalls nicht vollkommen unbegründet erſcheint, wenn gleichwohl ohne Zweifel Mancherlei wieder allzu ſtark aufgetragen iſt. Der Graf empfängt bisweilen Beſuche von einer räthſelhaften fremden Dame, deren Kommen und Gehen Niemand bemerkt, die aber — nun, die eben zu Zeiten da iſt."

„Theurer Doctor," rief der Präſident mit unzweideutigem Lächeln, „das ſind Sachen, die ſich leichter erklären laſſen, als die Reiſen, die Sprachen, das Gold und die Edelſteine."

„Nein, nicht ſo, Excellenz, wenigſtens glaube ich nicht. Sie wiſſen vielleicht, wie die Weibsleute

im Hause, bei dergleichen Besuchen von Fremden, vollständig des Teufels sind?"

Der Präsident nickte schweigend.

„Nun, das ist es eben, was mich irre führt. Frau Veronika, die Riesenwirthin, die dickste, sittenstrengste und zungenfertigste Frau der ganzen Vorstadt, spricht mit Achtung von der Fremden. Sie vertraut unter dem Siegel der strengsten Verschwiegenheit, wenn gleich so ziemlich Jedermann, an, daß sie unter geheimnißvollen Umständen, die sie Niemand eröffnen könne, die Bekanntschaft dieser Dame gemacht, und daß diese sich ihr sehr freundlich erwiesen, ja sogar eine große Gefälligkeit erzeigt habe.

Das dürfe sie jetzt, nachdem der Graf aus ihrem Hause, wohl sagen, mehr aber nicht."

„Nun," sagte der Präsident, „ohne Zweifel wird dieses mystische Wesen hier in der Stadt seine Besuche fortsetzen, und es wird sich Gelegenheit ergeben, es näher kennen zu lernen."

Der Doctor ging, und der Präsident überlegte bei sich, ob es räthlich sei, den Fremden zu veranlassen, sein Haus zu besuchen. Er entschied sich dafür. Eine gewisse Abenteuerlichkeit schien freilich dem Manne anzukleben, aber man konnte ja vorsichtig sein! —

Fünftes Kapitel.

Ehe wir den Grafen Tzarogy beim Präsidenten einführen, oder vielleicht an einem andern Orte seine nähere Bekanntschaft machen, wollen wir zuvor noch einen Blick nach unseren alten Freunden draußen auf dem Lande werfen.

Dort war der Herbst, so wie drinnen in der Stadt, bereits in aller Form eingezogen, freilich aber mit anderem Gebahren. Der wirkliche Herbst, der im November so recht seine eigentliche Tummelzeit hat, kündigt in der Stadt meistens sein Erscheinen, auf wenig poetische Weise, durch bodenlosen Koth auf den Straßen an, und ruft hierdurch ganz unbedingt in jeder Stadt ein Heer von Klagen über die mangelhafte Straßenreinigung hervor. Das hat ohne Zweifel schon stattgefunden in der Zeit, in welcher der Ausdruck „Straßenpflaster" noch eine unbekannte Größe war, und

dieselben Klagen finden heute noch statt in einer Periode, in welcher man mit Sandsteinwürfeln, mit Granitplatten, mit Asphalttafeln, ja selbst mit Guttapercha pflastert, und in welcher die langen, schleppenden Kleider der Damen ihr Möglichstes thun, die Straßen zu fegen.

Die Besitzerinnen dieser langen Kleider klagen um diese Zeit ebenso fast alle über die Saumseligkeit der Putzmacherinnen, welche ihre Winterhüte noch nicht gefertigt haben, und darüber, daß es schwer sei, eine zweckmäßige Schneiderin zu bekommen zur Herstellung ihrer Wintergarderobe, und dabei ist es unfreundlich und kalt, man heizt bereits, wenn man vernünftig ist, wacker ein, obgleich einige absonderliche Subjecte, aus unbekannten, wenn nicht aus ökonomischen Gründen, das Einheizen an einen bestimmten Tag im Kalender binden.

Dann ist dies die Zeit, in welcher der Mann ohne Geschmack bei Zeiten seine Lampe anzündet und sich irgend eine Arbeit für die Winterabende zurechtlegt, der Mann von Geschmack aber abonnirt auf die Oper, auf Monatsconcerte und populäre Vorlesungen, und besucht jene verfrühten Bälle und Thés dansants, welche, Treibhauspflanzen ähnlich, vor der eigentlichen Tanzperiode heran-

gezogen werden, und trotz dieser künstlichen Zucht doch kaum langweiliger sind, als die späteren.

Alle diese Klagen aber werden ausgestoßen, alle diese Stadt-Herbstfreuden werden genossen von Individuen, welche sämmtlich der Schnupfen quält, und die unaufhörlich husten oder beschäftigt sind, die Nützlichkeit der Gichtwatte und der Waldwolle zu erproben.

Ich will nicht behaupten, daß draußen auf dem Lande der Herbst sich einer besondern Reinlichkeit befleißige bezüglich der Wege und Straßen.

Der Landbewohner aber, sei jetzt sein Beruf, welcher er wolle, hat derbes Schuhwerk, welches ihn schützt, so daß ihn die Nässe nicht schädiget. Hat er aber halbwege Sinn für das Wirken und Walten der Natur um ihn her, und das ist häufiger, als man wohl denken mag, der Fall, wenn vielleicht auch nicht immer mit vollkommen klarem Bewußtsein, so mag er sich wohl freuen über den Wechsel, der eintritt, und über das veränderte Kleid, welches die alte Mutter Erde sich umthut.

Theure Bilder aus alter, glücklicher Zeit, süße Erinnerungen aus fröhlichem Knaben- und Jünglingsleben helfen da wohl fördernd mit. Wer hat die nicht?

Wenn der alte Herr von Vorland des Mor-

gens aus dem Fenster sah und in das Nebelmeer blickte, das auf und nieder wogte, da ward ihm frisch und freudig um's Herz. Die Gipfel der höchsten Bäume des Gartens ragten nur hervor aus dem grauen Nebelkleide, in das sich Feld und Wald heute Morgen gehüllt, und es kam ihm vor, als sei drunten im Garten Alles ganz im besten Zustande, die Beete, die Wege, die Ziergruppen, die Rasenplätze, die Laub- und Bogengänge, denn jene Baumgipfel sahen ganz anständig und parkartig aus.

Freilich war drunten nicht Alles zum besten bestellt, und die Symmetrie und Einigkeit, die da herrschte, ging nur vom Unkraute aus, das sich allenthalben eingedrängt und dessen man nicht mehr Herr ward. Herr von Vorland wußte es freilich wohl auch nur allzu gut, aber er täuschte sich gern, sah auf seine anständigen Spitzen und dachte: Warum sollen wir uns nicht angenehm selbst täuschen, da Andere uns so oft unangenehm betrügen?

Dann folgte die Wirklichkeit, die Erinnerung, diesen Phantasmagorien. Eine Stelle im Nebelmeere unter ihm schien sich röthlich zu färben, sich wogend zu heben und zu senken, und plötzlich war sie verschwunden. Die ersten Strahlen der

Sonne, die den Nebel siegreich durchbrachen, vergoldeten den Spiegel des Teiches, an dessen Ufer er als Knabe Libellen gehascht und einen hartnäckigen Krieg mit den Fröschen geführt.

Zu jener Zeit erfreute er sich an der Verwilderung des Gartens, welche ihm erlaubte, ungehindert und frei sich allenthalben zu bewegen, und der Nebel war ihm lieb und gelegen, da er ihn schützend barg vor den Augen seiner Mutter, wenn er allzu großen Unfug trieb drunten in der Gartenwildniß.

Also führte dieser Herbstnebel-Morgen der Kindheit glückliche Tage an ihm vorüber, erinnernd und freundliche Grüße bringend aus der fröhlichen Knabenzeit.

Es brachten aber solche Herbsttage noch andere Genüsse, Liebes-, Wieder- und Nachklänge, Spiegelbilder aus der Flitterwochenzeit, jener reizenden Perlenschnur, die häufig beginnt mit orientalischen Kirschperlen und endigt mit Loth- und Staubperlen, wenn gleichwohl nicht also bei ihm.

Wenn er da des Nachmittags mit Frau Franziska seinen gewohnten Spaziergang machte, wie mahnte ihn und sie da Alles an jene köstliche Perlenzeit!

Andere Gäste, spärlichere freilich, trafen sie

da auf Feld und Trift, als wie zur fröhlichen Sommerszeit, in der er sie heimgeführt, denn der rauhe Ostwind hatte den wenigen Blättern, die bisher hartnäckig noch an Baum und Strauch sich gehalten, den Rath gegeben, abzufallen. „Ihr seid gar keine rechten Blätter mehr," hatte er ihnen mit unfreundlicher Stimme zugerufen, „kein grüner, lebendiger Baumschmuck mehr, Ihr seid bunt geworden, roth, braun und gelb, fort mit Euch!"

Und dann hatte er sie weggefegt von ihren Aesten und mit sich hinweggeführt, so daß selbst auf der Erde nur wenig von ihnen mehr zu sehen war.

Also schlüpfte das Goldhähnchen durch entlaubtes Gesträuch, und das Heer der Meisen, das jetzt von den Bergen herabzog in's Flachland, hatte Platz genommen auf blattlosen Bäumen.

Kaum war da auch noch ein lustiger Vogelsang zu hören, denn im Walde rief der Heher heiser wie zu anderen Zeiten, klopfte der Specht, wie er im Sommer gethan, und die Raben flogen krächzend auf, wenn man ihnen allzu nahe gekommen.

Vom glänzenden Volke der Käfer und Schmetterlinge waren die meisten gestorben, und nur wenige derselben schliefen mit zerzausten Flügeln

und defecten Fühlern, unter Moos- oder Steinwerk, in Baumritzen und allerlei anderem Verstecke.

„Franziska, mein Herz!“ hatte dazumal, als Beide den ersten Spätherbst zusammen in Vorlandsberg erlebten, Herr von Vorland gesagt, „Franziska, wird Dir nicht bange um den langen kalten Winter, da es jetzt schon so öde auf der Flur, da der Wind jetzt schon so unfreundlich niederfährt vom Gebirge, und Deine Lieblinge, die Blumen, gestorben sind, und Deine Freunde, die Thiere, verschwunden?“

Da war sie ihm um den Hals gefallen, und setzte ihm dann auseinander, wie sie sich freue auf den Winter, und auf das gemüthliche Leben im warmen Stübchen, wo sie nicht frieren werde, wie drinnen in der Stadt bei der geizigen Muhme, wie sie zusammen lesen wollten, dies und das, in den langen Winterabenden, und wie sie allerlei Vorräthe schon aufgespeichert, von denen er noch gar nichts wisse, und daß er es so gut haben solle, wie noch in keinem Winter zuvor.

„Und der Herbst da, hier außen auf dem Lande,“ setzte sie hinzu, „ist mir lieber, als Sonne und Frühling drinnen hinter den Mauern, und das Liebste von Allem ist mir, daß ich Dich habe.“

Da freilich war er froh, und fühlte sich glück-

lich, und bei jedem wiederkehrenden Herbste klopfte jenes Glückes Erinnerung an an seinem Herzen, denn jene Flitterwochen-Perlen waren keine Thränen geworden, kein stacheliger Dornenschmuck. —

Es war ein solcher Herbsttag, an welchem wir den Vorlands auf dem Felde begegnen, wenn gleich nicht auf ihrem gewohnten Wege. Sie waren drüben im Schlosse Wellenfeld gewesen, und hatten Stellenbach und seiner Frau einen Besuch abgestattet, da der Morgennebel bald gefallen war, und die Sonne einen schönen Tag geschenkt hatte, freundlich und warm, wie es eben möglich im November.

Ludwig gab ihnen das Geleite und ging mit Johanna voran, und da Stellenbach und seine Frau Catharina sie nur eine kurze Strecke begleitet hatten, so war Vorland und seine Frau jetzt allein, und Beide besprachen sich über die Ereignisse des Nachmittags.

„Es ist mir eigentlich nicht lieb, daß die Hochzeit der Kinder aufgeschoben worden ist," sagte Vorland. „Die langen Brautstände taugen nicht viel, und will man einmal heirathen, soll's so bald geschehen, als nur immer möglich. Wir aber, als Eltern der Johanna, können nicht auf eine Beschleunigung dringen, das ist natürlich."

Frau Franziska stimmte ihm bei.

„Auch die Stellenbach," sagte sie, „war offenbar gegen den Aufschub, aber er besteht jetzt hartnäckig darauf, daß die Wohnung der jungen Leute dicht bei der ihrigen eingerichtet werden soll, und nicht, wie es zuerst bestimmt war, in dem entfernteren Flügel. Ich finde ganz vernünftig, daß die Stellenbach junge und alte Wirthschaft nicht beisammen haben will, diesmal aber hat er seinen Kopf aufgesetzt, und es mag immer noch ein paar Monate dauern, bis die neue Einrichtung fertig."

Vorland brummte etwas in den Bart, und dann sagte er:

„Ich mußte mich heute überhaupt da drüben über allerlei ärgern. Eine Tactlosigkeit über die andere. Der alte Stellenbach weiß von nichts zu reden, als von dem fremden Grafen, der da plötzlich die Stadt mit seiner Gegenwart beglückt, der alle entdeckten und unentdeckten Länder der ganzen Welt besucht hat, der wie die Apostel in allen Zungen spricht, und die Weisheit, wie es scheinen will, mit Löffeln gegessen hat, und in dessen Stuben die Goldstücke ein oder zwei Fuß hoch liegen. Auf etwas mehr oder weniger kommt's da gar nicht an.

Die Fortenberg, die ihren Abschiedsbesuch macht, da sie in ein paar Tagen in die Stadt zieht, lobt darauf die feinen Sitten der alten Zeit, und schilt über die Geldmenschen. Da hat sie ein schönes Beispiel von ihren berühmten feinen Sitten gegeben, den Stellenbach's gegenüber, dessen Vater ein Kaufmann war."

„Ich glaube nicht, daß sie ihr das übel genommen haben," versetzte Frau Franziska, „wenigstens gab ihr die Stellenbach recht."

„Weil es eine noch größere Hochmuthsnärrin ist, als die Alte," sagte Vorland.

Was Johanna und Ludwig betrifft, so drehte sich ihr Gespräch um ähnliche Gegenstände, und vorzugsweise um die hinausgeschobene Hochzeit.

„Sag's nur unverhohlen, daß Dir das so ärgerlich ist wie mir," sagte Ludwig, „und thue mir gegenüber nicht zimperlich."

„Freilich, aber ich konnte ja doch bei Deinen Eltern wahrhaftig nicht wehklagen und jammern, ja ich durfte nicht einmal nach den Gründen fragen, warum jetzt auf einmal unsere Wohnung dicht an die Deiner Eltern eingerichtet werden soll, was eben den Aufschub hervorruft."

„Ich habe mir aber die Freiheit genommen, zu fragen," versetzte der junge Mann, „bin aber

so klug geblieben wie zuvor. Die Mutter sagte, daß es der Vater so haben wollte, dieser aber versteckt sich hinter eine Sentimentalität, welche offenbar der Grund nicht ist und die ihn schlecht kleidet. Er will seine lieben Kinder recht nahe bei sich haben! Es ist ein Unsinn!"

Johanna begütigte und tröstete.

„Er hat jedenfalls seine Gründe und meint es gut mit uns, bedenke aber, welche Hindernisse oft andere Liebende zu bewältigen haben, bis sie das Ziel ihrer Wünsche erreichen. Uns hat sich niemals ernstlich etwas in den Weg gestellt. Können wir uns da über den kleinen Aufschub beklagen?"

„Du hast nicht ganz unrecht," sagte Ludwig, „obgleich Du Deine eigentliche Herzensmeinung nicht vollkommen aussprichst, mich aber ärgert und verdrießt die Sache, ja sie ängstigt mich sogar, obgleich ich mir keinen bestimmten Grund anzugeben weiß." —

In Wellenfeld, bei den Stellenbachs, besprach man ebenfalls den Nachmittag, und während Stellenbach über die Tante Fortenberg schalt und sie hochmüthig nannte, nahm merkwürdiger Weise, aber consequent, Frau Catharina ihre Parthie.

„Sie hat recht," sagte sie lebhaft, „Geld kann

man erwerben, einen alten Namen aber mit nichts in der Welt."

Stellenbach zog die Schulter. Es blieb unentschieden, ob zustimmend oder verneinend, als aber seine Frau hinzufügte:

„An ihrer Stelle wäre ich ebenso," sagte er lachend:

„Auf Ehre, ich bin das überzeugt."

Auf die Frau von Vorland war sie indessen weniger gut zu sprechen.

„Was weiß die gute Frau zu reden," sagte sie, „nichts als ewig und ewig von ihrem Hauswesen. Von Hühnern und Gänsen, von Einheimsen der Kartoffeln und Rüben, von Schweinefleisch, welches sie geräuchert oder eingepökelt hat, von Butter und Käse. Dann kommen die Klagen, daß täglich Alles theurer werde, und endlich, es ist ihr Lieblingsthema, mir aber am odiösesten, das Gespräch über die Dienstboten, besonders über die Mägde. Weiß diese Frau in der That über keinen andern Gegenstand zu sprechen, oder glaubt sie vielleicht, daß ich nicht im Stande bin, über andere Dinge mich zu unterhalten, weil — —"

Sie sprach nicht weiter, aber es begann eine leichte Röthe auf ihre Wangen zu steigen.

„Warum nicht gar," sagte Stellenbach, „es ist

eine ganz gute Frau, die eben gern von dem spricht, was ihr am nächsten liegt. Aber da solltest Du den Herrn Grafen hören."

Er erzählte ihr hierauf abermals von den Kenntnissen und den Reisen Tzarogy's und sagte, daß er denselben für einen der edelherzigsten Menschen der Welt halte, der nichts Anderes vor Augen habe, als das Glück des Menschengeschlechts.

„Ich bin im höchsten Grade begierig, ihn kennen zu lernen," sagte Frau Catharina, und Stellenbach erwiderte ihr, daß das demnächst geschehen werde, wenn sie Beide auf ein paar Tage in die Stadt gehen würden. —

Es war für Leute, welche der feineren Gesellschaft angehörten, nicht schwer, die Bekanntschaft des Grafen Tzarogy zu machen, denn derselbe war in kurzer Zeit nicht blos fast in alle besseren Häuser eingeführt, sondern er war auch förmlich zur Mode geworden, so daß, wer halbwege ein Haus machte, alle Segel aufspannte, seiner, wenn auch nur wenigstens auf einen Abend, habhaft zu werden.

Der Graf kam Jedermann auf die liebenswürdigste Weise entgegen. Er erschien, hatte er mehrere Einladungen für einen und denselben Abend, an mehreren Orten, und allenthalben zeigte

er das Benehmen eines vollkommen gebildeten Weltmannes, welcher allerdings vielleicht durchblicken läßt, daß ihm dergleichen Huldigungen durchaus nicht neu, der sich aber deshalb dennoch durch dieselben geschmeichelt zu fühlen scheint, und sich allenthalben köstlich unterhält.

Tzarogy besaß die Gabe, nicht allein mit der größten Geduld, sondern mit allen Anzeichen des außerordentlichsten Vergnügens die abgeschmacktesten und absurdesten Dinge anzuhören, und alle Einfältigen, deren Worten er auf solche Weise gelauscht hatte, waren von dieser Stunde an seine Freunde.

Man sage nicht, daß es nicht nützlich sei, Einfältige zu Freunden zu haben. Es ist bisweilen unangenehm, häufiger aber mit allerlei Vortheilen verknüpft, schon deshalb, weil es Freundschaftsdienste giebt, zu welchen durchaus — — nur gute und einfache Menschen zu gebrauchen sind.

Da man aber bisweilen auch verständiger und unterrichteter Freunde bedarf, so wendete Tzarogy die einfachste Methode an, sich solche zu erwerben.

Er fragte, das heißt: er ließ sich belehren, und scheint gefunden zu haben, daß bei der überwiegenden Mehrzahl gelehrter und selbst vernünftiger Leute auf diese Weise ähnliche Erfolge er-

rungen werden, wie bei der oben erwähnten Species durch geduldiges Zuhören.

Das war der Anfang, mit welchem der Graf Boden gewann, und da ihm, durch die Gefälligkeit des Riesenwirthes und seiner Frau, schon verschiedene Gerüchte vorangeeilt waren, war er nicht einmal gezwungen, diese Rollen allzu häufig zu spielen. Man wendete alle möglichen Kunstgriffe an, ihn selbst zum Sprechen zu bringen, und hatte er einmal begonnen, so riß er in der That alle Welt zur Bewunderung hin; ziemlich auf ähnliche Weise, wie das früher schon im „Riesen" geschehen war, lief hier und dort neben der Bewunderung freilich auch zu Zeiten Erstaunen mit unter, häufig aber belegte er plötzlich Dinge, die Jedermann unglaublich, ja für vollständig unmöglich hielt, mit Beweisen, indem er entweder irgend ein mechanisches Kunstwerk, ein Juwel, oder Aehnliches, von dem er so eben gesprochen, zum Vorschein brachte, oder die Gegenwärtigen einlud, ihn zu besuchen und durch den Augenschein sich von der Wahrheit dieser oder jener Behauptung zu überzeugen, stets aber wußte er so viel als möglich seine Erzählungen nach der muthmaßlichen Fassungskraft, oder dem Bildungsgrade seiner Zuhörer einzurichten.

Hören wir für einen Augenblick das Urtheil des Präsidenten Fortenberg und das des Doctor Brunner über ihn.

Der Graf war am Abend vorher beim Präsidenten gewesen, und als der Doctor am folgenden Morgen den Präsidenten besuchte, sagte dieser:

„Wissen Sie, daß dieser Tzarogy uns Alle gestern im höchsten Grade entzückt hat? Er ist der gewandteste Weltmann, den man sich denken kann, ungeheuer gelehrt, unbedingt einer derjenigen Männer unseres und vielleicht auch mehrerer anderer Jahrhunderte, welche die weitesten Reisen gemacht und die meisten Kenntnisse mit nach Hause gebracht haben, und dabei bescheiden, fast demüthig."

Der Doctor lachte, aber Fortenberg fuhr fort:

„Der Professor Stahl war bei uns, und es wollte mir fast scheinen, als habe der Graf den sonst ziemlich schweigsamen Mann zu einem längeren Vortrage über verschiedene Mineralien und über Bergwerke gebracht. Es läßt sich nicht läugnen, daß der Professor, trotz seiner Gelehrsamkeit, gräulich langweilig sprach; aber jetzt begann Tzarogy. Der Professor hatte Italien bereist, er war in Ungarn, und kurze Zeit in England, und es zeigte sich, daß der Graf alle diese Länder eben-

falls besucht, alle Gruben befahren, alle Hüttenwerke besichtigt, alle Gebirge bestiegen hatte, und die Fundorte aller seltenen Mineralien genau kannte.

Er ergänzte den Vortrag des Professors auf die liebenswürdigste Weise, so daß dieser häufig ausrief: „Richtig, ja, das hatte ich vergessen!" oder: „Was für ein Gedächtniß Sie haben!"

Dann aber ging der Graf auf andere Länder über und besprach dieselben auf gleiche Weise, wissenschaftlich, und dennoch mit einem so duftig gehaltenen romantischen Anstriche, daß wir ihm wohl noch Stunden lang gern zugehört hätten. Aber er sprang plötzlich ab, und kam auf die Kunst zu sprechen, in welchem Gebiete er eben so zu Hause, als in der Wissenschaft.

Ich kann das ein wenig beurtheilen."

Der Doctor sagte:

„Ich war vorgestern mit ihm zusammen, und das zwar in einer Gesellschaft, in welcher sich meist junge Leute beiderlei Geschlechts befanden, und er sprach dort ebenfalls von seinen Reisen, aber diese waren so ausgedehnt, daß es wahrscheinlich der Reisenden der ganzen Welt bedurft hätte, um seine Erzählung nur einigermaßen zu controliren.

Er war unter den Tropen, und hatte dort die Bekanntschaft eines Orang-Utang gemacht, eines Uraffen, wie er sagte, und er schildert denselben als einen würdige Affengreis, dem er viele Freundschaftsbezeigungen verdanke, und von dem er Mancherlei gelernt habe.

„Ja, haben Sie denn mit ihm gesprochen?" agte ein Fräulein, und in welcher Sprache?"

„Anfänglich durch Zeichen, später durch einzelne Laute," versetzte Tzarogy. „Ich hatte mir diese Uebung bei einigen Indianerstämmen erworben, deren ganze Sprache ebenfalls nur aus vereinzelten Lauten besteht. Zum Beispiel cu: liegen, cu-cu: stehen, cu-cu-cu: gehen, bis endlich eine ganze Menge von Cu das heftigste Rennen bezeichnet. *) Auf solche Weise lernt man leicht das Affische."

Später bummelte er zu seinem Vergnügen in einer Fregatte, welche sein Eigenthum war, längere Zeit bei Cap Horn.

Dann wurde ihm das aber langweilig, er besuchte das Feuerland, und fand dort ein Volk, welches eine etwa 3500 Fuß hoch gelegene Ebene

*) Factisch, bei manchen brasilianischen Wilden, die jetzt aber wohl zum größten Theil zu Tode cultivirt worden sind.

bewohnte, und welches die merkwürdigsten Zeichen von Civilisation zu erkennen gab. *) Nichts, was dort Tzarogy fand, stimmte mit den früheren, von jenen Gegenden erhaltenen Beschreibungen, mit Ausnahme der Größe ihrer Bewohner, welche alle sechs bis sieben Fuß groß und Muster von Schönheit sind. Sie sind sanft, friedlich, und nähren sich vorzugsweise von Früchten und Milch.

Ihre Religionslehrer sprechen flüssig lateinisch, und haben Tradition, fortgepflanzt durch aufeinander folgende Priester von fünfzig Jahrhunderten. Sie sagen aus, daß die Insel einst zum Festlande gehörte, daß ungefähr vor neunzehnhundert Jahren das Land durch ein Erdbeben heimgesucht wurde, welches die Spaltung verursachte, die gegenwärtig als Magelhaensstraße bekannt ist. Es geht ferner aus den Traditionen dieses merkwür-

*) Die folgenden Angaben des Grafen wurden bestätigt durch einen Brief des Herrn O. St. Green, geschrieben am Bord der Kriegsschaluppe: „Decatur" der vereinigten Staaten, und sind datirt: „Von der Magelhaenstraße, den 15. Februar (Jahrgang etwa 1861 bis 1863) und erschienen in der: New-Orleans Picachune. Dieser Brief enthält noch eine bedeutende Menge von den fabelhaftesten und ungeheuerlichsten Erfahrungen, für welche wir aber den Grafen Tzarogy und Herrn O. St. Green müssen bürgen lassen, da wir selbst, obgleich wir zweimal Cap Horn umfuhren, dennoch Terra del Fuego nicht betraten. B.

digen Volkes hervor, daß auf der Spitze eines hohen Berges ein aus Marmor erbauter Tempel gestanden hat, der 17,208 Fuß breit und über 1100 hoch war.

Der Tempel hingegen, welchen Tzarogy bei seinem Dortsein traf, und in welchem er, nach seiner Gewohnheit, Gott stets nach den Gebräuchen des Volkes zu dienen, bei dem er sich eben befindet, seine Andacht verrichtete, war bedeutend kleiner. Er hat von dort eine Porzellanmalerei mitgebracht, welche ungefähr dreitausend Jahre alt sein kann, und ein Bild von Gold und Elfenbein, welches die Feuerländer auf einem ihrer Kriegszüge als Beute erwarben, viele Jahre vorher, ehe die Magelhaensstraße existirte.

Später besuchte er die Goldküste, und genoß bei den zahlreichen dort herrschenden Königen viele Gastfreundschaft. Da er, so gut wie er die Religionsgebräuche der Völker einhält, bei welchen er sich eben befindet, auch ihre übrigen Sitten und Gebräuche sich aneignet, so lernte er dort Menschenfleisch essen, und das erste, was er genoß, war ein englischer Schiffsprediger, der von den Eingeborenen erschlagen und auf die königliche Tafel gebracht worden war.

Er konnte nicht genug die Zartheit und Milde

dieses Geistlichen loben, und erklärte, daß er die Europäer überhaupt den Negern vorzöge, da diese stets einen gewissen thranigen Geschmack hätten.

In Chili und Peru hielt er sich ebenfalls längere Zeit auf, aber er erzählte nur wenig von diesen Ländern, „denn," sagte er, „ein berühmter Reisender hat diese Gegenden bereits*) besucht, und was ich Ihnen erzählen könnte, wäre nichts weiter, als eine Wiederholung seiner Schilderungen."

Er beschloß, nachdem er noch seiner in einer großen Anzahl anderer Länder gemachten Reisen erwähnte, mit Aegypten, und dort machte er eine Ausnahme von seiner Gewohnheit, indem er so viel als möglich auf europäische Art lebte.

Er bezog eine Pyramide, richtete sich in einem alten Königsgrabe ein Stübchen ganz nach europäischem Geschmack ein, und nahm eine alte Aegypterin zu sich, welche für ihn kochte und seine Wäsche besorgte, so daß er gänzlich ungestört seinen Studien obliegen konnte, vergraben in Büchern und eingehüllt in Tabaksrauch.

Er hatte während dieser Erzählungen, wenn

*) Anachronismus, den man freundlichst gebeten wird zu entschuldigen.

er von sich selbst sprach, mehrmals andere Namen genannt. Dasselbe junge Mädchen, welches ihn schon früher der Affensprache halber gefragt hatte, sagte jetzt:

„Aber Herr Graf, Sie haben da sich selbst mit verschiedenen Namen genannt. Wie heißen Sie denn eigentlich?

„Mein Fräulein," versetzte er, „das ist aus dem einfachen Grunde außerordentlich schwer zu sagen, weil ich es in der That selbst nicht weiß. Ich will Ihnen aber wiederholen, was ich einmal in Peking sagte, als ich von der Polizei aufgefordert wurde, meinen Namen zu nennen. In Venedig, sagte ich, ruft man mich, indem man die Hand an's Kinn streicht.*) In Hamburg nennt man mich: Mein Herr. In Nürnberg: Schankerle, in Rom: Monsignor, in Wien: Pst! Pst! In Neapel pfeift man mir, wenn man mich haben will, in Paris lorgnirt man mich, und bei diesem Zeichen nähere ich mich gern denjenigen, die mich betrachten. Lassen Sie sich durch meinen Namen nicht irre machen, meine Herren Mandarinen! So lange ich mich bei Ihnen aufhalte, werde ich mich so

*) Die eigenen Worte Tzarogy's, angeführt in den: Curiositäten der physisch-literarisch-artistischen ꝛc. Vor- und Mitwelt. Weimar 1818. —

betragen, als ob ich einen sehr berühmten Namen hätte. Ich mag Kunz oder Hans, Piso oder Cicero heißen, mein Name muß Ihnen gleichgültig sein. Was wollen Sie! Ich erhielt in Venedig Briefe, auf deren Couvert nur das einzige Wort „Venedig" stand, das Uebrige war unbeschrieben. Mein Secretär fragte auf der Post nur nach Briefen, die Niemand angehörten."

Brunner schwieg, und der Präsident sagte:

„Da war er bei uns gerade das Gegentheil. Aber durfte er voraussetzen, daß man ihm in jener Gesellschaft Glauben beimessen würde, bei den Ungereimtheiten, welche er vorbrachte?"

„Excellenz," versetzte der Doctor, „meine Meinung ist, daß man ihm sogar sehr Vieles geglaubt hat. Es giebt Menschen, welche durchaus die Unwahrheit hören wollen, und ihre Zahl ist selbst keine geringe. Erinnern Sie sich der reizenden und lehrreichen Geschichte mit dem Matrosen. Alle Touristen und Berichterstatter sollten sich dieselbe zu Herzen nehmen.

Jener Seemann, eben zurückgekehrt von der Reise, erzählte seiner Mutter die fabelhaftesten und unmöglichsten Dinge, welche er draußen auf See und Land erlebt haben wollte, und seine Mutter hörte ihm gläubig und andächtig zu. Als

aber endlich seine Phantasie zu Ende, begann er die Wahrheit zu berichten, und erzählte ihr von fliegenden Fischen.

Da aber brach jetzt jene in Thränen aus und rief: „Das kannst Du vor Gott und den Menschen nicht verantworten, Peter, daß Du Deiner alten Mutter solche Lügen aufheften willst!"

„Nun," sagte der Präsident, „wir werden zusammen nächster Tage sehen und prüfen, da der Graf uns Alle in seine Wohnung eingeladen hat. Bringt er solche Dinge zu Markte, wie in Ihrer Gesellschaft von Gläubigen, so soll er einen harten Stand haben." —

Der Graf hatte wirklich eine ziemlich zahlreiche Gesellschaft geladen, und es läßt sich denken, daß nicht leicht irgend Jemand diese Einladung versäumte, fand sich gleichwohl Mancher ziemlich enttäuscht, nachdem er die Wohnung des Einladers betreten hatte.

Mehr oder weniger hatte eigentlich wohl Jedermann irgend etwas Fremdartiges, Wunderbares, Absonderliches erwartet.

Einen Saal vielleicht, ausgeschmückt mit Waffen und Geräthschaften aller jener Nationen, welche der Graf besucht hatte. Als Diener einige schweigende Indianer, zum wenigstens Mohren,

anstatt des Porzellan Silber, vielleicht selbst Gold, mitgebracht als Andenken von seinen Freunden, den Goldküsten-Königen. Dann vermutheten Einige, daß der Speisesaal decorirt sein werde mit Palmen und den riesigen Farrnkräutern der Tropen, und daß die Früchte aller Welttheile die Tafel schmücken würden. Woher der Graf mitten in Deutschland, und im Anfange des Winters, alle diese Sachen nehmen sollte, war freilich seine Sache. Einige Fräuleins endlich sagten, daß ihnen ganz grauselich zu Muthe sei, wenn sie an den Prediger dächten, welchen der Herr Graf gegessen habe, und den er so schmackhaft gefunden hätte, worauf die jungen Herren cannibalische Mienen annahmen und schwuren, daß ihnen der Graf keine größere Gefälligkeit erweisen könne, als wenn er ihnen Menschenfleisch vorsetzen würde.

Der Graf hatte eine ziemlich geräumige Wohnung gemiethet, welche aber isolirt lag und von drei Seiten aus mit einem Garten umgeben war und nachdem man eingetreten, fand man mit Erstaunen, daß alle Räume, die man betrat, auf die nüchternste und alltäglichste Weise ausgestattet waren. Die Möbeln waren noch von der vorletzten Mode, und gemiethet, die Bekleidungen der Wände noch älter, als sie sich eben in dem

ziemlich alten Hause vorgefunden, und der Graf selbst empfing seine Gäste keineswegs im Kaftan, im Poncho, oder mit der einfachen und unschuldigen Federschürze bekleidet, sondern im blauen Frack mit gelben Knöpfen, dem eleganten Festkleide jener Zeit, und mit dem Benehmen eines feinen und gewandten Weltmanns.

So war der Treppenaufgang beschaffen, das Vorzimmer des Grafen, und seine Studirstube, welche groß und geräumig war, und in welcher er seine Gäste empfing, und als man endlich in den Speisesaal trat, erblickte man, anstatt farbiger Diener oder Sclaven, die bekannten Gesichter von einem halben Dutzend Lohndienern, während der Graf selbst sogleich erklärte, daß das einfache Mahl, mit welchem er sich erlaube seine Gäste zu bewirthen, in einem Gasthofe bereitet worden sei.

Man fand sich freilich vielfach enttäuscht, aber man erinnerte sich endlich, daß der Graf an allen Orten der Welt die Gebräuche des Volkes annahm, bei welchem er sich eben aufhielt, und man söhnte sich mit dieser Sitte aus, nachdem man gefunden hatte, daß Speisen und Weine ausgezeichnet waren.

Es war aber schon der Nachtisch aufgetragen, und der Graf hatte noch keine Sylbe von sich

selbst gesprochen. Da dies einerseits europäischer Sitte nicht ganz vollständig entspricht, und da man andererseits sehnsüchtig auf seine Erzählungen wartete, so forderte man ihn endlich hierzu auf, und er ging sogleich bereitwillig auf die Wünsche seiner Gäste ein.

„Indessen," sagte er, „erlaube ich mir Ihnen vor Allem eines meiner Stammbücher vorzulegen. Es kam mir heute mit einer Sendung verschiedener Gegenstände zu, welche ich mir nachschicken ließ, und ich lege vielleicht mehr Werth auf dasselbe, als es in der That verdient, da ich es für verloren achtete und unerwartet wiederfand."

Er ging in die Nebenstube und erschien fast augenblicklich mit einem Buche von offenbar sehr hohem Alter zurück, welches er einem der Anwesenden überreichte, mit der Bitte, es die Runde machen zu lassen.

Es schien indessen das Buch kaum besondern Anklang zu finden, denn es ging rasch von Hand zu Hand, bis endlich ein junger Mann, der sich mit historischen Studien beschäftigte, ausrief: „Hier sind freilich interessante Autographien in Menge! Hier eine von Voltaire, der Sie un homme de touts les pays nennt, qui parle toutes les langues.

Da eine von Hasselquist, datirt: Kairo, den 17. Juli 1750.

Ferner hier eine vom Grafen Caspar Friedrich von Lamberg mit seinem Wappen und der Ueberschrift:

> Lingua mea calamus scribae velociter scribentis. Psalm 44 v. 2.

Endlich da ein Stammblatt von Michael Montaigne:

Es ist kein Mann so bieder, der alle seine Handlungen und Gedanken so auf die Wagschale der Gesetze legt, daß er nicht wenigstens zehnmal in seinem Leben den Galgen verdiente, selbst solche, welche zu strafen und zu Grunde zu richten ein großer Schade und die größte Unbilligkeit wäre.

Aber das Blatt des Grafen von Lamberg ist gezeichnet mit der Jahrszahl 1678, und der Graf starb 1686. Jenes von Montaigne trägt die Jahrszahl 1550 und Montaigne starb 1591. Dennoch aber ist die Zueignung dieser Blätter an Sie gerichtet! Wie ist das möglich?"

Die Blicke des Präsidenten und des Doctor Brunner streiften sich, gleichzeitig aber flogen die Augen des Grafen vom Präsidenten auf den Doctor, und dann sagte er, Brunner von der

Seite fixirend, und mit jenem eigenthümlichen Ausdrucke, der gewissermaßen ein Einverständniß oder, wenn man will, ein Zugeständniß andeutet:

„Warum, mein gelehrter junger Freund, soll nicht möglich sein, was unzweifelhaft vor Ihnen liegt?"

Der Graf hatte, während der junge Historiker las, die Hände in den beiden Taschen seines Frackes gehabt, jetzt zog er dieselben hervor, und fuhr fort:

„Aber während Sie die Aechtheit meines armen Stammbuches in Zweifel zogen, habe ich mir erlaubt, Sie zu zeichnen, und eben so unsern würdigen Doctor. Hier!".

Er überreichte jetzt den Betreffenden zwei, zwar flüchtig entworfene, aber dennoch sehr ähnliche Portraits.

„In der Tasche!" rief eine Dame.

„Warum nicht, darf ich mein Kunststück wiederholen? Wollen Sie den Doctor rechts oder links?"

Und während man bewundernd die ersten Blätter betrachtete, fertigte er rasch zwei weitere Zeichnungen derselben Personen.

Daß man ihn um weitere Versuche bat, war

natürlich, aber er lehnte es mit freundlichem Lächeln ab. Es sei eine Spielerei, weiter nichts, und vielleicht nur hier und da, in höchst seltenen Fällen, praktisch zu verwerthen. Er aber sei ein Mann der Wirklichkeit, und Alles, was er unternähme, müsse praktischen Werth haben, Nutzen bringen, wenn nicht ihm selbst, so doch seinen Nebenmenschen.

Dann aber versprach er eine Kunstfertigkeit zu zeigen, welche ohne Zweifel mehr werth sei, als sein Zeichnen in der Tasche, und bat, nachdem er sich Schreibmaterialien hatte bringen lassen, man möge ihm irgend etwas in die Feder dictiren. Einer der Anwesenden sagte ihm ungefähr zwanzig Verse aus der Zaire vor, und er schrieb dieselben mit beiden Händen zugleich, auf zwei Bogen Papier, flüchtig, und sich so ähnlich nieder, daß es später unmöglich war zu bestimmen, welche der beiden Schriften mit der linken, welche mit der rechten Hand geschrieben war.

„Ich bin nicht viel werth," sagte mit allzu großer Bescheidenheit der Graf, „aber meine Herrschaften, Sie müssen mir doch eingestehen, daß ich meinen Secretär nicht umsonst füttere. Die Künste sind in ihrem Wachsthum langsam, man fängt

mit Versuchen an, auf welche man zuletzt ein förmliches System baut.“*)

Man bewunderte auf's Neue die Geschicklichkeit des Grafen, welcher hierauf fragmentarisch von seinen Reisen sprach und von Zeit zu Zeit aufstand, um aus dem Nebenzimmer irgend einen Beleg zu seiner Erzählung herbeizuholen, irgend eine seltene, fremdländische Münze, eine Waffe, oder Edelsteine von besonderer Schönheit und Größe.

„Ihre Erzählungen sind reizend,“ sagte endlich eine junge Dame, die indessen dennoch bereits das Alter erreicht hatte, in welchem man, ohne eben vorlaut zu erscheinen, das Wort nehmen kann, „aber wissen Sie, was mich frappirt?“

„Nun?“

„Nun, daß Sie, wie es den Anschein hat, ganz allein stehen und nicht einmal einen Diener bei sich haben. Sollten Sie auf allen Ihren Reisen nicht ein einziges Wesen gefunden haben, dem Sie Vertrauen schenken konnten, und welchem Sie, ohne Sorge, getäuscht zu werden, den Zutritt zu Ihren Schätzen gestatten durften?“

*) Der Marquis von Belmar, alias Tzarogy, besaß in der That das oben erwähnte Stammbuch, und war eben so im Besitze der angeführten Kunstfertigkeiten. Die obigen Worte sind buchstäblich seine eigenen, als er in Gegenwart des Grafen Maximilian Lamberg eine Probe seiner Geschicklichkeit ablegte.

Die junge Dame war so glücklich, ausgesprochen zu haben, was wahrscheinlich der größte Theil der Gesellschaft bereits im Stillen für sich gedacht hatte.

Aber der Graf senkte sein Haupt und seufzte tief auf, und endlich sagte er mit gepreßter Stimme:

„Ja, mein Fräulein, ich war so glücklich, solche Geschöpfe gefunden zu haben, ja selbst viele derselben, und bei allen Völkern der Erde, denn die überwiegende Mehrzahl der Menschen sind gut und edel. Dieses Glück aber bildete für mich die Quelle des größten Unglücks, des unsäglichsten Kummers und des tiefsten Schmerzes!"

„Aber wie in aller Welt ist dies möglich?"

„Haben Sie nie, mein Fräulein, eine Ihnen theure Person verloren? Hatten Sie keine Verluste zu beklagen, welche Sie für unersetzlich hielten? Starb Ihnen niemals ein theures Wesen?

Das Fräulein erröthete leicht; sie hatte zwar allerdings Verluste erlitten, aber nicht durch den unerbittlichen Tod, sondern die theuern Personen hatten sich eben von selbst verloren, aus eigenem, übelberathenem Antriebe. Auch die lieben Eltern waren noch gesund und munter, es war ihr also, so viel sie sich erinnern konnte, Niemand ge-

storben. Dennoch aber sagte sie nach kurzem Besinnen:

„Ach freilich, freilich wohl!"

„Nun, mein theures Kind," sagte Tzarogy, „bei Ihrem Alter kann ein solches Unglück Sie vielleicht ein- oder zweimal betroffen haben, kaum öfter, mich aber betraf es oft, nur zu oft, und alle mir ergebenen Menschen, denen ich mich und meine Habe unbedingt anvertrauen konnte, und die ich liebte, da sie treu und aufopfernd, hat mir der Tod geraubt, Hunderte und wieder Hunderte!"

Mein Gott," rief die junge Dame erschrocken, „wie ist das möglich? Sind Sie denn mit Ihrer Dienerschaft unglücklicher Weise immer in solche Länder gerathen, wo die Pest oder das gelbe Fieber herrschte, oder haben Wilde und Räuber —"

Der Graf schüttelte das Haupt, aber er beantwortete die Frage nicht direct.

„Diener," sagte er, „die als Männer meine treuen Begleiter waren, starben als Greise in meinen Armen, ich begrub sie im glühenden Sande der Wüste, ich bettete sie unter den Palmen der tropischen Wälder, ich meißelte ihr Grab in des Nordpols ewiges Eis, ich senkte sie in die Tiefen des unergründlichen Weltmeers. Mit thränenschwerem Auge folgte ich den Särgen meiner Ge-

treuen, die christliche Priester zur ewigen Ruhe brachten. Tiefgebeugt sah ich auf den Scheiterhaufen der Hindus ihre Leichname eine Beute des Feuers werden, und unter den Cannibalen schützte ich ihre sterbliche Hülle gegen räuberische Gelüste.

Aber was half das? Das Leben konnte ich ihnen nicht wiedergeben!

Da rettete ich Kinder aus den Fluthen, ich trug andere aus den Flammen brennender Gebäude, ich trat an's Krankenbett der Kleinen und kämpfte sie dem Tode ab. Aber er kehrte wieder, um sie als Greise von mir zu fordern, nachdem ich sie mir erzogen, nicht zu Dienern, nein zu Freunden, zu den treuesten Begleitern meiner Fahrten."

Der Graf hielt mit erstickter Stimme eine kurze Zeit inne, dann fuhr er gefaßter fort:

„Das Leibroß, welches mich aus tausend Fährlichkeiten trug, das mich rettete aus den räuberischen Händen der Beduinen, auf dessen Rücken ich in des Nordens eisigen Steppen den Meuten blutgieriger Wölfe entfloh, das selbst flüchtiger war als der Tiger mit seinen entsetzlichen Sprüngen, und mich so dem sichern Tode entzog — es starb, achtzig Jahre alt, gepflegt von meiner Hand, in meinen Ställen.

Der treue Löwe, der mich vertheidigte gegen seine eigenen Brüder, der wachte, wenn ich schlief, und wenn ich hungerte, seine Beute mit mir theilte — alt und kraftlos lag er endlich zu meinen Füßen, und jetzt jagte ich die flüchtige Gazelle, um ihn zu speisen, ich stieg nieder zur Quelle, um Wasser zu holen, wenn er dürstete, und flößte ihm stärkende Arzneien ein, aber umsonst, er starb wie Alles, was mir theuer war, und noch heute sehe ich sein brechendes, noch im Tode auf mich gerichtetes Auge.

Aber jenesmal schritt ich hinaus aus der Felsenhöhle, die wir zusammen bewohnten, und schwur einen theuern Eid, allein fortan zu wandern wie Ahasverus, ohne irgend einen Begleiter, ohne irgend ein lebendes Geschöpf, und nichts mehr zu lieben, was sterblich, sei es nun Thier oder Mensch —"

Der Graf hielt inne bei diesen Worten, und blickte auf zwei Herren, welche flüsterten, und von denen der eine geheimnißvoll lächelte.

„Nun, meine Herren," sagte er endlich, „mich erfreut Ihre Heiterkeit, aber sollten Sie vielleicht irgend etwas unglaublich gefunden haben in meiner Erzählung?"

Beide, ersichtlich in Verlegenheit gesetzt durch

die Worte des Grafen und durch die Aufmerksamkeit, welche die ganze Gesellschaft auf sie gerichtet hatte, beeilten sich zu versichern, daß dies durchaus nicht der Fall sei.

„Und doch," fuhr jetzt der Graf mit dem gewinnendsten Lächeln von der Welt fort, „und doch schmeichle ich mir der Gegenstand Ihres Gespräches gewesen zu sein. Darf ich mir erlauben zu fragen, welchem Ihrer Wünsche ich vielleicht entgegenkommen dürfte?"

Die Verlegenheit der Beiden schien zusehends zu wachsen, da aber das Auge des Grafen auf den Unglücklichen ruhte, wie das der Klapperschlange auf ihrem Opfer, so sagte endlich einer von ihnen:

„Es war auf Ehre nichts Schlimmes!"

Der Graf nickte wohlwollend, allein die Rolle des Inquisitors schien er deshalb dennoch nicht aufgeben zu wollen, denn er sagte:

„Nun also?"

Nach einigem Zögern versetzte der eine der Herren:

„Es war allerdings nichts Schlimmes, nichts weiter als ein Gerücht, welches hier im Umlaufe ist, und welches mir beifiel, als Sie vorhin —" er stockte.

„Nun also?" wiederholte der Graf mit unverwüstlicher Freundlichkeit.

Halb in Verlegenheit, halb mit einem Anfluge von Unmuth, erwiderte jetzt der also in die Enge Getriebene:

„Ich weiß nicht, ob man diesem Gerüchte Glauben beimessen darf, noch weniger aber kann ich wissen, ob es Ihnen nicht unangenehm ist, wenn ich es hier wiederhole."

„Nein," sagte Tzarogy mit der Miene der selbstbewußten Unschuld, „Sie erzeigen mir im Gegentheil die größte Gefälligkeit. Wenn es ein Gerücht ist, welches ich noch nicht kenne, ich bezweifle das aber, so kann mir das nur von Nutzen sein; ist es vortheilhaft, werde ich es bestätigen, ist das Gegentheil der Fall, werde ich es mit einem einzigen Worte widerlegen. Also?"

„Nun," sagte der junge Mann entschlossen, „so kann ich nicht anders als Ihrem Wunsche entsprechen. Als Sie vorhin sagten, daß Sie geschworen hätten, nichts mehr zu lieben, was sterblich sei, so fiel mir bei, daß man sich von einer wunderschönen Griechin oder Türkin erzählt, welche Sie zu Zeiten besuchen soll, deren Ein- und Ausgehen aber, trotz aller Aufmerksamkeit, bis jetzt noch Niemand wahrnehmen konnte."

Habt Ihr schon in stiller, heiliger Waldeinsamkeit geträumt und geschwärmt? In jener wunderbaren, reizenden Stille, in welcher Ihr jedes fallende Blatt deutlich von Ast zu Ast abwärts kommen, und endlich den Boden berühren hört. In jener geheimnißvollen Stille, die Euch tausend Märchen erzählt, und endlich Euer eigenes Hoffen und Lieben, Euer Walten und Schaffen selbst zum Märchen werden läßt, das sich aufwärts rankt, einer Liane ähnlich, an Stamm und Ast bis zum Gipfel, und dann ein duftiges Zauberdach über Euch wölbt?

Wenn Ihr also sinnend geweilt habt im einsamen Walde, dann ist es Euch wohl auch begegnet, daß Ihr plötzlich ein Säuseln vernommen habt, ein leises, leises Rauschen, fliegend durch die Kronen Eurer Freunde, der Waldbäume, verschwindend, wie es gekommen, und die Stille dann noch stiller erscheinen lassend.

Freilich wißt Ihr, daß es die Blätter sind, die leise erzittern, weil ein Lufthauch sie geküßt hat, aber Ihr seht diese leichte Bewegung nicht, Ihr hört sie nur, und der grüne Schmuck der Eichen und Buchen scheint so unbeweglich wie ihre Stämme und Aeste.

Also begab es sich im Salon des Herrn Grafen

Tzarogy, als jene inhaltschweren Worte von der reizenden Griechin oder Türkin durch die Gesellschaft geflogen waren.

Ein leichtes, leises Rauschen folgte ihnen, und als es verklungen, ward die Stille stiller.

Es waren aber nicht die Blätter der Eichen und Buchen, die also erklangen, sondern es war Taffet und Atlas. Es waren die Roben der Frauen und Mädchen, die leise rauschten und bebten, ohne daß man irgend eine Falte erzittern sah, und während ihre Mienen so ruhig waren wie die Stämme der Bäume draußen im Walde.

Und dennoch war eine unwillkürliche leichte Bewegung die Ursache, hervorgerufen durch die Worte: Eine wunderschöne Griechin oder Türkin.

Was die Männer betraf, so machten freilich einige besondere Mienen, die etwa bedeuten sollten:

„Nun, wir kennen dergleichen, wir sind selbst beträchtliche Löwen!"

Andere, vielleicht dem Löwenthum näher als jene, verzogen keine Muskel des Gesichts, der Präsident aber und der Doctor Brunner wechselten abermals einen flüchtigen Blick, dessen Bedeutung wir errathen, da Beide schon früher über die schöne Besuchende sich besprochen.

Der Graf endlich blickte einige Augenblicke

nachdenkend vor sich hin. Es war offenbar, daß er überrascht, über etwas, das ihm, so lange er sich in der Stadt befand, noch nicht begegnete.

Alles das, was wir bisher aber geschildert, währte höchstens zehn Secunden, und der Graf selbst schien sich zuerst gefunden und einen Entschluß gefaßt zu haben.

„Da ich sehe, daß mein Geheimniß verrathen ist," sagte er, „so werde ich mir erlauben, meine Clarissa Ihnen vorzustellen, ich bin überzeugt, Sie werden Wohlgefallen an ihr finden und mich nicht verdammen."

Er ging bei diesen Worten in das Nebenzimmer, dessen Thür er hinter sich schloß.

Unter den Damen wurden leichte Bedenken geflüstert, ob man bleiben dürfe.

„Ich finde es ein wenig stark," sagte eine.

„Ohne Zweifel ein Geschöpf," eine andere.

„Schicke uns nicht fort, Mama," sagten leise zwei Fräuleins, Du bist ja dabei, was kann da passiren!"

Eine ältere Wittwe sprach von ihrem Rufe, der ihr höchstes Gut sei, die älteren Herrn zogen indessen Brillen hervor, deren Gläser sie sorgfältig reinigten, während die jüngeren die Thür mit ihren Augen zu durchbohren schienen.

Das stärkere Geschlecht rechtfertigte mithin seinen Namen, und schien entschlossen, unverzagt Allem die Stirn zu bieten, was auch da kommen möge.

Der Graf beendigte diese Zustände, indem er plötzlich die Thür öffnete, und nahe an derselben seine Gäste Clarissa, die Türkin, denn ihre Kleidung bezeichnete sie als eine solche, erblicken ließ.

Es war eine wirklich schöne junge Frau, mit frischer Gesichtsfarbe und edlen Zügen, gehüllt in ein dunkles, mit goldenen Sternen besäetes Gewand, und geschmückt mit einem funkelnden Diamantenhalsbande.

Da der Leser bereits errathen hat, daß er niemand Anderes vor sich hat, als „die Weibsperson," welche bereits Frau Tellerfink entdeckt hatte, so können wir auch nicht länger läugnen, daß sie die Anwesenden auf dieselbe Weise begrüßte wie jene, indem sie bald freundlich nickte, bald ihr schönes Haupt wie verneinend schüttelte, dann die Augenlider leicht schloß, öffnete sie dieselben aber wieder, die Gesellschaft holdselig anlächelte.

Der Graf trat jetzt an ein eigenthümliches, reich mit vergoldetem Kupfer verziertes Geräth, welches an einem der Saalwände stand und be-

reits vorher die, wenn gleich schweigende, Aufmerksamkeit seiner Gäste auf sich gezogen hatte. Es erwies sich jetzt, nachdem er es geöffnet hatte, als ein Piano, und der Graf sagte nun:

„Clarissa wird sich erlauben, Ihnen, meine Herrschaften, ihre Kunstfertigkeit zu zeigen."

Er trat bei diesen Worten wieder an seinen vorigen Platz zunächst der Thür und sagte: „Clarissa, komm und begrüße die Anwesenden;" und jetzt erhob sich Clarissa, trat unter die Schwelle, verbeugte sich gegen die Gesellschaft, und nun gab ihr der Graf den Arm, und geleitete sie langsamen Schrittes zu dem Instrumente, woselbst er ihr ehrfurchtsvoll beim Niederlassen behülflich war.

Sie hob hoch ihre Hände und ließ sie, wie wir das später bei großen Virtuosen ebenfalls wahrnahmen, einige Augenblicke über den Tasten schweben, bis der Graf einige Worte in einer fremdländischen Sprache sagte, worauf sie die Hände niedersenkte, ihr Spiel begann und eine Reihe von Tönen hervorrief, die alle Anwesenden in Staunen, Bewunderung und Entzücken versetzte.

Wenig, oder besser gesagt: gar nicht geübt in der Kunst, eine musikalische Leistung zu „bespre-

chen," fehlen uns gänzlich die technischen Lorbeerkränze, oder Unrathstücke, mit welchen man je nach Belieben den Künstler oder die Künstlerin zu bewerfen pflegt.

Wir befinden uns also in der Lage, die einzige derartige Redensart für das Spiel Clarissa's anzuwenden, welche uns nicht entfallen ist, weil wir so glücklich waren, vor nicht langer Zeit an einem und demselben Abend dieselbe wenigstens fünfzigmal anhören zu dürfen, stets je von einem anderen kunstliebenden Individuum.

Es ist die: mit der köstlichen, reichen Perlenschnur, welcher ähnlich die Töne unter den Fingern der Künstlerin sich entrollen.

Aber es war nicht die Präcision, mit welcher diese Perlen sich entwickelten, allein, welche alle Welt in Bewunderung versetzte, sondern diese Tonperlen waren es selbst, ihr eigenthümliches Singen und Klingen, mit welchem sie zusammenflossen in eine wunderbare, fremdartige, niemals vorher gehörte Melodie.

Sie hatte geendet, der Graf reichte ihr abermals den Arm und führte sie zur Thür, dort wandte sie sich, verbeugte sich wie vorhin, und trat dann in den dunkeln und von den Kerzen des Speisesaals nicht beleuchteten Theil der

Stube, wohin ihr der Graf folgte. Nach einigen Augenblicken kam er indessen wieder hervor, und nachdem er die Thür hinter sich geschlossen, sagte er trocken:

„Dies ist die Türkin, welche, wie man zu sagen beliebt, mir bisweilen Besuche abstattet, welche aber in der That stets bei mir ist. Wie hat Ihnen das Kunstwerk gefallen?"

„Kunstwerk?" sagte Jemand, während unter der übrigen Gesellschaft ein Gemurmel entstand.

„Nun ja," versetzte der Graf, „oder wenn Sie wollen, ein Automat, eine Puppe. Es ist das erste größere Werk eines großen Künstlers in Dresden, welcher auch jenes scheinbare Piano verfertigt hat, das aber in der That ebenfalls nichts weiter ist, als eine Art Flötenuhr, nur in größerem Maßstabe."

Einige zweifelten und hielten die Angaben des Grafen für einen Scherz, Andere behaupteten, daß sie in der That selbst auf ähnliche Gedanken gekommen seien, und endlich rief Einer:

„Wie kann aber diese Clarissa ein Automat sein, da sie alle Ihre Befehle verstand und pünktlich befolgte?"

Der Graf lächelte:

„Vielleicht," sagte er, „würde eine lebendige

Frau nicht in so hohem Grade folgsam sein, im Uebrigen aber sah ich an gewissen Zeichen, welche das im Innern befindliche Uhrwerk giebt, was meine Clarissa im nächsten Augenblicke thun würde, und so hatte ich so leicht zu befehlen, wie sie selbst zu gehorchen."

„Ach, zeigen Sie uns das Uhrwerk im Innern!" rief ein junges Mädchen.

Der Graf verbeugte sich und ging schweigend in's Nebenzimmer, woselbst er ziemlich lange verweilte, als er aber die Thür wieder öffnete, stand Clarissa einige Schritte von der Thür entfernt, doch so, daß sie von den Kerzen des Speisesaals noch hinreichend beleuchtet war, und jetzt nahm der Graf von ihrem Rücken eine ziemlich große, bisher durch die Falten des Gewandes verdeckte Metallplatte ab, und man bemerkte nun eine Messingscheibe, auf welcher ein halbes Dutzend flacher Räder angebracht waren, welche sich schnurrend bewegten, wenn er einen Stift berührte.

Er ließ dann die Räder still stehen, und trat in den Speisesaal, abermals die Thür hinter sich schließend.

Er öffnete dieselbe auch nicht wieder, sondern zog mehrfache Gegenstände, welche er aufzeigte, aus der Tasche, die in der That die

Eigenschaften jener des grauen Mannes im Peter Schlehmil zu haben schien.

Als später die Gesellschaft sich trennte, mußte sich Jedermann zugestehen, daß man sich köstlich unterhalten habe, bezüglich der Puppe Clarissa waren die Gäste indessen nicht vollkommen einig, und es wurden höchst verschiedene Meinungen laut.

„Was sagen Sie zu der Geschichte?" fragte der Präsident den Doctor, welcher ihn begleitete.

„Ich sage, daß es ein Mann von seltenen Talenten ist, der zuverlässig ausgebreitete Kenntnisse besitzt. Daß er aber trotzdem zu täuschen sucht, ist, wie ich glaube, eben so zuverlässig.

Haben Sie den Blick gesehen, den er mir zuwarf, als er das Stammbuch aufzeigte, nach welchem er ein paar Hundert Jahre alt sein müßte?"

„Freilich. Aber was kann er mit solchen Tollheiten bezwecken? In unserer Zeit! Ich bitte Sie um Gottes willen!"

„In unserer und in allen Zeiten der Welt," versetzte der Doctor, „giebt es Leichtgläubige, und ich möchte glauben, daß sogar der größte Theil der Menschen leichtgläubig ist, wenn man ihnen Dinge erzählt, welche sie gern hören. Geheimnißvolle und my-

stische Dinge aber waren und sind beliebt bei allen Geschlechtern und bei allen Nationen, und werden es stets bleiben, wenn man ihnen nur ein zeitgemäßes Mäntelchen umzuwerfen versteht. Wäre es sonst möglich, daß intelligente und cultivirte Völker des Alterthums solchen Blödsinn hätten glauben können, wie es in der That wirklich der Fall war?"

Der Präsident schien nicht auf die Beantwortung dieser Frage eingehen zu wollen, denn er sagte:

„Jetzt, Doctor, antworten Sie aber einfach mit Ja oder Nein, jetzt sagen Sie mir, war jene Clarisse eine Puppe, oder ein lebendes Wesen?"

Der Doctor versetzte lachend:

„Excellenz, das ist eine Unmöglichkeit! Als ich anfänglich jenes blinzelnde, nickende und das Haupt schüttelnde Subject erblickte, dachte ich sogleich an ein künstliches, mechanisches Werk, und ich wurde in dieser Meinung bestärkt durch den sonderbaren, regelmäßigen Schritt dieser angeblichen Clarissa. Als er später das flache und wenig bedeutende Räderwerk aufzeigte, kam mir unwillkürlich der Gedanke an eine lebende Person. Es ist möglich, daß er eine Puppe und zugleich ein lebendes Wesen in jenem Zimmer hatte, es ist möglich, daß die musicirende, und die Dame mit dem Räderwerke eine und dieselbe Puppe waren, es kann

aber auch sein, daß Beide ein und dasselbe Weib gewesen sind, welches absichtlich das steife, Automaten ähnliche Wesen annahm."

„Schön," sagte der Präsident, „wir dürfen also glauben, was wir wollen, und der Herr Graf Tzarogy seinerseits kann aus seiner Clarissa ebenfalls noch machen, was er will!"

„Ich glaube, daß dies seine Absicht ist," versetzte der Doctor. —

Als sie sich später trennten, fragte der Präsident:

„Wie steht's zu Hause?"

„Schlimm, sehr schlimm," versetzte der Doctor, plötzlich ernst werdend und tief aufseufzend. —

Einige Tage später ging's im Riesen, bei Herrn Johann Tellerfink, ausnehmend heiter und gemüthlich zu.

Ganz unerwartet war der Graf, in Begleitung einiger Herren aus der Stadt, erschienen, und obgleich er selbst nur wenig trank, sprachen doch die Uebrigen dem Wein des Riesenwirthes wacker zu. Tzarogy hatte seine Freunde, wie er sagte, auf einem Spaziergange getroffen, hatte ihnen von dem ausgezeichneten Weine Tellerfink's erzählt, und man hatte sich geeinigt, denselben zu erproben.

Wie schüchtern, und oft: wie langweilig, steht die erste Flasche Wein vor uns auf dem Tische, und wie schwer entschließt sich häufig die zweite, ihr zu folgen. Sie scheut sich zu erscheinen, da tausend Dinge sich zwischen sie und uns stellen. Geschäfte z. B., welche wichtig und unaufschiebbar sind, ein Stelldichein, dann bei einigen unglücklichen Individuen vielleicht auch die zweite, bessere Hälfte derselben, welche sie mürrisch verabschiedete, und keifend empfangen wird, wenn sie ungewöhnlich spät nach Hause kommen.

Die Natur selbst sucht endlich diese zweite Flasche am Erscheinen zu verhindern, die andere Natur nämlich, die Gewohnheit, welche uns verbietet, um diese oder jene Zeit Wein zu genießen.

Endlich erscheint sie aber dennoch, diese lang bekämpfte zweite Flasche, ein kecker Genosse entfesselt sie, und dann folgt ihr ungezwungen und heiter lächelnd eine Reihe ihrer anmuthigen Schwestern, welche uns die angenehmsten Dinge erzählen, und schließlich vielleicht uns wirbelnd umtanzen.

Der Erfahrene weiß, wie reizend solche improvisirte Gelage, aber er weiß auch, wie gefährlich sie sind, da man gar leicht seinen Mantel allzu tief taucht in das Blut der Rebe.

Fast ging es also den Freunden des Grafen, welche bald sich in die außerordentlichste Heiterkeit versetzt sahen, schwuren, daß des Riesenwirthes Wein der beste sei, den sie seit langer Zeit getrunken, und sich das feste Versprechen gaben, wöchentlich einigemal wenigstens in der famosen Kneipe sich zu treffen.

Ob sie Wort gehalten, wissen wir nicht; als sie aber endlich gegangen waren, äußerte Tellerfink unverhohlen sein Entzücken gegen Frau Veronika, und belobte den Grafen über alle Maßen, weil er ihm solche charmante und vornehme Herren in's Haus geführt:

„Könnte ich dem braven Herrn nur auch einmal eine Gefälligkeit erweisen!"

Die Gelegenheit zu einer solchen ergab sich rasch, obgleich dieselbe abermals für ihn selbst mit allerlei Annehmlichkeiten verknüpft war.

Der Graf erschien nämlich nach kurzer Zeit wieder. Nachdem er seine Freunde in's richtige Fahrwasser gelegt, fiel ihm ein, daß er etwas vergessen habe im Riesen, und verließ sie, um den Gegenstand zu holen; im Riesen aber angelangt, nahm er Herrn Tellerfink bei Seite und machte ihm wichtige Eröffnungen, Eröffnungen von un-

berechenbarer Tragweite, wie man heutzutage sagen würde.

Der Graf erwartete aus Petersburg Nachrichten von der ungeheuersten Wichtigkeit. Nachrichten, von welchen das Wohl und Weh von Millionen Sterblichen abhing. Da man aber Aehnliches natürlich nicht dem Papier anvertrauen durfte, so sendete man eine vertraute Persönlichkeit, und es war ihm bereits der Tag und die Stunde bekannt, in welcher der Bote erscheinen würde, und das zwar, selbstverständlich, im Riesen, da dieser Gasthof in der russischen Hauptstadt als der beste bekannt war.

Ob aber eine junge Frau erscheinen würde, oder eine Matrone, ein junger Mann, oder ein Greis, das war zur Zeit dem Grafen noch unbekannt, unbedingt aber war es ein Mitglied der fürstlichen Familie Schtschetriff.

„Jetzt," fuhr der Graf fort, „passen Sie wohl auf! Niemand darf, so lange die fürstliche Person unter Ihrem Dache weilt, ihre Anwesenheit ahnen. Halten Sie auf morgen Abend die Zimmer in Bereitschaft, welche ich früher bewohnte, auf einen, zwei, vielleicht auf mehrere Tage, und entfernen Sie alle Unberufenen. Ich werde zur Stelle sein und den Empfang einleiten.

Und nun," schloß der Graf, „besorgen Sie Alles gut, mein vieljähriger alter Freund Jakob, und vergessen Sie den Namen Schtschetriff nicht."

Der Graf ging, und Tellerfink verbeugte sich bis auf die Erde; dann, als der Graf verschwunden war, sagte er:

„Wieder die alten Großvater-Dummheiten mit dem vieljährigen Jakob, und den Namen kann ich nicht einmal aussprechen, viel weniger merken. Ist mir aber egal. Ich merke so schon, daß ich von der alten russischen Excellenz verzweifelt wenig zu sehen kriege. Aber dem Grafen will ich es vermerken, daß er alle hohen Herrschaften zu mir schickt, und die Zeche soll auch herrschaftlich werden."

Frau Veronika starb fast vor Neugierde, denn ihr Gatte theilte ihr absonderliche Dinge mit, und ließ nicht undeutlich durchblicken, daß er tief eingeweiht sei in das wichtige Geheimniß.

„Wenn's nur keine Verschwörung ist," sagte sie, „ich zittere an Arm und Bein. Du weißt, daß die Russen, bei sich zu Hause, Talglichter und kleine Kinder fressen. Was werden die erst bei uns machen, wo sie sich gar nicht geniren!"

„Das geht bei uns nicht so wie drinnen," versetzte Tellerfink selbstbewußt, „das leidet vorder-

samst die hochlöbliche Polizei nicht, aber laß mich nur gewähren, mir thut Keiner nichts."

Am nächsten Abend hatte sich Tzarogy, kurze Zeit vor der bestimmten Stunde, im Riesen eingefunden, und ziemlich mit dem Glockenschlage sechs hielt ein geschlossener zweispänniger Wagen vor der Thür des Gasthauses.

Tzarogy und Tellerfink traten heran, um den Schlag zu öffnen, aber dies geschah vorher von innen, und heraus sprang eine junge Frau, oder ein Mädchen, die trotz der Pelze, in welche sie gehüllt war, dennoch leicht den Boden erreichte und, als sie Tzarogy erblickte, in lautes Lachen ausbrach:

„Nun, Graf, das freut mich," rief sie, „Sie haben sich in den letzten zweihundert Jahren fast gar nicht verändert!"

Der Graf verbeugte sich tief und ehrfurchtsvoll:

„Allerdurchlauchtigste Fürstin," sagte er, „wie unendlich glücklich macht mich Ihr Anblick!"

Die Fürstin lachte noch stärker, und der Graf kreuzte nun die Arme über der Brust und sagte, sich abermals fast bis zur Erde beugend, einige Worte in einer fremden Sprache, worauf die Heiterkeit der Fremden sich einigermaßen zu legen schien,

und einem eigenthümlichen, fast hochmüthigen Wesen Platz machte.

Hierauf bot ihr der Graf den Arm, und Beide stiegen die Treppe hinan, nach den für die Fürstin bestimmten Gemächern, nur noch kurze Worte wechselnd in jener fremden, sonderbar klingenden Sprache.

Oben angelangt, befahl der Graf das Gepäck der Fürstin in die Stube zu bringen, und nachdem dies geschehen war, sagte er, daß er schellen werde, wenn die Fürstin zu speisen befehle.

Tellerfink entfernte sich, wenig erbaut, und jagte draußen Frau Veronika und die Magd mit zornigen und drohenden Geberden von der Thür, um darauf selbst am Schlüsselloche zu lauschen, aber nur mit wenigem Erfolge, denn das Gespräch wurde in derselben Sprache fortgeführt, in welcher man es begonnen hatte, und was seinen Aerger noch steigerte, war, daß er das Geräusch des sich rasch entfernenden Kutschers hörte, und es war mithin von diesem so wenig zu erfahren, als es früher bei der Ankunft des Grafen der Fall gewesen.

Drinnen ging es übrigens theilweise ziemlich lebhaft zu, und so viel Tellerfink aus dem Tone der Sprechenden entnehmen konnte, schalt und lachte die Fürstin durcheinander, und auch der

Graf wurde mehrmals heftiger, als es sonst seine Gewohnheit war. Dann schien aber der Friede hergestellt, und der Lauschende hörte nur noch wenige flüsternd gesprochene Worte, bis plötzlich stark an der Glocke gezogen wurde, worauf Tellerfink, seine Schuhe unter dem Arme, rasch bis zur Treppe sprang, und, nach einigen Minuten, möglichst geräuschvoll sich wieder näherte und eintrat.

Man wünschte zu speisen, und einige Zeit darauf entfernte sich der Graf.

Was übrigens die Fürstin betraf, so war sie die Leutseligkeit in eigener Person. Sie ging, am andern Morgen, ungescheut, und ohne das Geheimnißvolle ihrer Anwesenheit viel zu beachten, allenthalben im Hause umher, ja sie besuchte selbst Frau Veronika in der Küche, unterhielt sich mit dieser über allerlei häusliche Angelegenheiten, und des Mittags that sie der Kochkunst derselben alle mögliche Ehre an. Hingegen ließ sich diese nicht nehmen, die Durchlaucht eigenhändig bei Tische zu bedienen.

„Den Herrn Grafen hast Du bedient, der da droben bringe ich das Essen, so ist's schicklich," sagte sie zu Tellerfink, „Du bleibst unten!"

Das Auge der Liebe sieht scharf, das der Eifersucht noch schärfer, und häufig noch dazu

durch eine vergrößernde Brille. Also war in den Augen der Frau Veronika die zarte Neigung, welche im Busen Tellerfink's für die große, volle, schöne Frau, mit dem hellblonden Haar und den tief dunkeln Augen, zu keimen begann, bereits zur riesigen Leidenschaft angewachsen.

Er hatte gestern darüber gebrummt, daß die Fürstin gar kein Gefolge bei sich habe, ein halbes Dutzend Leibeigene wenigstens, von wegen der Zeche natürlich, auch über den kleinen Koffer; den sie mit sich führte, hatte er sich mißfällig geäußert. Heute entschuldigte er Beides:

„Wenn man incognito reisen thut, darf man nicht viele Händel machen," hatte er gesagt. Dann suchte er sich ihr zu nähern, wo es nur möglich war, als sie im Hause umherging, das reichte aus, Frau Veronika aufmerksam zu machen, und sie rasch Verdacht schöpfen zu lassen.

Er versuchte zu scherzen:

„Es ist ja eine uralte Frau," sagte er, „Du hast ja selbst gehört, daß sie den Grafen schon vor zweihundert Jahren gekannt hat."

Aber Frau Veronika hatte mürrisch geantwortet:

„Das sind Dummheiten, davon verstehe ich

nichts. Aber meinetwegen sei sie dreihundert, Du bleibst deswegen doch unten!"

Er blieb auch wirklich unten. „Reize den Löwen nicht," dachte er, aber es grämte und kümmerte ihn, daß er ihren Namen nicht einmal aussprechen konnte.

Also erweichend wirkt die Liebe auf das harte Männerherz!

Bärbel, die Magd, war mürrisch und verdrossen, und sah mit scheelen Blicken nach der blonden Schönheit.

„Eine saubere Prinzeß das," sagte sie giftig, als die Fürstin am Morgen die Küche besuchte, „schnüffelt in Töpfen und Tiegeln, so eine agire ich auch!"

Nach Anbruch der Dunkelheit kam Tzarogy, und begab sich zur Fürstin. Als er eine Zeit hindurch oben, sagte die Bärbel:

„Frau, ich denke, ich hol' die Leiter. Die von heute zippert nicht so mit den Augen, wie die von neulich mit dem Sammetkleide und den goldenen Sternen. Die hat mehr Courage."

Aber die Riesenwirthin fuhr heftig auf:

„Dageblieben, Du dummes Ding! Was kümmert's Dich, ob sie Courage hat oder nicht? Mein Alter soll nur unten bleiben, aber der Herr Graf

soll nicht molestirt werden in meinem Hause. Das ist ein guter Gast, und bringt noch andere. Unterstehe Dich!"

Grollend fügte sich Bärbel. Es war der Frau Veronika zu Zeiten nicht zu trauen.

Der Riesenwirth aber, weniger beaufsichtigt, wenn der Graf bei der Fürstin, als wenn sie allein, schlich, leise wie ein Kater, nachdem die Beiden gespeist hatten, hinauf in's obere Stockwerk, um wieder zu lauschen. Die Furien der Eifersucht tobten in ihm, und er vermuthete schlimme Dinge; als es ihm aber gelungen war, wirklich durch das Schlüsselloch einen Blick in die Stube zu gewinnen, fand er sich angenehm enttäuscht, und jetzt trat die Neugierde an die Stelle der Eifersucht.

Die Fürstin und der Graf saßen sich gegenüber, und sahen gemeinschaftlich allerlei Briefschaften und Papiere durch. Bisweilen schob der Graf der Fürstin ein oder das andere Schriftstück zu, welches sie ihm ärgerlich, oder auch mitunter lachend, wieder zurückgab, und wie es den Anschein hatte, suchte er sie dann mit eindringlichen Worten zur Annahme zu bewegen. Auch lag Schmuck auf dem Tische und baares Geld.

Die Bedeutung aller dieser Dinge aber konnte

sich Herr Tellerfink nicht erklären, denn Beide sprachen abermals jenes fremde, ihm vollkommen unverständliche Kauderwelsch, ohne Zweifel aus Vorsicht, da sie unbefugtes Lauschen befürchteten, was in der That wirklich so eben stattfand.

Jetzt zog der Graf ein mit Siegeln reichlich behangenes Pergament hervor, legte dasselbe mit einer gewissen Feierlichkeit vor sich hin auf den Tisch und sagte, absichtlich oder in Vergessenheit in deutscher Sprache:

„Also! Alexandra Fedora Schtschetriff, hier ist —"

In diesem Augenblicke aber erscholl unten die Stimme der Frau Veronika, die scheltend nach ihrem Manne rief. Er knirschte mit den Zähnen und ballte die Fäuste, während er, auf den Zehen sich fortstehlend, schleunigst hinabeilte, und bald darauf mit einer mittelmäßig erfundenen Nothlüge vor der erzürnten Gatttin stand, welche zwar nicht weiter forschte, aber ihm bedeutete, daß man in der Gaststube schon zehnmal wenigstens nach ihm gefragt.

Innerlich schwur er sich, ihr über kurz oder lang das wett zu machen, denn er war wüthend, eben in dem Augenblicke abgerufen worden zu sein, in welchem man deutsch zu sprechen began n

er war aber auch zugleich durchdrungen von einer gewissen Ehestands-Philosophie, die ihm gebot, nicht jedem Sturme die kecke Mannesbrust entgegenzustellen, sondern bisweilen bei herannahendem Donnerwetter unterzuschlüpfen unter den Felsen der Unbefangenheit, die gar nicht merkt, weshalb eigentlich der Teufel los.

Wir befinden uns nicht in der Lage, ein Urtheil abgeben zu können, ob dies in der That praktisch, sondern wir wissen nur, daß der Riesenwirth zu sich selbst sagte:

„Couche für heute, Tellerfink! Wäre ich vorhin nicht heruntergekommen, sie wäre im Stande gewesen und hätte mir droben einen Skandal gemacht, denn sie ist fuchs-teufelswild, ich merk's wohl, von wegen so und so!"

Den Namen Alexandra Fedora hatte er behalten, und er nahm sich vor, im nächsten Sommer dessen Anfangsbuchstaben wenigstens in einen Kürbis zu schneiden, und böte sich Gelegenheit, die Fürstin auf zarte Weise merken zu lassen, daß er diese ihre Namen kenne.

Diese Gelegenheit bot sich aber nicht, denn am folgenden Abend, während der Graf sich bereits wieder bei der Fürstin befand, hielt plötzlich ein Wagen vor dem Riesen, und der Kutscher er-

klärte, daß er bestellt worden sei, um Jemanden abzuholen.

„Wohin?" frug Tellerfink.

„Weiß nicht!"

Gleich darauf aber rief der Graf, daß man das Gepäck der Fürstin in den Wagen bringen sollte, und nachdem dies geschehen war, erschien er mit ihr selbst am Arme, und geleitete sie ehrfurchtsvoll zum Wagenschlage, während er Tellerfink flüchtig sagte, daß ihn die Fürstin beauftragt, die Zeche zu berichtigen.

Die hohe Frau hatte bereits Platz genommen im Wagen, als sie in deutscher Sprache dem Grafen zurief, sie habe ihm noch etwas zu sagen. Er beugte sich vor, und steckte den Kopf zu ihr in die Tiefe des Fonds, zog denselben aber sogleich wieder zurück, während er sich tief und unterwürfig verbeugte.

In diesem Augenblicke schlug Bärbel, welche mit einer Laterne sich nahe hinzugedrängt hatte, ein grelles, und unbedingt absichtlich, überlautes Lachen auf, und während die Gräfin „Avanti! Avanti!" rief, fuhr jetzt der Wagen rasch von dannen.

Der Graf folgte ihm zu Fuße.

„Warum hast Du denn so abscheulich gelacht?"

fragte Frau Veronika, als sich Beide wieder in der Küche befanden.

„Herr Je!“ erwiderte diese, „das war ein Plaisir, das hätte die Frau sehen sollen. Als er da den Kopf in den Wagen steckte, hat ihm die drinnen einen derben Nasenstüber gegeben, einen ordentlichen! Das geschah ihm recht, dem — schlechten Menschen!“

„Sei nicht dumm, Bärbel,“ sagte Frau Veronika, „ländlich, sittlich, das wird halt die Mode in Rußland sein, Abschied zu nehmen.“

Ende des ersten Bandes.

Druck von G. Pätz in Naumburg.

Im Verlage von Hermann Costenoble in Jena und Leipzig erschienen ferner folgende neue Werke:

Ernesti, Luise, Aus alter und neuer Zeit. Novellen und Skizzen. 2 Bde. 8. broch. 2 Thlr.

Gerstäcker, Friedrich, General Franco. Lebensbild aus Ecuador. (Zwei Republiken. Erste Abtheilung.) 3 Bde. 8. broch. 4 Thlr.

Gerstäcker, Friedrich, Sennor Aguila. Peruanisches Lebensbild. (Zwei Republiken. Zweite Abtheilung.) 3 Bde. 8. broch. $4\frac{1}{2}$ Thlr.

Brachvogel, A. E., Beaumarchais. Ein Roman. 4 Bde. 8. broch. 5 Thlr.

Mühlbach, Louise, Der große Kurfürst und seine Zeit. (Erste Abtheilung: Der junge Kurfürst.) Historischer Roman. 3 Bde. 8. broch. 5 Thlr.

Mühlbach, Louise, Der große Kurfürst und seine Zeit. (Zweite Abtheilung: Der große Kurfürst und sein Volk.) Historischer Roman. 4 Bde. 8. broch. 5 Thlr.

Wickede, Jul. von, Herzog Wallenstein in Mecklenburg. Historischer Roman aus der Zeit des dreißigjährigen Krieges. 4 Bde. 8. broch. $4\frac{1}{2}$ Thlr.

Anneke, Mathilde Franziska, Das Geisterhaus in New-York. Roman. 8. broch. $1\frac{1}{2}$ Thlr.

Ati Kambang, Auf fremder Erde. Roman. 3 Bände in 5 Theilen. 8. broch. $5\frac{1}{2}$ Thlr.

Bacher, Julius, Ein Urtheilsspruch Washington's. Historischer Roman. 2 Bde. 8. broch. $2\frac{1}{2}$ Thlr.

Berlepsch, A. H., Die Alpen in Natur- und Lebensbildern. Mit 16 Illustrationen von E. Rittmeyer. Pracht-Ausg. Lex.-Oct. Ein starker Band. Eleg. broch. 3 Thlr. 26 Ngr. Eleg. geb.

mit vergold. Deckenverzierungen $4^1/_3$ Thlr. Mit Goldschnitt $4^2/_3$ Thlr. **Wohlfeile Volksausgabe.** gr. 8. broch. $1^2/_3$ Thlr. Eleg. geb. 2 Thlr. 5 Ngr.

Bibra, Ernst Freiherr von, Reiseskizzen und Novellen. 4 Bde. 8. broch. circa $4^1/_2$ Thlr.

Bibra, Ernst Freiherr von, Hoffnungen in Peru. Roman. 3 Bde. 8. broch. circa $3^3/_4$ Thlr.

Bibra, Ernst Freiherr von, Aus Chili, Peru und Brasilien. 3 Bde. 8. broch. $3^3/_4$ Thlr.

Bibra, Ernst Freiherr von, Erinnerungen aus Süd-Amerika. 3 Bde. 8. broch. $3^1/_2$ Thlr.

Bibra, Ernst Freiherr von, Ein Juwel. Südamerikanischer Roman. 3 Bde. 8. broch. $3^3/_4$ Thlr.

Brachvogel, A. E., Historische Novellen. 1. bis 4. Band. 8. broch. à Band $1^1/_2$ Thlr.

Brachvogel, A. E., Schubart und seine Zeitgenossen. Historischer Roman. 4 Bde. 8. broch. $5^1/_2$ Thlr.

Brachvogel, A. E., Theatralische Studien. 8. broch. 24 Ngr.

Brachvogel, A. E., Ein neuer Falstaff. Roman. 3 Bde. 8. broch. $4^1/_2$ Thlr.

Brachvogel, A. E., Aus dem Mittelalter. 2 Bde. 8. broch. $2^1/_4$ Thlr.

Brachvogel, A. E., Narciß. Ein Trauerspiel. Min.-Ausgabe. Zweite Auflage. broch. 24 Ngr. Prachtvoll geb. mit Goldschnitt 1 Thlr. 2 Ngr.

Brachvogel, A. E., Adelbert vom Babanberge. Ein Trauerspiel. Min.-Ausgabe. broch. 24 Ngr. Prachtvoll geb. mit Goldschn. 1 Thlr. 2 Ngr.

Brachvogel, A. E., Der Trödler. Ein Roman aus dem Alltagsleben. 2 Bde. 8. broch. $2^1/_4$ Thlr.

Brachvogel, A. E., Benoni. Ein Roman. 2. Aufl. 3 Bde. 8. broch. 3 Thlr. 15 Ngr.

Brachvogel, A. E., Der Usurpator. Ein dramatisches Gedicht. Min.-Ausg. broch. 27 Ngr. Eleg. geb. mit Goldschnitt 1 Thlr. 5 Ngr.

Buchrucker, Wolfgang, Pfarrer, Spurgeon. Ein Lebensbild. 8. broch. 12 Ngr.

Bunyan, Johann, Die Pilgerreise aus dieser Welt in die zukünftige. Aus dem Englischen mit Einleitung und Anmerkungen von Dr. Friedrich Ahlfeld, Pastor an der St. Nicolaikirche zu Leipzig. Pracht-Ausgabe mit 12 Holzschnitten. Zwei Theile in Einem Bande. 8. broch. $1\frac{5}{6}$ Thlr. In elegantestem englischen Einbande mit reich vergoldeten Deckenverzierungen und Goldschn. $2\frac{1}{3}$ Thlr.

Burow, Julie (Frau Pfannenschmidt). Des Kindes Wartung und Pflege und die Erziehung der Töchter in Haus und Schule. Ein Handbuch für Mütter und Erzieher. (Das Buch der Erziehung in Haus und Schule. Erste Abtheilung.) 8. broch. 27 Ngr.

Diezmann, August, Leichtes Blut. Roman. 3 Bde. 8. broch. 4 Thlr.

Eichenfels, Hans von, Das Erbschloß. Ein Roman. 3 Bde. 8. broch. $3\frac{3}{4}$ Thlr.

Ernesti, Luise, Geld und Talent. Roman. 3 Bde. 2. Aufl. 8. broch. $2\frac{3}{4}$ Thlr.

Ernesti, Luise, Die Aristokratin und der Fabrikant. Ein Roman. 4 Bde. 8. broch. $4\frac{1}{2}$ Thlr.

Gerstäcker, Friedrich, Die Colonie. Brasilianisches Lebensbild. 3 Bde. 8. broch. 3 Thlr. 27 Ngr.

Tzarogy.

Zweiter Band.

Tzarogy.

Roman

von

Ernst Freiherrn von Bibra.

Zweiter Band.

Jena und Leipzig,
Hermann Costenoble.
1865.

Erſtes Kapitel.

Chronologiſch bis zum Exceß haben, wir bisher den lieben Leſer von Woche zu Woche, von Tag zu Tag, ja faſt von Stunde zu Stunde weiter geführt auf dem Wege, welchen unſere Erzählung einhielt.

Wir haben uns auch hübſch auf einem und demſelben Flecke aufgehalten, und ſind nicht mit rieſigen Sprüngen von Peru nach Deutſchland, oder von Braſilien nach irgend einer Südſeeinſel geſprungen, und von da vielleicht nach unſerm lieben Chile, obgleich wir vielleicht einigermaßen das Recht hierzu hätten.

Wir thaten dies, um mehr oder weniger wohlwollende Winke zu befolgen, die uns zugekommen ſind, einerſeits, und andererſeits, weil es uns eben ſo genehm war.

Nun aber müſſen wir, wenn auch nur auf

kurze Zeit, einigen Monaten vorauseilen, um den freundlichen Leser nach Wellenfeld zu führen, zu der uns wohl bekannten Familie Stellenbach, und werden uns hierauf erlauben zu erzählen, was sich während der übersprungenen Zeit weiter Wahrhaftes begeben hat.

Es schien, als wolle der Frühling bald in's Land kommen, denn das sogenannte weiße Kleid der Unschuld, die winterliche Schneedecke, hatte, im Flachlande wenigstens, bereits ein ziemlich unreinliches Ende genommen, wenn gleich ein wohlthätiges für Acker und Feld. Dichte, graue Wolkenschaaren hatte der Südwestwind über die Erde gejagt, und von seinem warmen Hauche, und den Thränen der Wolken, war der Schnee erweicht worden und geschmolzen. Freilich war Weg und Steg fast bodenlos zu nennen, aber das Feld und die Trift sogen begierig den Segen des Himmels ein, und als dann die Sonne nach der alten Mutter Erde blickte, die Schnee und Wolken ihr so lange verhüllt, da gab diese nach ihrer Art bald dankbar ihre Grüße zurück, mit schwellenden Blüthenknospen, mit grünenden Halmspitzen, ja selbst mit kecken einzelnen Blüthen und Blumen.

Das war draußen auf der Ebene und im flachhügeligen Lande.

Im Walde und auf den Bergen war freilich noch nicht Alles so weit gediehen, dort hielt sich der Schnee noch wacker auf den Spitzen der Berge, und noch hartnäckiger dachte er sich in den Schluchten und engen Thälern vertheidigen zu wollen.

Aber trotzdem machte man sich im Walde wenig aus diesen Schanzen, in die sich der Winter geflüchtet, denn mancherlei Baum- und Strauchwerk nahm, wenn gleich noch blattlos, doch schon eine ganz besondere Frühlingsmiene an, und allerlei lustiges und leichtsinniges Vogelvolk hatte sich auch bereits eingefunden im Walde, zum Theil von drunten, von der Ebene her, in welcher sie den Winter verbracht, zum Theil aber auch aus fremdem Lande, den Weg über das Meer nicht scheuend, und Herr Walter, der Förster, hörte des Abends, wie die Sippschäft der Amseln und Drosseln ihre einfachen Weisen aus Niederung und Busch erklingen ließ, und wie hoch oben in der Luft, unsichtbar dem Auge, die Himmelsziege meckerte.

Das sind gar artige Boten und Vorläufer des Frühlings, und Herr Walter hörte sie gern, schon aus alter Gewohnheit, und weil es von jeher so gehalten wurde im Walde.

Dennoch aber horchte er nicht allein auf den Sang dieser alten Freunde und Bekannten, wenn

er um dieſe Zeit lauſchend an irgend einer Waldecke ſtand. Er ſpähte und forſchte nach anderen Dingen, und wenn er dann, war die Dunkelheit eingebrochen, die Flinte über den Rücken warf und heimging, ſo brummte er vor ſich hin:

„Es iſt eine Tollheit, ſie können noch nicht da ſein, aber — man muß doch aufpaſſen!“

Herr Walter aber hatte an jener Waldecke geſtanden, um zu horchen, ob nicht irgend wo ein Schuß fiele; an anderen Orten des Waldes ſtanden ſeine Gehülfen, und Jäger und Jagdliebhaber ſtanden, und ſtehen, wenn alſo der Frühling im Anzuge, noch heutzutage allenthalben vertheilt im ganzen deutſchen Reiche, und horchen und paſſen auf jenen Schuß, der den Jägerfrühling verkündigt, die Ankunft jener flüchtig durchziehenden, langſchnäbeligen Geſellen, der Schnepfen. Denn da kaum ein anderes Wild um jene Zeit jagdbar, oder man ihm wenigſtens nicht nachſtellt zu dieſer Stunde, ſo nimmt man an, daß irgend einem Glücklichen die erſte Schnepfe angeſtrichen ſei.

Täuſchungen laufen freilich mit unter, und rufen falſchen Alarm hervor in der Jägerwelt, bisweilen wenigſtens, ſtets und immer aber ſteht man vierzehn Tage früher auf der Lauer, als es

eigentlich möglich, daß jene Gäste sich eingefunden, aber — „man muß doch aufpassen!"

Fast täglich aber setzte der Förster Walter noch hinzu: „Ach, wenn nur der Herr Ludwig da wäre, jetzt, wo die Schnepfen kommen, aber weiß Gott, wo der stecken mag." —

Also war ein neues Leben im Anzuge für Feld und Wald, und auch in dem Schlosse zu Wellenfeld ging's rührig zu und lebhaft genug, und auch dort schien ein neues Treiben zu beginnen.

Im inneren Schloßhofe, der von vier Seiten durch die Flügel des Schlosses gegen außen abgesperrt war, lag allerlei eisernes Räderwerk, anderes ähnliches Geräthe stand theilweise ausgepackt in mächtigen, schon geöffneten Kisten umher, und zwischen diesen waren noch verschlossene Kisten und Kasten, Fässer und Körbe mit kaufmännischen Zeichen versehen, und jedenfalls sehr verschiedenen Inhalts.

Dann lagen in nächster Nähe noch ungeheure Baumstämme, bereits gezimmerte Balken, Sparren, Mauersteine, und in zwei Ecken des Hofes waren Kalkgruben angebracht.

Die Frau von Stellenbach hatte eine kleine, sogenannte englische Anlage in Mitte des ziemlich

geräumigen Hofes anbringen lassen, nun aber war von dieser nur wenig noch zu sehen. Die Einfassungen der zierlichen Beete waren in den Boden getreten, und dasselbe Schicksal hatte die kleineren Zierpflanzen ereilt, während die „größeren jämmerlich daständen, mit geknickten Aesten und schmählich geschundener Rinde.

Steine, Balken und Waarenkisten waren rücksichtslos über sie hinweggezogen worden, und hatten sie also geschändet.

Droben aber, in zweien der Flügel des Schlosses sah es noch sonderbarer aus.

Große Säle waren in kleine Stuben verwandelt worden, und andere hatte man in niedere, zweistöckige Räumlichkeiten umgeändert, während man wieder, wie man es eben für nöthig erachtete, Wände durchbrochen und andere Räume vergrößert hatte. In den Ecken lagen Haufen von abgerissenen Tapeten und abgenommenes, zerschlagenes Täfelwerk, und mächtige Lagen von neuen Brettern und Backsteinen, welche allenthalben aufgeschichtet zu sehen waren, hatten ohne Zweifel die Bestimmung, die Wunden zu bekleiden und zu decken, welche man den alten Mauern geschlagen hatte.

Die Gäste endlich, welche das Schloß zu

Wellenfeld bevölkerten, waren Zimmerleute, welche Balken beschlugen, oder schon zugerichtete, unter gegenseitigem Zurufe, aufwärts schafften, Schreiner, die in der Mitte der größeren Stuben an ihren Hobelbänken arbeiteten und zischend ihre Hobel über die Bretter gleiten ließen, oder klopfend und hämmernd neue Dielen schufen, stets Tabak rauchend mitten in einem Chaos von Hobelspähnen, und harmlos Leim kochend unter den feuergefährlichsten Dingen.

Die Kerntruppen endlich unter den Bauleuten, die lieblichen Maurer mit ihren Stammverwandten, den noch angenehmeren Tünchern, waren am zahlreichsten vertreten.

Alle Welt kennt die Vorliebe der Maurer für abgelegte Soldatenjacken, für das Tabakkauen, und für große rothe Tabaksdosen, deren sie sich häufig und mit Würde zu bedienen wissen.

Und so zogen denn auch, langsamen Schrittes, in großen mit Nägeln beschlagenen Stiefeln und bekleidet mit alten Monturen, die Maurer durch die Räume des Schlosses, sahen den Schreinern zu, die hobelten, den Zimmerleuten, welche ihr Beil handhabten, selbst aber das Primchen in der Wange, eine Prise bietend und nehmend und bisweilen den Lehrjungen einen Klaps reichend,

mit der Vermahnung, nicht so müßig umherzulungern.

Was die Tüncher betraf, so benahmen sie sich dort wie allerwärts und wie zu allen Zeiten.

Sie begannen ihr Geschäft mit dem Umwerfen eines Topfes mit Farbe, dessen Inhalt sich weithin ergoß über die Diele, dann schickten sie den Jungen, um den Schaden zu ersetzen, und nach dessen Rückkehr nahmen sie ihr Frühstück ein. Nachdem sie aber jetzt die Beobachtung gemacht, daß die Farbe zu dunkel oder zu hell, gingen sie selbst, um von Hause die richtige zu holen, welches Geschäft sich, unlieb, dermaßen verzögerte, daß die Mittagsglocke ertönte, bei deren Schlag kein wackerer Handwerksmann mehr eine Hand rührt. Was den Nachmittag betraf, so erschienen sie häufig, aus unbekannten Gründen, gar nicht.

Trotz der scheinbaren Unmöglichkeit wuchsen aber dennoch, wenn gleich nicht mit Uebereilung, die Mauern aus dem Boden, und erfreuten sich später eines angemessenen Anstriches, und wir wollen uns daher vom Schlosse aus in den Garten begeben, um zu sehen, welche Reize der junge Frühling dort bereits hervorgerufen.

Aber wir finden, daß die größeren Anlagen

desselben zum großen Theil das Schicksal der kleineren im Schloßhofe erfahren haben. Die Beete waren zertreten, und tiefe Räderspuren liefen an vielen Stellen über dieselben hin. Einige Bäume waren geschlagen worden, andere schlimm zugerichtet, und wohl lebensgefährlich verwundet. Alles aber, Strauch, Baum und Boden, war bedeckt mit einer dichten Lage von Kalkstaub, herrührend vom Bauschutte, den man aus den Fenstern geworfen.

Droben in den Bergen sprang aus dem Felsengeklüfte eine kleine, klare Quelle, die abwärts rieselte in eine Thalschlucht, und dort, mit anderen sich verbindend, zum Bächlein wurde. Und bald stürzte der junge Bach sich brausend und schäumend durch die Schlucht, sprang über eine Felswand hinab in ein tieferes Thal, und eilte dann mit der Hast, die jungen Gesellen eigen, fort aus der Heimath, hinaus in die Ebene, und gelangte endlich in die Nähe des Schlosses.

Dort hatte Frau Catharina es übernommen, den Wildfang zu bändigen und zu zähmen. Sie lehrte ihn in allerlei zierlichen Windungen durch ihren Garten sich schlängeln und zwei Becken auszufüllen, deren künstliche Ufer man auf artige

Weise mit Moos und Tuffsteinen bekleidete, gewissermaßen eine Erinnerung an seine Heimath.

Er hatte mit den Jahren sich gefügt in solches anständige Benehmen, floß klar und sanft durch die Anlagen des Gartens, und nur bisweilen, wenn Stürme hausten in den Bergen, die ihn geboren, trübte sich sein Antlitz.

Mit diesem Sohne der Wildniß, dem man im Flachlande die Nägel beschnitten, die Haare gekämmt, und den man Sitte und Anstand gelehrt, waren jetzt verschiedene Veränderungen vorgegangen. Seine Freiheit hatte man ihm freilich nicht wiedergegeben, dafür aber einen Titel. Man nannte ihn „Wasserkraft," und führte ihn, indem man die Krümmungen und die Wasserbecken trocken legte, in gerader Linie an den oberen Theil des Schlosses, und nachdem man ihn dort gezwungen, allerlei Räder zu treiben, welche in seine Fluthen tauchten, zwängte man ihn in ein enges hölzernes Bett, und nöthigte ihn, eine Menge der schmutzigsten Dienste zu leisten.

Daß man im Schlosse eine Fabrik einzurichten im Begriffe war, liegt auf flacher Hand, aber wie benahm sich Frau Catharina von Stellenbach, die niemals etwas von dergleichen wissen wollte, bei diesen Veränderungen?

Was sagte sie zu all' dem lärmenden Treiben, dem Schmutze und zu der Verwüstung ihrer alterthümlichen Räume?

Sie ging, freundlich plaudernd und mit der heitersten Miene von der Welt, am Arme des Herrn Grafen von Tzarogy zwischen Trümmern und Neuerstandenem umher, und wenn sie an seiner Seite, in den verschont gebliebenen und elegant eingerichteten Gemächern des Schlosses Platz genommen hatte, und seinen Worten lauschte, war sie noch heiterer, und bisweilen strahlte das Glück auf ihren Zügen.

Und wie war das Alles gekommen?

Wir müssen, um dies berichten zu können, uns wieder einige Monate zurückversetzen.

Während Tzarogy in der Stadt Gesellschaften besuchte, bisweilen selbst solche veranstaltete, und vollkommen in die Mode gekommen war, traf er nichts desto weniger häufig mit Stellenbach zusammen, ja er führte diesen selbst ein in einen Theil seiner geheimnißvollen Räume, und zeigte ihm Schätze, bei deren Anblick Stellenbach das Herz schwoll.

Das waren aber nicht die Diamanten und die anderen Edelsteine, welche der Graf besaß, und hier und da einzelnen Personen vorzeigte, nicht die

seltenen Antiquitäten und die kostbaren Waffen aus alten Zeiten und aus fremden Ländern, es waren praktische Dinge, Dinge der Gegenwart, oder besser vielleicht der Zukunft, und das war es, was Stellenbach mit Entzücken erfüllte, ja berauschte.

Von den Lederproben, von Corduan, von Saffian, von Chagrin und Juchten, haben wir bereits oben Stellenbach begeistert gesehen, aber er lauschte hoch auf, als ihm der Graf die Verfahren mittheilte, nach welchen alle diese kostbaren Lederſorten bereitet werden könnten, Verfahren, welche zum großen Theil zu jener Zeit entweder gar nicht, oder nur mangelhaft bekannt waren. Er träumte von den Samenkörnern der wilden Melde, vermittelst welcher man die räthselhaften Grübchen des Chagrin hervorbringt; der Geruch des Birkenöles, mit welchem die russische Juchten behandelt wird, und von welchem ihm Tzarogy eine Probe zeigte, schien ihm köstlicher als alle „Wohlgerüche Arabiens", und die Namen Macbride und Seguin, die Erfinder und Verbesserer der Schnellgerberei, erfüllten ihn mit Verehrung.

Der Graf kannte alle diese Methoden, alle diese Bereitungsweisen. Er hatte sie kennen gelernt in den Ländern, in welchen sie entweder er-

funden waren, oder auf der höchsten Stufe der Vollkommenheit standen.

Er zeigte ferner Stellenbach Proben von allerlei Metallgemischen, die dem Golde und Silber gleich kommen, ein Semilor, welches er selbst erfunden, das nichts zu wünschen übrig ließ, und welches ebenfalls die Bewunderung Stellenbach's in hohem Grade hervorrief, da eben diese Artikel zu jener Zeit häufiger benutzt wurden, als gegenwärtig.

Eines Tages legte der Graf ein kleines Stückchen einer rothen lederartigen Substanz vor Stellenbach.

„Was ist dies?" fragte dieser.

Die Blicke des Grafen wurden leuchtend.

„Das Gummi elasticum, gegenwärtig zu untergeordneten Diensten verwendet, wird groß werden," sagte er, „es wird den Rang einnehmen in der Industrie, dessen es würdig ist. Aber diese Substanz wird größer werden. Sie wird das Elasticum überflügeln, sie wird es verdrängen, sie wird das Holz verdrängen und das Leder, wird den Hanf überflüssig machen, die Steine, das Eisen, das Silber, das Gold, sie wird Alles verdrängen, nur die Intelligenz nicht, welche sie so groß machen wird.

Denn mit dieser unscheinbaren röthlichen Sub-

ſtanz wird man die Straßen pflaſtern, man wird transportable Häuſer aus derſelben bauen, Schiffe, man wird Riemen und Taue aus derſelben fertigen, man wird Tonnen aus derſelben machen, Münzen und Medaillen, Schuhe, Stiefel, Kleidungsſtücke —"

Der Graf hielt inne, denn trotzdem, daß Stellenbach einer ſeiner eifrigſten Verehrer, ſchien ſeine anfängliche Verwunderung jetzt dennoch in ein ungläubiges Lächeln übergehen zu wollen. Aber Tzarogy holte nun einige kleinere Geräthſchaften herbei, welche er ſelbſt aus dem wunderbaren Stoffe gefertigt hatte.

Stellenbach ſtaunte dieſelben an.

„Das iſt eine Goldquelle," ſagte er, „ich erkenne das an!"

„Sie iſt es noch nicht," erwiderte der Graf, „aber ſie wird es werden."

„Aber warum iſt ſie es gegenwärtig noch nicht?"

„Weil außer dem kleinen Vorrathe, den ich ſelbſt aus Singapore davon mitgebracht, von der Subſtanz, welche man Gutta tuban, oder Gutta percha nennt, bis jetzt nur eine kleine Probe bei der aſiatiſchen Geſellſchaft in London liegt, welche dieſelbe aber als einen werthloſen Gegenſtand bei Seite gelegt hat. Die Zeit wird richten."

Der Graf ließ es indessen nicht bei dem Vorzeigen dieser und ähnlicher Gegenstände bewenden, sondern er führte Stellenbach in ein kleines Laboratorium, welches er sich eingerichtet hatte, zeigte ihm dort die Bereitungsweise von allerlei Recepten, von welchen er schon vorher gesprochen, und ließ einen solchen Schatz von Kenntnissen durchblicken, daß das Erstaunen Stellenbach's immer mehr wuchs.

„Wer sind Sie?" sagte er während ähnlicher Beschäftigungen eines Tages plötzlich zum Grafen, „wer sind Sie, und was gedenken Sie mit dieser Fülle von Wissen, welche Ihnen eigen, zu beginnen?"

Tzarogy sah ihn längere Zeit starr an. Endlich sagte er:

„Was ich bin, wissen Sie, zum Theil wenigstens. Wer ich bin, kann ich, darf ich Ihnen nicht sagen, jetzt wenigstens noch nicht. Sie würden mich entweder nicht verstehen, oder über mich lächeln."

„Es sind allerdings sonderbare Gerüchte über Sie im Umlaufe," sagte Stellenbach, „welchen man freilich kaum Glauben beimessen darf, zum Beispiel —"

Der Graf unterbrach ihn:

„Keine Beispiele," sagte er, sie führen zu nichts.

Glauben Sie, was Sie sehen; seien Sie ferner überzeugt, daß es Dinge giebt, welche bestehen können, wenn man gleichwohl bisher im hausbackenen, gewöhnlichen Leben ihre Existenz bezweifelt, oder vielleicht gar nicht an dieselben gedacht hat; nehmen Sie endlich aber auch an, daß man, um große Zwecke zu erreichen, ungewöhnliche Mittel anzuwenden gezwungen sein wird."

„Und was sind diese Zwecke?"

„Sie sind einfach die Beförderung der Cultur, oder was dasselbe ist, das Glück der Menschheit. Kein Volk der Welt steht auf so niederer Stufe, daß es nicht irgend etwas besitzen sollte, was anderen, selbst hoch stehenden Nationen, nützlich sein könnte.

Die Brosamen aber, die abfallen von der reichen Tafel der Industrie und Cultur, an welcher gebildete Völkerschaften Platz genommen haben, sind von unschätzbarem Werthe für jene armen Teufel am Pole, welche Thran trinken und mit den Eisbären Brüderschaft gemacht haben, oder für die Bursche, deren Haut die Sonne der Tropen schwarz gebrannt hat, und welche statt des Haupthaares eine krause Wolle zu tragen pflegen.

Meine Aufgabe ist, das Gute und Nützliche, was ein Volk erfunden hat, in die Hände eines

anderen niederzulegen, und aus diesem Grunde giebt es keinen Winkel der Erde, den ich nicht besucht, dessen Sitten und Gebräuche ich nicht studirt hätte.

Das Meer, mächtige Völkerwanderungen, Kriege, ja selbst Thiere haben den Samen nützlicher Culturpflanzen in entfernte Welttheile getragen.

Das geschah aber unbewußt, und in Zeiträumen, welche Jahrtausende umfaßten.

Warum soll das Höchste in der Natur, des Menschen Geist, den Samen der Wissenschaft nicht mit Bewußtsein, und in kürzerer Zeit, tragen können von Volk zu Volk?

Sagen Sie mir nicht, daß das Gehirn des Negers verbrannt, und jenes des Samojeden eingefroren sei. Der Hochmuth der weißen Race hat schon Aehnliches zu Markte gebracht, und versucht, die Bewohner der gemäßigten Zone als die allein intelligente und bildsame hinzustellen. Das ist falsch!

Alles ist bildsam! Alles ist culturfähig! Selbst die Thiere.

Bleiben wir aber beim Menschen stehen, so ist nichts klarer, als daß die geistigen Kräfte jenen Polen- und Tropen-Subjecten nicht mangeln, son-

dern nur schlafen, und wahrscheinlich ist dies der Fall wegen ungünstiger Temperatur-Verhältnisse.

Die Wissenschaft wird helfen.

Es wird eine Zeit kommen, in der man begreifen wird, daß Wasser das beste Heizmaterial ist, und in Folge dessen werden die Polarmenschen in comfortablen Häusern wohnen, vielleicht von Gußeisen, vielleicht von Gutta percha, und diese Häuser werden mit Eis geheizt werden.

Der Tropenmensch aber wird in angenehm abgekühlten Localitäten sich seiner wieder erwachten Intelligenz freuen, welche aus ihrem Schlafe erstanden ist, weil die Wissenschaft ihn gelehrt hat, künstliches Eis zu fertigen."

Stellenbach begriff die Wichtigkeit der Sendung Tzarogy's; prüfte er sich selbst aber, unbefangen und partheilos, so wurde ihm klar, daß die Culturfortschritte jener so weit entfernten Nationen ihm selbst nicht in so hohem Grade am Herzen lagen, als dem Grafen. Das aber, was der Graf aus der Fremde mitgebracht, an nützlichen Kenntnissen und Erfahrungen im Vaterlande auszunützen, schien ihm wünschenswerth, ja er sehnte sich darnach.

Er sprach mit Tzarogy von diesem seinem

Wunsche, und jener erklärte sich bereit, ihm mitzutheilen, was er wolle.

Jetzt begann der lange gehegte Gedanke Stellenbach's, eine Fabrik zu gründen, Boden zu gewinnen und sich zu verkörpern.

Warum er für Leder geschwärmt hatte, vom ersten Augenblicke an, in welchem er die Proben gesehen hatte, welche der Graf mit sich führte, wußte er selbst noch nicht, deshalb vielleicht, weil ihm die Sache vollkommen neu und unbekannt.

Als er aber dem Grafen eröffnete, daß er gesonnen sei, Saffian, Chagrin, Juchten und andere theure Lederſorten zu fabriciren, gab ihm dieser zwar recht, aber er fügte bei, daß es auch zugleich von dem größten Vortheile sein werde, die Verfertigung anderer Gegenstände aufzunehmen.

„Aber ich werde meine Kräfte zersplittern," sagte Stellenbach, doch der Graf erwiderte:

„Nein, Sie werden mehr gewinnen!" Und endlich wurde beschlossen, neben der Fabrication jener Lederſorten, Farben verschiedener Art, vorzugsweise das sogenannte Türkischroth zu verfertigen, und ferner Semilor und eine ziemliche Anzahl anderer Metallgemische herzustellen, bestimmt, die edlen Metalle zu ersetzen.

„Werden Sie mit einem Capitale sich bethei-

ligen?" sagte Stellenbach, nachdem diese Pläne im Allgemeinen geordnet waren. Aber der Graf versetzte:

„Zuverlässig nicht. Ich gebiete zwar über außergewöhnliche Mittel, aber diese Summen gehören nicht mir, sie gehören meinen Brüdern, den Menschen. Allen zusammen, den weißen, den braunen und schwarzen. Sie haben einen reichen Antheil erhalten, wenn ich Ihnen meine Erfahrungen mittheile!"

Stellenbach war damit nicht unzufrieden. So war er sein eigener Herr, und zudem besaß er Summen, welche einen Theilnehmer überflüssig erscheinen ließen.

So trefflich aber das Alles sich auch zu gestalten schien, ein Punkt war noch zu beseitigen, und das war der Widerwille, den Frau Catharina gegen dergleichen Dinge hegte. Freilich war er entschlossen, seinen lange gehegten Wunsch unter allen Umständen durchzuführen, und er scheute auch eine Hauptschlacht nicht, um zu siegen, es war zum besten ihrer selbst und seines Sohnes, aber — der kleine Krieg war es, den er fürchtete, die Guerillas-Banden von Launen, spitzen Worten, Anspielungen, schlecht versteckten Thränen und anderen schönen Sachen mehr.

Er klopfte behutsam beim Grafen an, und theilte seine Bedenken mit.

Dieser lächelte. „Ich kenne das!“ sagte er.

„Waren Sie denn auch verheirathet?“

„Häufig,“ sagte Tzarogy trocken, „aber gegenwärtig, glaube ich, bin ich es nicht, aber ich werde mit Ihrer lieben Frau sprechen.“

Da Stellenbach ähnliche eigenthümliche Redensarten des Grafen bereits gewohnt war, so forschte er nicht weiter nach den Specialitäten dieser mehrfachen Ehestände, sondern es genügte ihm vorläufig sein Versprechen, mit Frau Catharina sprechen zu wollen, und er sagte daher:

„Schön, lernen Sie meine Frau näher kennen, und sehen Sie, was zu machen ist.“

Der Graf nickte einfach mit dem Haupte. Er hatte die Frau von Stellenbach bereits in der Stadt kennen gelernt und hielt das für ausreichend.

Einige Tage später, nachdem Stellenbach wieder auf das Land gezogen war, erschien auch der Graf in Wellenfeld zum Besuche, und es ward ihm im ersten Augenblicke an den Mienen der Frau Catharina klar, daß der Hausherr bereits die Laufgräben eröffnet, daß Frau Catharina von dem Plane, „ein Geschäft“ zu gründen, in Kenntniß

gesetzt, und daß sie, nicht mit Unrecht, ihn selbst für denjenigen hielt, der ihren Gatten wieder auf seine alten Marotten gebracht und ihn in denselben bestärkt hatte.

Sie maulte mit Stellenbach, und den Grafen behandelte sie mit steifer Höflichkeit, dieser aber bat Stellenbach, ihn, so oft es thunlich sei, mit Frau Catharina allein zu lassen, was leicht anging, da Ludwig häufig bei Vorlands und auch nicht selten in den Bergen auf der Jagd war.

Und jetzt begaben sich ganz besondere Dinge, denn Stellenbach bemerkte, daß seine Frau gegen den Grafen von Stunde zu Stunde fast zuvorkommender und freundlicher wurde, und daß sie ihn selbst auf gleiche Weise behandelte, ja es wollte ihm scheinen, als habe sie einen Wunsch, um dessen Gewährung sie es indessen noch nicht recht wage ihn anzusprechen.

Um diese Veränderung im Benehmen der Frau von Stellenbach hervorzubringen, hatte der Graf folgenden Weg eingeschlagen.

Vor Allem gab er sich den Anschein, als bemerke er die üble Stimmung derselben nicht im mindesten, und war die Gemüthlichkeit und Liebenswürdigkeit in eigener Person, wobei er indessen

nicht versäumte, leichte Anspielungen auf die bevorstehenden Veränderungen im Schlosse zu machen.

Er hoffte Frau Catharina auf diese Weise dahin zu bringen, ihm Vorwürfe zu machen, aber diese war höflich wie zuvor, schwieg indessen verstockt.

Mit der edlen Dreistigkeit, welche dem Grafen eigen, begann er daher plötzlich seinen Angriffsplan zu ändern und sagte:

„Ach, meine Gnädige, wie beneide ich Sie um die Tage ruhigen und stillen Glückes, dem Sie jetzt entgegengehen!"

Er seufzte bei diesen Worten, als wünsche er nichts sehnlicher, als ebenfalls eines solchen Glückes theilhaftig zu werden, und blickte schmerzlich lächelnd nach Frau Catharina, aber dieser stieg die Röthe des Unwillens in die Wangen, und sie sah einige Augenblicke mit blitzenden Augen nach Tzarogy.

Das schmerzliche Lächeln wich nicht von seinem Antlitze, vielleicht glaubte er, das Glück und die Freude habe das Blut lebhaft durch ihre Adern gejagt. Es schien fast so, denn er sagte jetzt:

„Und dennoch, dennoch beneide ich Sie."

Jetzt brachen die Dämme und brausend und zürnend stürzten die entfesselten Wogen über das Land.

Sie sprach von der grenzenlosen Schmach, die ihr und ihrem Sohne angethan werden solle, und von dem Sumpfe der Gemeinheit, in welchen ihr Mann sich versenken werde, von gemeinen Krämerseelen und listigen Verführern, von der Verwüstung ihres Lieblingsaufenthalts, die ohne Zweifel stattfände, und von der Schande ihren Standesgenossinnen gegenüber, so daß sie sich nicht getraue, unter diesen in der Stadt zu leben als die Gattin eines entadelten, schmutzigen, jüdischen, gemeinen Geldwucherers, und eben so wenig hier in Wellenfeld bleiben wolle, wo die Familie ihre Ehre verloren habe, und wo demnächst die Niedrigkeit das Hohe, die Verworfenheit das Edle zerstören werde.

Unter diesen zornig dahinbrausenden Wortes-wogen strömten manche nicht vollkommen klar und rein, denn heftige Stürme wühlen den Schlamm auf, der auf dem Boden, auch des kleinsten Teiches, sich abgelagert, und endlich erklärte Frau Catharina, deren Aufregung sich von Wort zu Wort steigerte, daß sie sich das Leben nehmen werde.

Wenn die Hand des Arztes eine schlimme, kranke Stelle geöffnet hat, indeß Zweifel obwalten, ob die künstliche Wunde groß genug sei, um die schädlichen Stoffe alle entweichen zu lassen, ist es häufig

von großem Vortheile, ja unabweisbar, das Messer sogleich noch einmal zu gebrauchen.

In diesem Sinne sagte nun der Graf:

„Meine theure, hochverehrte Frau, ich habe Sie nicht gänzlich verstanden!"

Die Frau von Stellenbach sah ihn einige Augenblicke mehr überrascht als zornig an. Sie hatte außerordentlich deutlich, selbst im Doppelsinne des Wortes, gesprochen, sollte er es wagen, mit ihr Scherz zu treiben?

Aber sein dunkles Auge ruhte, mit der sogenannten Treuherzigkeit eines blauen, auf ihren Zügen, und die seinigen drückten so viel Unbefangenheit, Ruhe und Ehrlichkeit aus, daß er die Wahrheit gesprochen haben mußte.

Sie begann auf's Neue, und als sie zu Ende, sagte sie nicht mehr, daß sie sich tödten wolle, sondern sie brach in einen Strom von Thränen aus, den der Graf ruhig fließen ließ, so wie den ihrer Worte, bis sie endlich ihr Taschentuch ballte, dasselbe gelinde anhauchte, und dann von ihren Augen die Spuren der Thränen zu entfernen suchte.

Nicht Jedermann kann es zusammenbringen, den weiblichen Kummer bis zur vollständigen Reife gedeihen zu lassen, da der Graf aber, seiner eige-

nen Aussage nach, häufig verheirathet gewesen, ja selbst nicht vollkommen genau wußte, ob er sich im gegenwärtigen Augenblicke noch in ehestandlichen Banden befand oder nicht, so hatte er sich ohne Zweifel hinlängliche Praxis erworben in dieser schweren Kunst.

Jetzt aber begann er. Er setzte Frau Catharina auseinander, daß ein edler Stand den doppelten Werth erhalte durch Besitz, durch Vermögen. Er setzte ihr den Begriff des Wortes „Vermögen" auseinander: vermögen! können! Herr sein nach Wunsch! Er sagte ihr, daß ein Mann, der Reichthümer zu erwerben sucht, vielleicht von einigen Menschen für einen Thoren gehalten wird, daß aber ein armer Teufel ganz zuverlässig der Narr der ganzen Welt sei. Er sagte ihr ferner, daß diese technischen Einrichtungen wohl nicht lange Zeit in Wellenfeld bleiben würden. Seien die Millionen gewonnen, welche in nächster Zeit Stellenbach zufließen dürften, so sei er selbst dafür, daß man Alles aufgeben und den Gewinn in Ruhe, und nach dem Wunsche und Geschmacke der Frau Catharina genießen solle.

Dann zählte er ihr die Namen der edelsten Geschlechte auf, die vor Jahrhunderten auf ähnliche Weise sich emporgeschwungen, und endlich

rieth er ihr, in die Stadt zu ziehen, Stellenbach hier, in Wellenfeld, handiren zu lassen, drinnen in der Stadt ein glänzenderes Haus zu machen, als je, und schloß mit den Worten:

„Man wird die Gänseleberpasteten, welche Sie Ihren Gästen vorsetzen werden, die Poularden und andere gute Sachen eben so trefflich finden, als speise man dieselben an der Tafel eines Prinzen von Geblüt; wenn der Epernay in den schlanken Kelchen braust, wird man nicht an das Kochen und Zischen der Metalle in unseren Tiegeln denken, und bei Ihrem ausgezeichneten Château Lafitte erinnert sich zuverlässig Niemand an den rothen Saffian, welchen wir hier herstellen werden.

Die Frau von Stellenbach runzelte die Stirn:

„Gott sei Dank," sagte sie trocken, „können wir alles das thun, ohne hier, auf unserem Schlosse, ein Handwerk treiben zu müssen."

Der Graf verneigte sich, indem er die Augen halb schloß und mit Hand- und Hauptbewegung zugestand, daß freilich das Haus Stellenbach dies, und noch mehr, zu thun im Stande sei!

Dann aber fuhr er fort:

„Wie lange wird es dauern, bis unser Ludwig eine der reichsten und schönsten jungen Damen

heimführen wird, entsprossen aus der höchsten Aristokratie — —"

Frau von Stellenbach machte eine ungeduldige Bewegung, aber Tzarogy ließ sich nicht unterbrechen.

„Eine Gräfin," sagte er, „eine Fürstin und wer weiß, noch 'was mehr vielleicht. Wenn ein einfacher Edelmann, verzeihen Sie, wenn ein solcher sich mit einer höher gestellten Dame vermählt, so muß die junge Frau in ihrer neuen Heimath den doppelten Glanz, den doppelten Luxus antreffen, den sie im Palaste ihrer erlauchten Eltern verlassen hat. Sie können auch das vollführen, ich weiß es, aber — zehn Millionen bringen immer mehr zu Stande, als zwei oder drei."

Es schien fast, als unterdrückte die Frau von Stellenbach einen Seufzer, als sie erwiderte:

„Ach, dies sind Luftschlösser. Mein Ludwig ist bereits verlobt!"

Der Graf lächelte. „Ich weiß das," sagte er, „aber glauben Sie, gnädige Frau, die Sie die klügste und verständigste Dame sind, welche ich seit langer Zeit getroffen habe, glauben Sie in der That, daß diese Heirath zu Stande kommen wird, glauben Sie wirklich, daß einer der

gebildetsten, liebenswürdigsten und reichsten jungen Cavaliere, dessen Lob von allen Zungen klingt, ein armes, unbedeutendes Landmädchen heirathen wird."

„Es ist eine Jugendliebe," warf Frau Catharina ein.

„Es ist eine Jugendthorheit," versetzte der Graf, „und leider kenne ich nur zu viele ähnliche Fälle. Zwei Kinder, welche ohne andere Spielgenossen sind, treiben sich zusammen in Feld und Wald umher. Sie spielen anfänglich Papa und Mama, dann Mann und Frau, und dann in umgekehrter Ordnung Bräutigam und Braut.

Die Spielerei ist zur ernstlichen Tollheit geworden, und die Eltern lassen sich dann überraschen und willigen ein, zum größten Unglücke der beiden jungen Leute, welche in den ersten zehn Tagen des Ehestandes mehr gegenseitige Fehler an sich entdecken, als in zehn vorhergegangenen Jahren des Brautstandes, einfach deshalb, weil der Braut- und Liebesstand eine Reihe von freiwilliger Aufopferung ist, während der Ehestand sehr bald diese Aufopferungen fordert." —

Einige Tage später war Frau Catharina vollkommen überzeugt, daß ihr Ludwig höchst unglücklich mit Johanna werden würde.

„Dieses kleine Landmädchen ist ohne Zweifel äußerlich gesund," hatte Tzarogy gesagt, „indeß wird das wohl auch Alles sein, aber ein paar rothe Backen und ein gewisses Embonpoint sind die letzten Eigenschaften, welche man zum Repräsentiren braucht. Sie wird eine schlimme Rolle spielen, wenn sie in ihrem Salon die Damen der schönen Welt von ihrer bisherigen Umgebung unterhält, von Ferkeln und jungen Katzen, von Hühnern und Gänsen, von Tauben und Enten."

Diese Worte fielen der Frau von Stellenbach schwer auf's Herz, da sie längst im Stillen schon ähnliche Bedenken gehegt. Sie gab dem Grafen zu, daß er Recht habe, daß sie aber fürchte, Ludwig werde unter allen Verhältnissen nicht von Johanna lassen. Er liebe sie innig, und sein Charakter sei energisch und unbeugsam.

Der Graf entgegnete ihr, daß Mütter niemals das Recht hätten, über ihre Söhne zu urtheilen, ging dann auf andere Dinge über, und nach kurzer Zeit hatte sie neben der Ueberzeugung, daß Johanna Ludwig namenlos unglücklich machen würde, auch noch die gewonnen, daß es dem Grafen ein Leichtes sei, für ihren Sohn eine glänzende und standesmäßige Parthie ausfindig

zu machen. Der Graf hatte von einer Fürstin gesprochen! Von einer wirklichen Fürstin, welche wahrscheinlich schon in einigen Monaten in der Stadt eintreffen würde!

Stillschweigend gab sie unter diesen Verhältnissen den Widerspruch gegen die Fabrik auf, und jetzt setzte der Graf Stellenbach von dem Vorgegangenen in Kenntniß.

Stellenbach erschrak.

„Soll ich des schnöden Mammons halber das Glück meines einzigen Kindes auf das Spiel setzen?" sagte er.

„Warum nicht gar!" versetzte Tzarogy. „Wenn Sie wirklich überzeugt sind, daß das Fräulein von Vorland Ihren Ludwig glücklich macht, so lassen Sie sie in Gottes Namen denselben heirathen. Aber jetzt nicht. Unser Zweck ist, die Fabrik zu gründen, und Ihre liebe Frau einverstanden mit unserem Unternehmen zu machen. Geben Sie vorläufig zu, daß man Ludwig eine passende Parthie ausfindig macht, und Frau von Stellenbach wird ihrerseits unseren Einrichtungen nicht entgegen sein.

„Ludwig kommt außer sich," sagte Stellenbach, „oder soll man ihn in's Vertrauen ziehen?"

Der Graf zog, und zuverlässig nicht absichtlich,

ein Gesicht, als habe ihn Jemand auf ein Hühnerauge getreten, und Stellenbach erinnerte sich nicht, jemals seine Gedanken so deutlich auf seinen Mienen ausgesprochen zu sehen. Es währte dies aber nur einen Augenblick, und dann sagte er vollkommen ruhig:

„Doch nicht! Man muß niemals irgend Jemand in's Vertrauen ziehen, wenn es nicht durchaus und unumgänglich nöthig ist. In unserem Falle ist diese Nothwendigkeit aber nicht allein nicht vorhanden, sondern eine offene Mittheilung an Ihren Herrn Sohn würde offenbar alle unsere Pläne vollkommen zerstören. Beginnen wir so rasch als möglich mit unseren Arbeiten, und ist einmal Alles im Gange, werden wir weiter sehen." —

Einige Tage später kam Vorland in übler Laune von einem Besuche nach Hause, den er bei den Stellenbachs abgestattet hatte.

Er war auf eigenthümliche Weise empfangen worden.

Die Frau von Stellenbach empfing ihn außerordentlich höflich, aber abgemessen bis an die Grenze der Steifheit, und alle jene kleinen Ungezwungenheiten, welche sich die befreundeten Eltern von Brautleuten gegenseitig wohl gestatten, waren

verschwunden. Stellenbach endlich hielt nicht Stich, er ging ab und zu, und leitete, war er anwesend, stets das Gespräch auf die schon in den nächsten Tagen zu beginnenden Bauarbeiten, für welche er noch mehr zu schwärmen sich den Anschein gab, als dies in der That der Fall war.

Er hatte ein schlimmes Gewissen, und fürchtete unliebe Gespräche, die jungen Leute betreffend, und als Vorland nach Ludwig fragte, erfuhr er in kurzen hingeworfenen Worten, daß er, um Capitalien flüssig zu machen, am Morgen im Auftrage seines Vaters zur Stadt gereist sei.

Vorland begann sich mehr und mehr zu ärgern, und wurde nur durch das liebenswürdige Benehmen des Grafen einigermaßen wieder besänftigt.

Von dem industriellen Vorhaben sprach derselbe nur wenig, hingegen fesselte er die Aufmerksamkeit Vorland's durch vielfache und anziehende Schilderungen seiner Reisen, von den merkwürdigen Städten des alten Europa und ihren Kunstschätzen, von der gegenwärtig verschwundenen Cultur der noch älteren Aegypter, von Völkern, welche weder früher, noch gegenwärtig irgend eine Cultur besaßen, und welche, wie es merkwürdiger Weise den Anschein hatte, auch wenig Verlangen nach derselben trugen, von sanften, blos Milch und

Früchte genießenden Braminen, und von den wilden Stämmen, welche, ohne Zweifel zur Ausgleichung jener Mäßigkeit, mit Vorliebe Menschenfleisch speisten.

Er sagte nicht, daß er gesonnen oder berufen, die Cultur und die Bildung von Stamm zu Stamm, von Volk zu Volk zu tragen, aber er sprach von seinen Jagdabenteuern. Er hatte den starken Büffel der Prairie auf flüchtigem Rosse verfolgt und mit dem Lasso gefällt, er hatte mit dem schwarzen Bären gekämpft, hatte Löwen geschossen, während sie harmlos an der Quelle ihren Abendtrunk zu sich nehmen wollten, hatte vom Rücken eines Elephanten herab den Königstiger erlegt, und in mondhellen Nächten auf dem Elephantenanstande mächtige Verwüstungen angerichtet unter den wilden Heerden dieser Kolosse.

Das Alles war höchst interessant, und Vorland lauschte mit gespannter Aufmerksamkeit der Beschreibung dieser Jagden, denn obgleich er allerdings schon gelesen, wie man diese Thiere bekämpft, so hatte er doch niemals einen Augenzeugen dieser gefährlichen Belustigungen von denselben sprechen hören.

Er gerieth aber in Entzücken, als der Graf hierauf von den Jagden derjenigen Thiere zu

sprechen begann, deren Stammverwandte auch bei uns das Vorrecht besitzen, jagdbar zu sein.

Er hatte in Paraguay das Tapiti gejagt, das amerikanische Kaninchen, einen Hasen von etwa einem Schuh Länge und von grauer Farbe; den im Winter sich weiß färbenden nordischen Hasen hatte er häufig geschossen im hohen Norden Europas, und unfern der Pyramiden hatte er eine Treibjagd veranstaltet auf den hochbeinigen ägyptischen Hasen, und Vorland hatte mit innerlicher Freude gehört, daß alle diese Fremdländer fast genau dieselben Manieren an sich hätten, als unser ehrlicher deutscher Lampe.

Auch die Vettern und Freunde des Meister Reinecke hatte der Graf vielfach und mit Vorliebe verfolgt. Die Zerda der Mohren, den gelblich grauen langhaarigen Fuchs, in der Wüste Sahara, den Pessez der Russen, je nach der Jahreszeit von weißer oder aschgrauer Farbe, auf den Eisfeldern Sibiriens, den brasilianischen Fuchs unter den Palmen seines Vaterlandes, und den ächten Philisterfuchs, den schon die Bibel als solchen bezeichnet, im heiligen Lande.

„Fritz war wie toll auf diese Thiere," sagte der Graf, „und obgleich er sonst kein besonderer

Jäger, hatte er doch bei diesem Sjechaal, wie man ihn nennt, ein enormes Glück."

„Welcher Fritz," fragte Vorland fast unwillkürlich.

„Fritz Hasselquist, mein armer Freund, der gewissermaßen noch als Kind sterben mußte," erwiderte der Graf.

„Aber Hasselquist starb ja, wie ich glaube, schon 1752," sagte ganz verwundert Stellenbach.

Der Graf nickte mit dem Haupte: „In Smyrna am 9. Februar; ich drückte ihm die Augen zu."

Hierauf aber ging er auf die Hirschjagd über, und da, mit Ausnahme des südlichen Afrika und Australiens, auf der ganzen Erde Hirsche der verschiedensten Art angetroffen werden, so hatte er viel zu berichten. Er schloß endlich mit dem canadischen Hirsche, jenem riesigen Thiere, dessen Geweih nicht selten sechszig bis siebzig Pfund wiegt, und der in directer Linie vom alten fossilen Ur- und Riesenhirsche abzustammen scheint.

Vorland's Augen funkelten, als der Graf diese Hirschjagden schilderte, welche er alle auf deutsche Art und Weise abgehalten hatte, weil er diese für die zweckmäßigste hielt.

Zugleich kam in seiner ganzen Erzählung nicht ein einziger nur irgend unwaidmännischer Aus-

druck vor, was Vorland's Achtung für den Grafen noch vermehrte, Stellenbach aber zu der Aeußerung veranlaßte, daß der Graf ja ein gewaltiger Nimrod sein müsse.

„Ach ja," versetzte dieser, „jeder Cavalier sollte das mehr oder weniger sein."

„Siehst Du," sagte Frau Catharina mit leichtem Vorwurfe, „und Du bist immer dagegen——" Sie verschluckte den Nachsatz, da sie ihm seine Mißbilligung von Ludwig's Liebe zur Jagd vorwerfen wollte, von diesem aber, wegen Vorlands, nicht gern sprach.

Dieser Letztere empfahl sich bald darauf, nicht ohne vorher den Grafen auf das freundlichste eingeladen zu haben, ihn recht bald zu besuchen.

„Morgen vielleicht schon," sagte dieser, „und ich freue mich herzlich darauf."

Wie schon oben erwähnt, war Vorland nicht in der besten Laune nach Hause gekommen. Die angenehme Stimmung, in welche ihn Tzarogy's Erzählungen versetzt, wurde in den Hintergrund gedrängt, als er auf dem Heimwege sich das förmliche und wenig freundschaftliche Benehmen Stellenbach's und seiner Frau in's Gedächtniß zurückrief.

Als Frau Franziska begütigend auftreten

wollte, ward er heftig, und als sie, darauf einlenkend, ihm halb und halb recht gab, sagte er:

„Ich bin nur froh, daß Du es auch einsiehst; ich bin kein kleiner Junge, der nicht merkt, wenn man ihn schnöde behandelt. Der Teufel soll die ganze Sippschaft holen, wenn sie jetzt auf einmal anfangen, sich auf ihr verwettertes Geld etwas einzubilden!"

Johanna weinte. „Ich will mit Ludwig sprechen," sagte sie, „der wird Alles aufklären!"

„Der ist flöten gegangen," rief Vorland, sich immer mehr in den Unwillen hineinredend, fort in die Stadt, treibt Zinsen ein, verklopft Schuldscheine, oder macht andere Judengeschäfte. Der Apfel fällt nicht weit vom Stamme!"

„Weiß Gott, was die Alten gehabt haben," sagte Frau Franziska, „aber auf den Ludwig lasse ich nichts kommen. Nimm mir das nicht übel, lieber Wilhelm, der ist brav, durch und durch, und wenn ihn sein Vater in die Stadt geschickt, so mußte er doch wohl gehen."

„Natürlich! Du wärst die erste Mutter, die dem Verehrer ihrer Tochter nicht die Stange hielte. Aber Punctum! Wir werden sehen."

Er kam später in bessere Laune; denn da er überhaupt nicht lange grollen konnte, so begann

er bald wieder ein Gespräch anzuknüpfen, und ward bald heiter, indem er auf Tzarogy zu sprechen kam, und wiedererzählte, was er von ihm gehört hatte.

Daß der Vielgereiste und Erfahrene ihm, dem schlichten Manne, imponirte, dem seine Verhältnisse überhaupt nur selten gestatteten, seine Scholle auf ein paar Tage zu verlassen, war ziemlich natürlich, und er lobte ihn deshalb über alle Maßen, und pries sein Glück, alles das gesehen und erlebt zu haben, was Andere kaum in Büchern zu lesen bekämen.

Frau Franziska widersprach nicht, doch bemerkte sie einmal, daß dieser Graf auf alle diese Reisen eine ungeheuere Zeit und nicht minder Geld verwendet haben müsse.

„Er hat Beides," versetzte Vorland, „Geld und Zeit, und die Beweise und Belege zu seinen Reisen hat er bei sich, das heißt drinnen in der Stadt, und hat versprochen, sie mir zu zeigen, wenn ich einmal hineinkomme."

Frau Franziska erinnerte sich jetzt, daß Keltenschmidt der Sammler und Taubensieber fast Unglaubliches berichtet hatten von den Schätzen, welche sie bei Tzarogy gesehen, und sie begann jetzt, einigermaßen wenigstens, die Ueberzeugung

zu gewinnen, daß die Begeisterung ihres Mannes nicht ohne Grund sei, aber sie konnte sich eines eigenthümlichen Verdachtes nicht erwehren, daß dieser räthselhafte und plötzlich wie aus den Wolken gefallene, in der Gegend erschienene Fremde irgendwie in Beziehung stehe zu der Spannung, welche eingetreten war zwischen der Familie Stellenbach und der ihrigen.

Sie äußerte nichts davon gegen Vorland, aber sie nahm sich vor, genau zu beobachten, wenn der Graf, seinem Versprechen gemäß, zum Besuche käme.

Die Gelegenheit hierzu bot sich schon am nächsten Tage, denn Tzarogy erschien wirklich, und zum Vergnügen des Hausherrn, in der Jahreszeit angemessenem Jagdkleide, welches selbst mehr praktisch, als elegant zu nennen war.

„Gnädige Frau," sagte er zu Frau Franziska, „soll ich mich entschuldigen, daß ich in diesem Anzuge komme? Ich könnte sagen, daß ich nicht mit den nöthigen Kleidern bei meinem Ausfluge nach Wellenfeld versehen gewesen sei, aber — dem ist nicht so, und ich hasse die Unwahrheit! Ich denke indeß, wenn ein alter Edelmann den andern besucht, so braucht er nicht viel Umstände zu machen,

denn wir Alle gehören zu einer einzigen großen Familie."

Dann küßte er ihr, mit dem Anstande eines feinen Weltmannes, die Hand und leitete das Gespräch so geschickt, daß Frau von Vorland vollständig der Meinung war, sie selbst sei die Leitende, und sich im Stillen wunderte, wie ihr das so glänzend gelinge, dem gewiegten und weitgereisten Manne gegenüber.

Die auf dem Lande unvermeidlichen Erfrischungen erschienen jetzt, und der Graf genoß zwar wenig, naschte aber wohlgefällig von Allem. „Er nähme kaum jemals etwas unter der Zeit," sagte er, außer auf großen und anstrengenden Märschen, aber hier sei Alles so anlockend und trefflich, daß er wenigstens zu kosten nicht widerstehen könne.

Johanna behandelt er mit der väterlichen Zuvorkommenheit eines älteren Familienfreundes, und blickte, wohlgefällig lächelnd, auf das liebliche Kind, als aber jetzt ihm Herr von Vorland, da das Wetter klar und für die Jahreszeit selbst freundlich zu nennen, einen kleinen Gang in's Freie anbot, bat er, ihm vorher das Schloß zu zeigen.

„Da werden Sie wenig sehen," sagte Vorland, „lauter einzelne Grabgemache meines Vermögens,

so wie in Ihren Pyramiden die ägyptischen Könige stecken."

Der Graf sah ihn fast verwundert an:

„Wissen Sie, daß dies ein famoses, poetisches Bild ist," sagte er, „also auch Dichter! Aber ich kenne ein wenig Ihre Geschichte, machen wir nichtsdestoweniger die Runde."

Es war Vorland noch niemals begegnet, daß man einen seiner Vergleiche poetisch gefunden hatte, vielleicht schon deshalb, weil Taubensieber der einzige Dichter in der ganzen Umgebung, Beide aber wenig Sympathien für einander hegten. Es freute ihn also der Ausspruch des Grafen, während es ihn gleichzeitig ärgerte, daß Stellenbach demselben seine Verhältnisse auseinander gesetzt hatte, denn sonst hatte dies wohl Niemand gethan. Aber er entgegnete nichts, denn man befand sich bereits auf der Wanderung, der Graf voran, mit Frau Franziska und Johanna. Als man in eine Stube trat, von welcher aus man eine fast endlose Reihe anderer durch die offen stehenden Thüren erblicken konnte, begann der Graf gemüthlich zu lachen, und sagte hierauf:

„Ich glaube, unser guter Stellenbach würde verrückt vor Vergnügen, wenn er diese Räumlich-

keiten besäße. Welch ein herrlicher Platz für eine Fabrik!"

„In mein Haus kommt keine Fabrik!" sagte Vorland fast verstimmt.

„Nun," versetzte der Graf, „uns wird man so etwas wahrhaftig auch nicht zumuthen. Spulen und Räder in den Sitz unserer Voreltern! Lieber in die Luft sprengen! Stellenbach konnte das endlich eher thun. Sein Wellenfeld ist ein neu erkauftes Besitzthum, und er hat auf keinerlei Weise irgend eine Pietät gegen dasselbe zu bewahren. Dennoch aber," setzte er ernster werdend hinzu, „habe ich manchmal Bedenken getragen, daß ich seinem beständigen Andringen nachgegeben, und ihm die nöthigen Anleitungen und Vorschriften mitgetheilt habe. Vollkommen passend ist es immerhin nicht, aber er gab ja keinen Frieden, und hat mich gewissermaßen gezwungen!"

„Das ist ein Glück," fiel Frau Franziska ein, „denn da er, wie wir längst wissen, sich stets mehr oder weniger ernst mit ähnlichen Plänen trug, so hätte er leicht in unrechte Hände fallen können!"

„Gott segne Sie für dieses Wort, meine liebe Dame," sagte der Graf, „Gott segne Sie tausendfältig! Sie haben das also bereits so gut wie ich

überdacht, und ich hoffe, daß unsere Standesgenossen mich auf gleiche Weise beurtheilen werden wie Sie. Ja, er hätte in unrechte Hände gerathen können, in die schlimmsten, in die eines Abenteurers, eines Schwindlers, eines industriellen Räubers. Gott sei gepriesen, der ihn mir zuführte."

Trotz dem, daß der Graf ersichtlich bemüht war, sich zu bemeistern, konnte er dennoch kaum eine gewisse Rührung verbergen, und seine Stimme zitterte leise, als er diese Worte sprach. Frau Franziska überkam ein wohlthätiges Gefühl, und sie dachte: „Dieser Graf, erfahren, gelehrt und weitgereist, hat ein gutes Herz, das Herz eines Jünglings. Das haben nicht Alle sich bewahrt bis in ihr Alter."

Der Graf aber, der mit Vorland eben einige Schritte vorangegangen war, drückte diesem kräftig die Hand, indem er flüsternd sagte:

„Sie sind glücklich, denn Ihre Frau hat Kopf und Herz an der rechten Stelle!"

Wen freut nicht das Lob, ausgesprochen über ein Wesen, das man liebt, sei es nun die erste Liebe, sei es die vieljährige treue Lebensgefährtin! Deshalb schritt Vorland jetzt erfreut und geschmeichelt durch seine kahlen Stuben, bis man endlich

in einem Eckzimmer anlangte, das nach einer Seite hin die Aussicht über das bewaldete Gebirge, nach der andern über einen ziemlichen Theil des Flachlandes bot.

Dieses Gemach, so wie das ihm folgende, hatte einen gemüthlicheren Anstrich, als die bisher durchwanderten. Seine Wände waren mit jener Art von Täfelung bekleidet, welche wohl den Schluß aller Vertäfelungen überhaupt bildet, und heutzutage fast noch seltener angetroffen wird, als selbst die ältesten Holzverkleidungen der Stubenwände, einfach aus dem Grunde, weil es die Mode nur kurze Zeit gestattete, und deshalb nur wenige seiner Art gefertigt wurden.

Es sind bis an die Stubendecke reichende Holzverkleidungen von leichtem Holze, verziert mit den Schnörkeln der Rococo-Periode, mit Muschelwerk und Blumen, und mit Festons, welche über den Thüren Ovale, an den Wänden Acht- oder Vierecke bilden, die entweder mit Blumen und Fruchtstücken, mit Darstellungen aus dem Jägerleben, oder mit Schäfern und Schäferinnen, in fast mehr noch narrenmäßiger, als idyllischer Tracht, ausgefüllt sind, und dabei hat das Holzwerk selbst, so wie dessen Schnitzerei, fast durch-

schnittlich einen gebrochenen sanften Ton in Grün, Roth oder Blau.

Dieses Eckzimmer, welches unsere Freunde jetzt betraten, zeigte, angebracht auf die eben geschilderte Weise, verschiedene Jagdbilder, und die Wände waren mit jener reizenden, meergrünen Farbe angestrichen, welche so wohlthätig auf das Auge wirkt. Mehrfache dort aufgestellte Möbeln harmonirten, wenn auch einer neueren Zeit angehörend, dennoch gut mit diesem Wandschmucke, und das Ganze bot, wie gesagt, einen freundlichen Anblick.

„Ah," sagte der Graf, „jetzt kommen wir wieder in freundliche und wohnlich ausgestattete Räume. Wie gemüthlich ist es hier!"

„Leider dauert die Herrlichkeit nicht lange," versetzte Vorland, „es sind nur ein paar Stuben, die sich Ludwig ausgesucht, um bisweilen ein paar Tage bei uns bleiben zu können, wenn er einmal Johanna geheirathet hat."

Der Graf stutzte einen Augenblick, dann verbeugte er sich artig und freundlich lächelnd gegen beide Eltern und Johanna, und sagte, glückwünschend:

„Unser liebenswürdiges Burgfräulein ist also Braut?"

Diese erröthete tief, Vorland aber blickte verwundert darein. „Freilich," sagte er dann, „mit Ludwig ist sie verlobt." Es hatte den Anschein, als beginne er sich gelinde zu ärgern, der Graf indessen seinerseits war offenbar ein wenig außer Fassung, und sagte nach kurzem Bedenken:

„Ich muß recht eigenthümlich und zudringlich fragen, mit welchem Ludwig?"

„Nun, mit Ludwig Stellenbach," versetzte Vorland mit gerunzelter Stirn, „haben sie Ihnen drüben nichts davon gesagt?"

„Das ist stark," sagte der Graf wie unwillkürlich, dann aber suchte er sich zu verbessern, und setzte hinzu: „Es ist wohl möglich, daß er Andeutungen — Winke gegeben hat, indessen es könnte sein —"

„Nein," rief Vorland heftig, „er hat Ihnen nichts gesagt, keine Silbe, das weiß ich jetzt gewiß, und eben so sicher weiß ich den Grund!"

Erst nachdem man, in sichtlicher Verstimmung, den Gang durch das Schloß beendet und in's Freie gekommen war, gelang es dem gewandten Benehmen Tzarogy's, die Heiterkeit einigermaßen wenigstens wieder herzustellen, und nur Johanna begleitete traurig und schweigend die Uebrigen.

Man hatte, es war kaum anders zu erwarten,

gewissermaßen instinctartig den Weg nach den Ruinen der alten Vorlandsburg eingeschlagen, welche dem Neubaue zum Opfer gefallen war, und dort angelangt, gerieth der Graf in Schwärmerei über die wundervolle Lage der Ruine, und über die Romantik ihrer noch stehenden wenigen Reste.

„Bauen Sie um Gottes willen diesen alten Ahnensitz wieder auf, stellen Sie ihn her, wie ihn Ihre Väter besessen, bewohnt!" rief er.

Vorland lächelte resignirt, indem er schweigend mit dem Daumen und Zeigefinger die Bewegung des Geldzählens machte.

„Ach was," sagte der Graf, „das wäre das Geringste!"

Dann aber schien er unruhig zu werden, und drängte zum Heimwege.

„Warum?" sagte Vorland, „es ist noch nicht so spät, die Tage haben sich bereits wieder gestreckt, und zum Ueberflusse haben wir Mondschein. Sie nehmen ein einfaches Abendbrod mit uns, und erlauben Sie es mir, so begleite ich Sie dann ein Stückchen Wegs."

Statt der Antwort bewegte Tzarogy die Zunge auf eine eigenthümliche Weise im Munde, und führte dieselbe über die Lippen hin und wieder, fast als verkoste er den Geschmack irgend einer

Substanz, dann streckte er den linken Arm einige Augenblicke horizontal von sich ab, und endlich sagte er:

„Das ist es nicht. Ich bedarf weder der Sonne, noch des Mondes, oder einer irdischen Leuchte, um den Pfad zu finden, den ich verfolgen will. Aber gehen wir! Es ist hier etwas, was mich stört, und ich möchte mich in der liebenswürdigsten Gesellschaft von der Welt nicht als einen Sonderling zeigen."

Als man die Ruinen im Rücken hatte, schüttelte sich der Graf, als sei nun ein unbehagliches Gefühl von ihm gewichen, und Vorland, der sich für den Augenblick die schlimmen Gedanken aus dem Sinne geschlagen, sagte lachend:

„Welcher Teufel ficht Sie an? Spukt's in dem alten Neste?"

„Nein," erwiderte jener, „aber Metall liegt dort irgendwo unter der Erde, und das macht mich, besonders zu gewissen Zeiten, unbehaglich, ja es regt mich, ich kann's nicht läugnen, oft auf eine ganz lächerliche Weise auf."

„Ein Schatz zuverlässig nicht," versetzte Vorland ungläubig; „man hat die Burg nicht plötzlich zerstört, oder niedergebrannt, sondern, leider Gottes,

ganz gemüthlich abgetragen. Altes, verstocktes, unbrauchbares Eisen, das ist möglich."

Der Graf schüttelte das Haupt. „Dort liegt Gold, Silber oder Kupfer; das aber müßte dann in großer Menge sich dort befinden. Aber halten Sie mich nicht für einen Verrückten. Diese Gabe, Wasser und einige Metalle, nicht alle, zu fühlen, ist Hunderten von Menschen eigen, aber die wenigsten sind sich derselben bewußt. Sie werden, kommen sie in solche Nähe, übellaunig, oder sie fühlen sich unwohl. Mich selbst haben andere Studien auf diese Eigenschaft, die ich zufällig besitze, gebracht. Aber genug hiervon für jetzt. Später sprechen wir vielleicht noch darüber."

„Noch ein Wort," sagte Vorland. „So lieb mir's wäre, wenn man dort ein artiges Sümmchen ausgraben könnte, aber wie fangen Sie's denn an, daß es Sie nicht aller Orten reißt und zwickt, wo nur ein paar alte silberne Löffel liegen? In dem Laden eines Goldarbeiters müssen Sie ganz des Teufels werden!"

Tzarogy sagte lächelnd: „Eine ähnliche Frage hat mir vor langer Zeit ein alter Pfiffikus, ein ägyptischer Priester, zuerst gestellt, und viele Hundert Menschen haben sie seitdem wiederholt, ob-

gleich die Antwort sich gewissermaßen von selbst versteht. Rathen Sie?"

„Das mag der Henker wissen!"

„Nun sehen Sie! Das Metall, welches eines Menschen Hand berührt hat, oder nur von seinem Hauche getroffen worden ist, hat auf drei oder vier der Zeiträume, welche man gewöhnlich ein Menschenalter nennt, die Eigenschaft verloren, sich fühlen zu lassen."

Das Gespräch auf dem Heimwege war nicht so lebhaft als vorher. Vorland war nachdenklich geworden, und als der Graf endlich, unter dem Versprechen, bald wiederzukommen, Abschied genommen, und Johanna traurig ihr Lager gesucht, sagte Vorland zu Frau Catharina:

„Nun, alte Franziska, „sage mir einmal offen: wie hat Dir der Graf gefallen?"

„Gut! Ich will Dir's nicht läugnen, aber, großer Gott! doch hat er eine Unglücksbotschaft in unser Haus gebracht. Jene Verheimlichung! Ach, Wilhelm, ich begreife so gut wie Du, wie das zu deuten!"

„Ja, ich glaube es wohl, und selbst das Kind hat es begriffen. Mein lieber Freund Stellenbach hat sich dem reichen und berühmten Grafen gegenüber geschämt, daß sein Sohn die Tochter eines

armen Landedelmannes heirathen solle, eines bettelstolzen Lumpen! — Hund!"

Er schlug plötzlich mit der geballten Faust auf den Tisch, und fuhr zornroth empor. Frau Franziska umfaßte ihn:

„Wilhelm — —"

Er ließ sie nicht enden: „Hab' ich Recht oder nicht? O, wenn er sich schlüge! Wäre seine Frau ein Mann, die wiche nicht! Aber er! Moral — gesunde Vernunft — Religion! Das ist das Schuftigste, wenn sie das Höchste als Deckmantel für eine jämmerliche Feigheit hervorsuchen. Ich kenne seine sogenannten Grundsätze!"

„Wilhelm, was bringst Du für Dinge zum Vorschein!"

Aber er gab ihr keine Antwort, sondern sprach, schwer aufathmend, vor sich hin:

„Ist es meine Schuld, daß ich arm bin? Hat er sein Geld erworben? Nein! seine Voreltern haben es zusammengeschachert, und die meinen haben vergeudet!"

Es trat eine Stille ein; dann sagte Frau von Vorland:

„Gute Nacht, Wilhelm, ich gehe zu Johanna!"

Er bot ihr die Hand und erwiderte herzlich den

Gruß, und sie wendete sich nochmals unter der Thür:

„Schlag' Dir's aus dem Sinn, handle halt nicht unüberlegt!"

Er nickte, und sie ging, und als ihre Schritte verhallt waren, sagte er zu sich selbst:

„Handle nicht unüberlegt! Es kommt mir aber vor, als würde ich, in ihrem Sinne, stets unüberlegter handeln, eben je mehr ich überlege." —

Als Frau Franziska in das Zimmer Johanna's trat, fand sie dieselbe gefaßt und ruhig, dennoch aber sprach sie tröstende Worte.

„Mutter," sagte das junge Mädchen, „ich weiß Alles, oder vielmehr, ich fühle das Unheil, welches kommen wird, wie jener Graf das Gold unter seinen Füßen. Aber ich fürchte es nicht, denn ich kenne Ludwig, und ich werde sein wie er."

„Gott wende gnädig Alles zum Besten!" versetzte Frau Franziska. —

Am nächsten Morgen erschien Ludwig in Vorlandsberg, und ging wie gewöhnlich zuerst in das Arbeitszimmer des alten Freiherrn.

„Ich kann's nicht aushalten drüben!" rief er. „Stellen Sie sich vor: heute in der Nacht, oder am frühesten Morgen wenigstens, kommen eine Menge Last- und Frachtwagen, man brennt Lichter

und Laternen an, und nun beginnt ein Lärmen und Skandal, wie ich denselben in unserem Wellenfeld noch niemals erlebt. Ein Fluchen und Schelten der Fuhrleute, ein Schreien der abladenden Arbeiter, und ein Hämmern und Klopfen, welches einen Todten erwecken mußte, denn sie konnten den Tag nicht erwarten, und schlugen die angekommenen Kisten noch mitten in der Dunkelheit auf.

Dazwischen höre ich die Stimmen des Grafen und meines Vaters, welche all' den Spektakel anführen und leiten, und ich habe das herzlichste Bedauern mit der Mama, welche zuverlässig am Morgen Krämpfe und Migräne haben wird.

Aber stellen Sie sich meine Verwunderung vor, als ich, sobald es hell geworden, aus dem Fenster sehend, die Mama bereits unten stehend erblicke, und beobachte, wie sie mit dem größten Interesse alle die confusen Dinge sich ansieht, welche man bereits ausgepackt hat, und dabei, da sie den Arbeitern allenthalben im Wege steht, unverdrossen von einer kothigen Stelle zur andern retirirt."

Vorland gab keine Antwort, und Ludwig, welcher das nicht zu beachten schien, sagte, während er sich eine Pfeife anbrannte:

„Mir ist der Skandal zu arg geworden, und da bin ich herüber zu Ihnen gelaufen."

„So?“ sagte Vorland gedehnt und scheinbar vollständig theilnahmlos.

Aber der Ton seiner Stimme fiel dem jungen Manne auf, und er fragte, verwundert nach Vorland blickend:

„Was Teufel ist Ihnen denn über die Leber gelaufen, Papa?“

Dieser beantwortete die Frage nicht, sondern that eine Gegenfrage:

„Haben Sie Ihren Herrn Vater davon in Kenntniß gesetzt, daß Sie uns die Ehre eines Besuches zugedacht?“

„Aber, mein Gott, das ist doch wahrhaftig nicht nöthig!“

„Ich indessen finde es sehr nöthig, und habe meine Gründe dazu. Ich will meine Tochter nicht eindrängen in ein Haus, in welchem man sich unserer zu schämen scheint.“

Die Wahrheit zu gestehen, begann es Ludwig unheimlich zu werden, und er ahnete Schlimmes, was hereingebrochen, wußte er gleichwohl nicht im entferntesten, von welcher Seite. Er versuchte indeß zu scherzen, wie er es häufig früher gethan, und sagte:

„Ach, Papa, ich glaube, Sie wollen den strengen Vater in der Comödie spielen.“

„Herr von Stellenbach," versetzte Vorland, „weil Sie mehr Geld haben, als ich, steht Ihnen deshalb dennoch keineswegs das Recht zu, mich nachlässig zu behandeln oder Narrenspossen mit mir zu treiben."

Er sagte das scheinbar ruhig, aber dem jungen Manne entging keineswegs das leise Beben seiner Stimme. Er nahm ruhig seinen Hut und ging schweigend zur Thür, unter derselben wandte er sich indessen und sagte:

„Auf mein Wort, Papa, ich habe nicht im mindesten daran gedacht, Sie irgendwie verletzen zu wollen."

Vorland wandte den Kopf nach dem Fenster, ohne irgend eine Antwort zu geben, und Ludwig ging.

Weder Johanna noch ihre Mutter konnte er an irgend einem Fenster erblicken, und da es ihm mit Recht unpassend erschien, die Frauen im gegenwärtigen Augenblicke und nach dem so eben Vorgegangenen aufzusuchen, schlug er den Heimweg ein und fand, zu Hause angelangt, ebenfalls wenig Erquickliches.

Der Lärmen, die Arbeit und das Durcheinanderlaufen hatte sich wo möglich noch vermehrt, eine Maschine, deren Zweck und Bestimmung

Ludwig freilich vollkommen unbekannt, hatte man bereits oberflächlich und flüchtig zusammengestellt, andere Maschinentheile aber lagen bereits ausgepackt im Hofe aufgeschichtet, und was ihn selbst betraf, so schien er, ähnlich wie des Morgens seine Mutter, allenthalben im Wege, und den Sohn des zukünftigen mächtigen Fabrikherrn schien Niemand besonders in ihm respectiren zu wollen, sondern man deutete ihm einfach durch: Aufgepaßt! vorgesehen da, oder Hopp! an, daß er sich weiter bemühen möge, im Falle er nicht vorzöge, gestoßen oder zu Boden geworfen zu werden. Er trat zuletzt halb ärgerlich, halb lachend aus dem Gewühle, um sich nach seinem Vater umzusehen, und fand diesen endlich mit vielem Eifer und eben so großer Erfolglosigkeit beschäftigt, selbst Hand mit anzulegen, zu heben und zu tragen, und nach besten Kräften den wirklichen Arbeitern hinderlich zu sein.

Er brach sich jetzt wieder Bahn durch dieselben, und trat zu dem Fleißigen:

„Vater, auf ein einziges Wort, was hat's mit den Vorlands gegeben?"

Stellenbach ließ, wie es schien, zur großen Befriedigung seiner Mitarbeiter, einen Augenblick seinen Platz an einer großen Kiste frei, die man vom Wagen zu schaffen im Begriff war, wischte

sich mit dem Rockärmel den Schweiß von der Stirn, und sagte keuchend:

„Was meinst Du?"

„Ich meine, ob nicht etwas Besonderes oder Unangenehmes in Bezug auf Vorland vorgegangen ist. Ich komme eben von drüben, und Herr von Vorland war so eigen—"

„Kind," versetzte Herr von Stellenbach, „ich weiß nicht, ich glaube nicht — aber gehe zu Deiner Mutter, Du siehst, ich bin hier unumgänglich nöthig."

Er trat zurück unter die Leute, und da sein Platz an der großen Kiste bereits durch einen andern Mann besetzt war, suchte er eifrig nach einer andern Stelle, um sich nützlich zu machen.

Der junge Mann suchte seine Mutter auf, die er auf ihrer Stube traf und welcher er jetzt sein Leid klagte und seine Bedenken aussprach.

Wenn Jemand, wie man zu sagen pflegt, „reinen Wein eingeschenkt bekommt," so trifft es sich selten, daß dieses moralische Getränk ein angenehmes und wohlschmeckendes ist, sondern es hat meistens einen überaus herben und widerwärtigen Geschmack, kann man gleichwohl nicht läugnen, daß es, in vielen Fällen wenigstens, gesund sein mag.

Der Wein aber, den Frau von Stellenbach jetzt ihrem Sohne vorsetzte, war, um das Gleichniß beizubehalten, allerdings bitter, sauer und höchst übelschmeckend, nichtsdestoweniger aber keineswegs klar und lauter.

Auf den ersten Blick bemerkte zwar der junge Mann, daß seine Mutter durchaus nicht entrüstet oder ärgerlich über das Benehmen Vorland's war, sondern es wolle ihm fast scheinen, als käme ihr dergleichen ganz gelegen, sie entgegnete ihm indessen nur: Vorland sei ein hochmüthiger und launiger Mensch, und Niemand könne wissen, was ihn bewogen, sich so unartig auszudrücken. Vielleicht habe ihn irgend ein Schuldner gemahnt, und daher rühre seine üble Laune. Ludwig solle sich aber die Sache nicht zu Herzen nehmen. Stelle der alte Hochmuthsnarr sich auf die Hinterbeine, so seien tausend Mädchen da, ihm die kleine Johanna zu ersetzen.

Der junge Mann fuhr auf.

„Was bedeutet das?" rief er. „Was ist vorgefallen, und warum hast Du auf einmal diese Ansicht von Herrn von Vorland?"

Sie erwiderte ihm, daß sie nicht wisse, was vorgefallen sei, und das der Wahrheit gemäß, denn Tzarogy hatte in der That noch keine Ge-

legenheit gehabt, ihr nähere Auskunft von seinem Besuche in Vorlandsberg zu geben, bräche indessen Vorland sein Wort, oder weise ihn zurück, so sei sie überzeugt, daß Ludwig ehrenhaft genug sein werde, sich nicht aufzudrängen oder lange zu betteln.

Ludwig versetzte hierauf, daß er so ehrenhaft sein werde, sein Wort zu halten, und, habe er es selbst nicht gegeben, dennoch unter keinen Verhältnissen von seiner Johanna, der Liebe seiner Jugend und seiner einzigen, lassen werde.

Als ihm hierauf seine Mutter das lehrreiche Capitel von der Jugendliebe nach der Ansicht des Herrn Grafen vortrug, natürlich aber ohne dessen zu erwähnen, fragte Ludwig plötzlich:

„Hast Du eine andere Braut für mich in Bereitschaft?"

Sie verneinte, und Ludwig, der seine Mutter kannte, sah augenblicklich, daß sie die Wahrheit gesprochen hatte.

„Es ist gut," sagte er. „Daß der Teufel los ist bei uns, merke ich freilich, weiß ich gleichwohl noch nicht, zu welchem Schlüsselloche er hereingeschlüpft. Es ist mir aber Alles vollständig gleichgültig, denn da ich das wenigstens gewiß weiß, daß ich nicht von Johanna lassen werde, so sehe

ich einer glücklichen Zukunft entgegen, es komme vorher auch, was da wolle."

Er küßte seiner Mutter die Hand und ging mit schwerem Herzen, so entschlossen er sich auch äußerlich gezeigt hatte.

Die nächsten Tage brachten ihm wenig Erfreuliches. Zu Vorland wollte er nicht gehen, und Johanna, obgleich sie seine Verlobte, wollte er gegen den Willen ihres Vaters, vorläufig wenigstens, eben so wenig aufsuchen. Er schrieb ihr indessen und trug am folgenden Tage den Brief zu Gretchen Sendelbach, welche er bitten wollte, ihn zu bestellen.

Alles Unangenehme schien sich aber jetzt häufen zu wollen, denn Gretchen war, wie ihm Sendelbach berichtete, auf einige Tage bei einer Base zum Besuch, und dem Alten wollte er sein Schreiben nicht übergeben, instinctartig, da jüngere Leute ältere nur selten bei Liebeshändeln in's Vertrauen ziehen. Nur für den äußersten Nothfall aber beschloß er, Andreas Hall, den Geliebten Gretchen's, als Boten zu benutzen, denn der gute Junge, der für ihn durch's Feuer gegangen wäre, war zwar treu wie Gold, aber er hielt ihn für so stark „unbefangen," daß Zehn gegen Eins zu wetten, der Brief wäre in unrechte Hände gekommen.

Verstimmt ging er nach Hause, mehr und mehr unangenehm berührt durch den Baulärmen, der an die Stelle des geräuschvollen Auspackens zu treten begann, und brachte so, unschlüssig und ärgerlich, einige Tage zu. Tzarogy schien ihm während dieser Zeit fast der einzig umgängliche Mensch im Hause, denn trotzdem, daß er mit dem Blicke eines Feldherrn den Bau und die Zusammenstellung der Maschinen beaufsichtigte, fand er dennoch häufig Zeit, sich mit dem jungen Manne zu unterhalten, und wußte sich dermaßen auf den richtigen Standpunkt zu stellen, daß Ludwig sich vollkommen zu ihm hingezogen fühlte.

„Sie haben Herzenskummer," sagte er, „dies bemerke ich an Ihren Augen, aber Sie werden ihn überwinden, dies lese ich auf Ihrer Stirn und sehe es an ihrem Gange, der durchweg der eines Entschlossenen ist. Ich dränge mich nicht in Ihr Geheimniß, ja es ist mir sogar lieber, nichts von Allem zu wissen, aber übereilen Sie sich nicht. Wer abzuwarten versteht, gelangt rascher zum Ziele, als wer mit der Thür in's Haus fällt."

Dann sagte er ihm, daß, sei das Nöthigste bei den Einrichtungen getroffen, er ihn auf ein paar Tage in die Berge begleiten, und ihm einige Jägerkunststückchen lehren wolle, die ihm Niemand

nachmachen werde. Hinsichtlich der Fabrik sprach er in halb mystischen Ausdrücken, der Wirrwarr werde sich lösen, das Trübe klären, und dann werde auch der Friede wiedergekehrt sein.

Was hingegen die Eltern Ludwig's betraf, so war ihr Benehmen, obgleich wahrscheinlich aus derselben Quelle entspringend, doch gerade ein entgegengesetztes.

Herr von Stellenbach stand keinen Augenblick Rede, er verschanzte sich hinter Räder, Spulen, Walzen und Schienen, wenn es nur entfernt den Anschein hatte, als solle die Rede auf die Vorland'sche Angelegenheit gelenkt werden. Frau Catharina hingegen benutzte jede passende und unpassende Gelegenheit, nützliche, lehrreiche und äußerst unerquickliche Bemerkungen an's Licht treten zu lassen, über voreilig abgeschlossene Ehen, welche beide Theile in's Unglück gestürzt, über die, leider häufigen, Täuschungen, welche bei dergleichen stattfänden, und über die Vortheile, welche jungen Leuten erwüchsen, wenn sie sich der Leitung älterer Personen überließen.

Fünf Tage nach dem ersten, schlimmen Zusammentreffen mit Vorland machte sich Ludwig auf den Weg, um entschieden um Aufschluß zu bitten, jedenfalls aber Johanna zu sprechen.

Als er bei Vorland eintrat, empfing ihn derselbe mit jener ausgesuchten Höflichkeit, welche kaum mißzuverstehen ist, indem sie deutlich genug ausspricht:

„Ich bitte, sich gefälligst zum Teufel zu scheren!"

Ludwig aber that nicht dergleichen, sondern bat offen und mit freundlichem Tone, ihm den Grund seines neulichen Unwillens mitzutheilen; er sei überzeugt, es werde sich Alles aufklären. — In diesem Augenblicke sah er in der Ecke des Zimmers einen halb gefüllten Reisekoffer stehen. Eine schlimme Ahnung überkam ihn, und er stockte.

Dann aber sagte er:

„Sie werden verreisen?"

„Ich war verreist," versetzte Vorland lakonisch und ziemlich abstechend gegen seinen vorigen Ton.

„Darf ich Johanna sprechen?" sagte Ludwig, und setzte mit unterdrückter Heftigkeit hinzu: „Sie ist meine Verlobte!"

„Ich bedauere," versetzte Vorland, „meine Tochter ist nicht hier; ich habe sie auf unbestimmte Zeit entfernt."

Der junge Mann begriff, wenn nicht die Gründe, doch den ganzen Umfang seines Unglücks. Er ward bleich wie der Tod, aber er brauste nicht

auf, sondern sagte mit tonloser Stimme zu Vorland:

„Schön! Ich frage nicht, wo sie ist, aber ich sage Ihnen, daß ich sie heirathen werde, trotz Ihnen, trotz Denen da drüben, trotz dem Teufel und trotz der ganzen Welt!"

Frau Franziska war während dieser Worte in's Zimmer getreten, und benutzte den Moment, in welchem sie im Rücken ihres Mannes vorüberschritt, dem jungen Manne einen jener Blicke zuzuwerfen, in welchen, wenn nicht „eine Welt", doch wenigstens ein halber Druckbogen voll Aufklärungen, Hoffnungen, Beruhigungen und Einverständnisse liegen, und welche im gegenwärtigen Falle etwa bedeuteten:

„Es war nicht meine Schuld, aber beruhige Dich, und verdirb nichts durch Heftigkeit. Ich bin auf Deiner Seite, aber Vorsicht ist nöthig. Alles wird gut werden!"

Ludwig aber ging, sich höflich verbeugend, und erst auf dem Heimwege übersetzte er sich allmälig jenen Blick.

Wem ist nicht schon Aehnliches begegnet?

Aber die Erklärung ist eine einfache; denn in einem aufgeregten Gemüthe durchläuft der Funke, der uns zu größerem Unmuthe aufstachelt, leich-

ter und schneller die elektrische Leitung unserer Gedanken, als ein versöhnendes Wort zum Herzen dringt.

Nach Ludwig's Entfernung sprachen einige Zeit lang die beiden Gatten kein Wort, endlich aber sagte Vorland:

„Nun bin ich froh. Jetzt ist die Sache abgemacht, und kein Mensch kann sagen, daß ich mein Kind irgend Jemandem aufgedrungen habe."

„Wilhelm," versetzte Frau von Vorland, „ich kann's nicht loben, nicht billigen; aber Du weißt, daß ich nicht gegen Deinen Willen handle. Aber kannst Du es verantworten, daß Du auch mir, der Mutter, den Aufenthalt meiner Tochter verheimlichst?"

„Sie ist gut aufgehoben," sagte Vorland.

„Das hoffe ich zu Gott. Aber habe ich jemals Dein Vertrauen getäuscht?"

„Nein, aber in diesem Falle wüßte morgen oder heute noch dieser liebe Ludwig, wo sie steckt."

„Nun," sagte Frau Franziska, „er wird sie ohne mich finden, und ich, wer weiß, finde sie ohne Dich."

„Wir werden sehen!"

Als am andern Morgen Ludwig nicht beim gemeinschaftlichen Frühstücke erschien, erfuhr Herr von Stellenbach, daß er bereits vor Tagesanbruch habe einspannen lassen und davon gefahren sei. „Wohin denn?" fragte er.

Der Diener zog die Schulter, und als sich Stellenbach an Frau Catharina mit der gleichen Frage wendete, sagte diese, einigermaßen piquirt:

„Mein Herr Sohn weicht mir seit einigen Tagen, wie es scheinen will, allenthalben aus."

Stellenbach seufzte. „Ich kann mir's denken!" dachte er, allein er schwieg, obgleich er ernstliche Bedenken hegte, da Ludwig niemals die Equipage benutzte, ohne vorher anzufragen.

Am Abend kam der Wagen zurück, aber ohne Ludwig; statt seiner indessen ein paar Zeilen an seinen Vater, in welchem er erklärte, daß er eine kleine Erholungsreise zu machen gedenke, und an der Einwilligung seines Vaters nicht gezweifelt habe.

„Ich begreife, von was er sich erholen will," sagte Stellenbach, abermals seufzend, „aber hat er denn Geld?"

„Du vergißt, mein Schatz," versetzte Frau Catharina mit Würde, „daß dem Sohne des Herrn von Stellenbach die Comptoirs aller Banquiers geöffnet sind."

„O weh," rief dieser, „die Sache wird immer schöner!"

Der Graf trat rasch an's Fenster, um von dort, wie es schien, nach den noch arbeitenden Leuten zu sehen, in der That aber, um ein leises Lächeln zu verbergen, welches er nicht unterdrücken konnte.

Man sprach für den Abend in Wellenfeld nicht weiter über die Erholungsreise Ludwig's, und auch von der Entfernung Johanna's war dort noch nichts bekannt.

Zweites Kapitel.

Als der Herr unter der Last des Kreuzes stöhnte, welches er, um den qualvollsten Tod an demselben zu sterben, zur Schädelstätte schleppen mußte, weinten und beklagten ihn barmherzige Frauen. Er aber sprach: „Weinet nicht über mich, weinet über Euch und Eure Kinder!"

Wie man weiß, waren schlimme Zeiten im Anzuge für die ganze damalige hochlöbliche Judenschaft, von deren weiteren ausgebreiteten Segnungen für die ganze Welt wir nicht weiter sprechen wollen; keinem Zweifel unterliegt es aber, daß der Herr den mitleidigen Frauen einen Fingerzeig geben wollte, an sich selbst zu denken, und nicht an andere Leute.

Später, vielleicht auch schon früher, erfand das Volk, das heißt die gesammte Menschheit, eine

Menge von Sprüchwörtern, welche dieselbe Moral predigen:

„Kehre vor deiner eigenen Thür!"

„Was dich nicht brennt, das blase nicht!"

„Du siehst den Splitter in Deines Nächsten Auge, und nicht den Balken im eigenen," „Kümmere dich nicht um ungelegte Eier!" und andere mehr, welche dem Sinne nach eingebürgert sind bei allen Völkern der Erde, deren Nützlichkeit, respective die ihrer Befolgung, man also unbedingt anerkannt hat.

Nichtsdestoweniger kümmert sich die ganze Welt den Henker um dieselbe, ja sie verbindet nicht einmal das Angenehme mit dem Nützlichen, sondern sie bedient sich des Angenehmen allein, welches darin besteht, die Angelegenheiten Anderer mit Sorgfalt und Eifer zu verfolgen, und bei äußerlich trüber, tadelnder oder mitleidvoller Miene innerlich eine große Beruhigung zu empfinden, wenn irgend Jemand einen recht exquisit einfältigen Streich gemacht hat, oder irgendwie im Begriffe steht, in die Patsche zu gerathen.

Da nun aber der Novellen- oder Romanenbezirk, in welchem wir gegenwärtig handiren, nicht außerhalb der Welt, sondern zur Zeit für uns sogar im Mittelpunkte derselben liegt, so ist

nichts einfacher, als daß daselbst dieselben Verhältnisse stattfanden, wie allerwärts, und daß man allerlei Anstände, Bedenken, Zweifel und unnöthige Sorge trug bezüglich der industriellen Unternehmung Stellenbach's.

Es war um die Zeit, mit welcher wir das vorige Kapitel begannen und schlossen, vielleicht einige Wochen später, denn der Schnepfenstrich war eben im besten Zuge, und auch andere Leute schienen zu ziehen und zu wandern, denn das Fräulein Johanna war „zu Verwandten gereist," Ludwig von Stellenbach befand sich noch immer auf seiner Erholungsfahrt, und Tzarogy hatte eines Morgens Stellenbach erklärt, daß er gesonnen sei, auf mehrere Tage die Umgegend zu durchstreifen.

„Unsere Leute haben alle nöthigen Anweisungen von mir erhalten," sagte er, „jetzt ist es nöthig, daß sie auf eigenen Füßen zu stehen lernen, ja Sie selbst, mein Freund, müssen jetzt Ihre Geschicklichkeit erproben. Komme ich wieder, so werde ich sehen, in wie fern man mich begriffen hat. Auf der andern Seite werde ich meine Aufmerksamkeit auf allerlei Dinge lenken, welche bisher man ohne Zweifel hier noch wenig in Betracht gezogen hat, und da ich selten ohne

Beute heimkehre, so zweifle ich nicht, irgend eine Erde, ein Steinlager, eine Quelle oder eine Pflanze aufzufinden, welche für uns, oder für unsere Mitbürger nützlich ist."

Also zog auch er, wenn gleich nur auf kurze Zeit, von Wellenfeld, und indem wir ihn vorläufig seinem Schicksale überlassen, begeben wir uns in's Forsthaus zu Herrn Walter, woselbst wir drei alte Bekannte treffen, den Lehrer Taubensieber, Herrn Keltenschmidt den Alterthümler, und endlich Sendelbach.

Die beiden Letzten hatten Geschäfte beim Förster, Taubensieber aber war mit Keltenschmidt gelaufen, mit welchem er, da er selbst nichts zu thun hatte, in der letzten Zeit häufig verkehrte.

Man sprach von der Fabrik zu Wellenfeld, und Niemand war vollständig mit dem Unternehmen zufrieden.

Sendelbach gab seine Herzensmeinung nicht vollkommen zu erkennen, da er Mißbilligung oder Spott der beiden Anderen fürchtete, aber er hätte Ludwig, den er leiden mochte, lieber als einen flotten jungen Cavalier gesehen, anstatt unter allerlei Rädern und Walzen, noch mehr aber verdroß es ihn, Johanna, die er im Herzen trug, als die Frau eines Fabrikherrn zu wissen. Er

sagte indessen blos, daß er an Stellenbach's Stelle einen ruhigen und friedlichen Landbesitz all' diesen Speculationen vorgezogen haben würde, und daß es ihm unbegreiflich sei, wie man in Besitz eines so beträchtlichen Vermögens stets noch nach Vermehrung desselben trachten könne.

Taubensieber lachte und sagte:

„Mancher geht aus nach Wolle und kommt geschoren nach Hause, es kann dem vornehmen Herrn da drunten eben so gehen!"

Dann erzählte er, daß ihm einer der Arbeiter anvertraut habe, wie er nur geringe Hoffnung auf einen guten Fortgang des Geschäfts habe, ja, daß er zweifle, daß man auf die begonnene Weise überhaupt irgend etwas zu Stande bringen werde. Der Mann sei ziemtich weit herumgekommen, habe, besonders was die Bereitung der verschiedenen Lederſorten beträfe, mancherlei gesehen, aber nichts von alledem habe nur die entfernteste Aehnlichkeit gehabt mit den von Tzarogy angegebenen Einrichtungen, welche bis jetzt schon, obgleich man noch lange nicht zu Ende sei, ein ungeheures Geld kosten müßten.

„Wenn man nur den guten Herrn warnen könnte," sagte Sendelbach, aber Taubensieber rief:

„Was kümmert mich das? Einer schlägt sein

Geld so, der andere so todt, und überhaupt muß das Vermögen von einer Hand in die andere gehen. Eine Familie, welche mehrere Generationen hinter einander reich bleibt, ist ein Landschaden, ihre Mitglieder werden übermüthig, und schließen sich nur zu leicht den Unterdrückern des Volkes an, indem sie erlaubte und unerlaubte Genüsse für sich allein in Anspruch nehmen."

Keltenschmidt lachte auf wenig verbindliche Weise, denn man wollte behaupten, daß das bescheidene Vermögen, welches vor einiger Zeit Taubensieber durch Erbschaft zugefallen war, wirklich bereits zum größten Theil in andere Hände übergegangen sei, indessen äußerte er sich nicht weiter hierüber, sondern sagte:

„Was sollte aber dieser Graf beabsichtigen? Ein Mann, der solche Schätze besitzt, wie er, kann doch unmöglich hier im Trüben fischen wollen. Was haben wir da für Sachen gesehen, he! Taubensieber?"

Dieser bejahte, der Graf habe vor ihren Augen die Diamanten wie Erbsen durch die Finger laufen lassen, sagte er, habe die prachtvollsten Geschmeide umhergeworfen, als seien sie Kinderspielzeug, und Gold und Silber habe in allen Ecken gelegen. Aber die Art und Weise, wie er sich

gegen sie benommen, sei offenbar eigenthümlich, ja fast rücksichtslos gewesen. Zuerst habe er sie in der Stadt, ohne sie weiter zu kennen, fast gewaltthätig aufgegriffen, und mit sich in den Riesen geschleppt, woselbst er ihnen eifrigst und in größter Eile eine Menge Kostbarkeiten gezeigt, worauf er sie aber ohne viele Umstände wieder zur Thür hinausgeschoben hätte.

„Das ist die Art und Weise, wie wir Kenner und Sammler es häufig zu halten pflegen," versetzte Keltenschmidt selbstgefällig. „Wir haben nicht die Muße, jeden neugierigen Narren stundenlange in unseren Cabinetten und Museen umherzuführen. Uebrigens," setzte er hinzu, „beziehe ich das nicht auf mich, denn der Herr Graf war zuverlässig davon unterrichtet, daß ich selbst Liebhaber und Beurtheiler bin."

Dann sagte er, daß, käme er einmal nach Wellenfeld, er ohne viele Umstände Stellenbach von den Gerüchten in Kenntniß setzen wolle, welche über sein Unternehmen in Umlaufe wären, denn der Graf zöge weiter, Stellenbach aber bliebe, und ein vermöglicher anständiger Nachbar sei ihm lieber, als ein in's Abwesen gekommener.

Der Förster, welcher mittlerweile aus dem Walde gekommen war und, wie es seine Gewohnheit,

von der Ofenbank aus sich in's Gespräch mischte, gab ihm Recht. „Schon des jungen Herrn halber," sagte er, „der mein Augapfel ist, muß man suchen Unheil zu verhindern, aber das Urtheil jenes einzigen Burschen allein hat wenig Werth. Wer weiß, ob Alles sich so verhält, wie er angiebt. Forscht man aber mit Vorsicht bei Mehreren, so ist dies wohl das Verständigste."

Sendelbach nahm sich im Stillen vor, dies nach besten Kräften zu thun, Taubenfieber aber rief:

„Ich pflege bisweilen die Schenke in Wellenfeld zu besuchen, denn der Geist wird stumpf, wenn man unaufhörlich über den Büchern liegt, dort aber hört man Allerlei von den Werkleuten. Aber, wie gesagt, verbrennt er sich, so hat er den Schaden."

Die Thür ging auf und Tzarogy trat ein mit dem leichten, elastischen Schritte, der fast durchweg nur allein ein Vorrecht der Jugend, und hinter ihm drein schritt, eine leichte Reisetasche tragend, Andreas Hall, Sendelbach's zukünftiger Schwiegersohn. Der Graf ließ sein Auge flüchtig über die Gesellschaft streifen, die er auf verbindliche Weise grüßte, dann wandte er sich zum Förster, fragend, ob er für die Nacht ein Unterkommen finden könnte.

Herr Walter bejahte, konnte aber sein Er-

staunen nicht bergen, daß keiner seiner Hunde angeschlagen hatte.

„Ich wollte die Gesellschaft nicht stören," sagte der Graf.

„Ja," versetzte der Förster, „das ist recht schön, aber meine Hunde — der Herr Graf —"

„Sie wollen sagen," fiel ihm dieser lachend in's Wort, „daß jene bellen sollten, um meine Ankunft anzuzeigen, aber mein lieber Herr Förster, ich verstehe mich ein wenig auf die Sprache der Thiere, und da habe ich ihnen gesagt, daß es nicht nöthig sei, mich anzumelden."

Andreas Hall lächelte pfiffig und wollte, da der Graf sich am Tische niedergelassen hatte, ein Gleiches thun.

„Wie kommst Du hieher?" fragte ihn Sendelbach.

„Ich trage dem Herrn seine Sachen."

„Das ist recht," sagte Sendelbach, „aber so lange Du das thust, bist Du sein Diener, und dann ist Dein Platz nicht an seinem Tische."

Der junge Mann nahm gehorsam auf der Ofenbank Platz, und der Graf machte keine Einwendung, sondern sagte nur:

„Ich habe den Herrn Hall gebeten, mich durch das Gebirge zu begleiten. Eines Führers bedarf

ich nicht, aber man plaudert bisweilen gern ein wenig."

Er that dies auch jetzt, und das zwar in ziemlich ausgedehntem Maßstabe, wirklich glaubwürdige und interessante Dinge mit den sonderbarsten Abenteuerlichkeiten kunterbunt mengend, so daß die Anwesenden sich häufig, gewissermaßen erstarrt, anblickten; obgleich er Allen etwas Angenehmes zu sagen verstand.

Der Försterin, welche mittlerweile eingetreten war, lobte er die Ordnung, Reinlichkeit und Behaglichkeit ihrer Stube, fand den Wein, den sie ihm vorgesetzt, über alle Maßen wohlschmeckend, und trank auch wirklich mehr, als es sonst seine Gewohnheit war.

Bei Herrn Walter ließ er den leidenschaftlichen und erfahrenen Jäger durchblicken, und pries die Trefflichkeit der Bestände, durch welche ihn sein Weg geführt. Das war des Alten Herz und Seele, und er begann Wohlgefallen zu finden an dem Fremden, der noch überdies den Schnepfenruf so täuschend nachzuahmen wußte, daß der alte Jäger fast unwillkürlich aufwärts blickte.

Keltenschmidt bat er um die Erlaubniß, seine weltberühmten Sammlungen dieser Tage mit Muße ansehen zu dürfen, und Sendelbach behandelte er

mit zuvorkommender Artigkeit, fast einem Standesgenossen gleich, so daß dieser zum Theil geschmeichelt, theilweise aber auch ein wenig in Verlegenheit gesetzt wurde.

Was Taubensieber betraf, so nannte er denselben Professor.

Keltenschmidt lachte etwas allzu ungezwungen, und sagte:

„Machen Sie den guten Kerl nicht zum völligen Narren. Er ist nichts weiter als ein unglücklicher Schulmeister, der einen Sparren zu viel hat!"

Der Graf aber ließ sich nicht irre machen, er blieb beim Professortitel, und der also Geschmeichelte machte nur schwache Einwendungen, während Tzarogy selbst diese nicht beachtete, und sich in ungestörtem Redefluß fortbewegte.

Seine Marotte, sich ein ungeheures Alter beizulegen, und welche wir, mit dem besten Willen von der Welt, dem lieben Leser nicht schenken können,*) wand sich durch das Gespräch bisweilen

*) Es war in der That eine der wunderlichsten Eigenheiten des wirklichen Tzarogy, der unter den verschiedensten Namen, bisweilen, wie wir bereits gesehen, auch namenlos auftrat, von seinem fabelhaft hohen Alter zu sprechen. Die aber sogleich folgende Bekanntschaft mit dem Heiland brachte

wie eine leichte zierliche Arabeske, welche sich um eine Zeichnung schlingt, und welche man, je nach Belieben, mit derselben in Verbindung bringen kann, oder nicht.

Bisweilen aber fiel sie auch unerwartet wie eine Bombe mitten in die Unterhaltung, Verwunderung, ja Erschrecken oder Mißbehagen in ihrem Gefolge.

Hatte der Graf sich vorgenommen, heute ganz besonders seiner Laune den Zügel schießen zu lassen, oder war er, wie das hin und wieder vorkommt, bei speciell guter Laune, wer weiß das? Keltenschmidt indessen, welcher ohne Zweifel sein Licht ebenfalls nicht gänzlich unter den Scheffel stellen wollte, zog plötzlich eine kleine Kupfertafel hervor, auf welcher in uralter', sicherlich byzantinischer Arbeit, ein Christuskopf emaillirt war. Er reichte denselben dem Grafen, indem er sagte:

„Wie gefällt Ihnen das? Ich habe das rare Stück heute ganz zufällig um wenige Groschen erstanden."

---

er in Paris fast wörtlich zu Markte, und es fand dieselbe Glauben; fast noch wunderlicher aber will es erscheinen, daß mehrere sonst glaubwürdige und unpartheiische Zeugen ihm wirklich ein ganz ungewöhnlich hohes Alter zugestehen. Wir kommen später hierauf zurück, indem wir einige Belege für das so eben Gesagte beibringen werden.

„Ah," nahte der Graf, „auf Ehre, es ist wirklich sehr gut getroffen, hier um die Oberlippe, wo der Bart endet, wünschte ich zwar ein wenig mehr Weichheit, aber sonst trefflich, zum Sprechen ähnlich. Ja, so sah er aus!"

„Aber es ist ja ein Christuskopf," sagte Keltenschmidt ganz verblüfft, denn in dem Tone, in welchem der Graf sein Urtheil abgab, lag etwas, welches die persönliche Bekanntschaft mit dem Originale mit Bestimmtheit anzudeuten schien.

Und es war in der That so, denn der Graf fuhr jetzt, wie in Erinnerung versunken, fort: „Freilich, freilich, ich kannte ihn genau. Er war der beste Mann von der Welt, aber etwas romantisch und unüberlegt. Ich warnte ihn mehrmals und sagte zum Voraus, es würde ein schlimmes Ende mit ihm nehmen, aber er hatte seinen eigenen Kopf.

Mein Gott, wie waren wir Alle erschrocken, als man ihn plötzlich arretirte! Aber es war nichts zu machen, trotzdem daß ich bei Pilatus wie das Kind im Hause war und täglich dort aus- und einging. Welche Mühe gab ich mir bei Madame Pilatus, aber sie war außer Stande, etwas zu thun, und selbst ihr Mann nicht, denn die Juden waren völlig des Teufels."

Die drei Zuhörer am Tische blickten den also sprechenden Grafen starr an, und die Försterin am Ofen hörte andächtig zu. Der Name des Heilands genügte, sie in fromme Stimmung zu versetzen, und was der Graf von seiner persönlichen Bekanntschaft gesprochen, hatte sie entweder überhört, oder sie glaubte falsch verstanden zu haben.

Der Förster aber dampfte mächtig, und brummte etwas, was wie „Unpassendes Zeug" und „Abgeschmackte Lügen" klang. Der Graf indessen fuhr, ohne dies zu beachten, fort, von seinen biblischen Reminiscenzen zu sprechen. Er versicherte, die heilige Jungfrau, die heilige Elisabeth, besonders aber ihre alte Mutter, die heilige Anna, genau gekannt zu haben.

„Was die Letztere betrifft," fügte er hinzu, „so habe ich ihr nach ihrem Tode einen nicht unbedeutenden Dienst geleistet, und ohne mich wäre sie nicht canonisirt worden. Glücklicherweise für sie war ich bei der Kirchenversammlung von Nicäa zugegen, und weil ich viele der anwesenden Bischöfe kannte, drang ich mit Bitten so lange in dieselben, und wiederholte ihnen so oft, sie sei eine so gar gute Frau gewesen, und es koste sie so unendlich wenig, eine Heilige aus ihr zu

machen, daß der Gnadenbrief endlich ausgefertigt ward."

Taubenfieber, der in den Worten des Grafen eine Blasphemie oder wenigstens einen Spott auf die Religion sah, lächelte wohlgefällig, und blickte mit dem Zeichen des Einverständnisses nach dem Erzähler.

„Sie sind alle unerquicklich," sagte er, „diese biblischen Geschichten, und blos darauf berechnet, das Volk zu verdummen, und im Sumpfe des Aberglaubens stecken zu lassen, in welchem es ohnedies schon bis über die Ohren sitzt.

Wie erhebend, wie belehrend und zu edler Nacheiferung anspornend sind dagegen die Beispiele, welche uns Gelehrten das classische Alterthum bietet! Diese Beispiele von edler Aufopferung, von heroischer Vaterlandsliebe, wie schwellen sie den Busen unserer studirenden Jugend, und wie legen sie den Keim der Freiheit und aller übrigen patriotischen Tugenden in denselben!

Nehmen wir nur gleich das Beispiel jener berühmten Familie der Scävola, die Plebejer waren und blieben, und deren ruhmgekrönter Stammvater Mucius den Etrusker-Tyrannen Porsenna dadurch in die Flucht schlug, daß er seine Schwert-

hand vor deſſen Augen an einem Kohlenbecken langſam verbrannte.

Wie zeichnete ſich einer ſeiner Nachkommen, der Conſul Publius Mucius Scävola durch den Schutz aus, welchen er dem freiſinnigen Tiberius Sempronius Gracchus angedeihen ließ, wie Quintus Mucius Scävola, den Cicero ſeinen Inſtructor nennt, wie jener andere Quintus Mucius Scävola, den die römiſchen Junker verfolgten, während die aſiatiſchen Griechen ihm zu Ehren einen Feſttag einſetzten, welchen man Mucia nannte!

Es ſtände in meiner Machtvollkommenheit, noch die Namen verſchiedener anderer Scävolas hier aufzuführen, welche ſich hervorgethan haben, ſowohl durch Staatskunſt, als auch durch Unerſchrockenheit, allein es ſei fern von mir, mit einem gewiſſen Anſtriche von Partheilichkeit, blos berühmter Plebejer zu erwähnen. Nein! Aber ich will von dem edlen Jünglinge Marcus Curtius ſprechen, gleich edel durch Geburt, als durch That, welcher ſich in den geöffneten Schlund der Erde ſtürzte, um ſein Vaterland zu retten, obgleich dieſer ſeiner Handlung allerdings ein Aberglaube zu Grunde lag."

Taubenſieber ſchwieg erſchöpft, und barg ſeine Schwerthand in ſeinem über der Bruſt zuge-

knöpften Frack, welchen er, in classischen Momenten, nicht selten seine Toga zu nennen pflegte, der Graf aber sagte trocken und mit wenig poetischem Anstriche:

„Fast Alles, was Sie da vorgebracht haben, mein lieber Professor, ist rein erlogen."

„Was," rief Taubensieber halb entrüstet, halb erschrocken, „erlogen! Spricht nicht die Geschichte?"

„Leider ist die Geschichte, welche sie Euch eingebläut haben, auch fast gänzlich erlogen," sagte der Graf kaltblütig. „An Ihrem ganzen Geschwätze, zum Beispiel, ist nichts wahr, als daß jener Quintus Mucius Scävola, des Publius Sohn, ein geschickter Advocat war, der achtzehn Bücher über das Jus civile geschrieben hat. Mich aber hat er deshalb doch schlecht bedient. Ein gewisser Pompilius (natürlich nicht Numa der König) stahl mir eine Fibula, die ich heute noch schmerzlich vermisse, und trotzdem daß das Recht offenbar auf meiner Seite war, verlor ich doch den Proceß, und ich glaube, daß man Ihren berühmten Mucius So und So wacker geschmiert hat."

Taubensieber wollte etwas erwidern, aber der Graf ließ ihn nicht zu Worte kommen.

„Ganz genau kenne ich die Geschichte mit jenem Mucius Scävola. Der Friede mit Porsenna

war bereits unterzeichnet, und ich ritt mit einigen anderen jungen Leuten von Rom aus in's Lager, um die Katapulten und den andern Blödsinn zu sehen, mit welchem man dazumal die Städte belagerte.

Ich war zu jener Zeit ein leidenschaftlicher Ingenieur, aber es war nur wenig Neues zu finden bei diesen Etruskern, und wir wollten eben zurückgaloppiren, als uns Porsenna zum Souper einladen ließ. Es war ein artiger Mann, obgleich er äußerlich viel Aehnlichkeit mit dem alten Fritz hatte, und das Essen war auch gut, wenn ich gleich nicht mehr genau weiß, was wir hatten. Plötzlich entsteht draußen vor dem Zelte ein Heidenskandal. Porsenna bittet uns, darüber nicht in Unruhe zu gerathen, und gleich darauf tritt eine Wache ein und meldet, daß ein gewisser Mucius Cordus aus Rom draußen allerlei Stänkerei begonnen, und einen von der etruskischen Feldcanzlei sogar verwundet habe. So wie wir hinausgeritten waren, waren auch allerlei Leute aus den niederen Klassen hinaus in's Lager gelaufen, und gegen Abend gab's Händel.

Stellen Sie sich unsere Verlegenheit vor!

Aber Porsenna war ein nobler Kerl.

Er sagte zu einem seiner Diener einige Worte auf Umbrisch, welche Sprache ich zu jener Zeit

leider noch nicht verstand, der Mann ging hinaus, und kurze Zeit darauf war die Ruhe vollständig hergestellt. Wir ritten später in Jupiter vergnügt nach Hause, und auch jener Mucius Cordus, der Stammvater der Scävola, wurde ungestraft, aber stark angerissen, entlassen. Er hatte indessen an der linken Hand, wohlgemerkt, nicht an der rechten, bei jener Rauferei eine kleine Wunde erhalten, und renommirte später grauenhaft mit derselben. Daher mag der Name gekommen sein, und später, man weiß ja, wie gelogen und Alles übertrieben wird, verbreitete sich das Gerücht, daß seinethalben der alte Porsenna abgezogen sei, während in der That der Friede bereits vorher abgeschlossen war."

„Herr Graf," rief Taubensieber zornig, „die Lästerungen, welche Sie — —"

„Silentium!" sagte Tzarogy, „und hören Sie weiter, wie es sich mit Marcus Curtius verhielt, den ich genau kannte, und welcher ein guter, wenn gleich etwas phlegmatischer Junge war. An dieser ganzen Geschichte ist nichts wahr, als die Sache mit der Spalte. Die war da, und zog sich der Länge nach durch einige Straßen. Ob aber dieselbe durch ein Erdbeben entstanden, oder durch eine einseitige Senkung des Bodens, weiß ich

nicht, und eben so wenig kann ich mich erinnern, daß Pest oder eine besondere Sterblichkeit zu jener Zeit aufgetreten wäre.

Es sterben allenthalben Leute!

Zwei Dinge aber weiß ich ganz gewiß. Einmal, daß es den Auguren, trotz allerlei Schwindel, den sie sonst trieben, dennoch nicht in den Sinn gekommen, den Römern zu rathen, Geld oder Kostbarkeiten in jene Spalte zu werfen, und zweitens, daß es dem guten Marcus Curtius noch viel weniger einfiel, hineinzuspringen und sich auf diese Weise zu einer besondern Kostbarkeit zu stempeln.

Dazu war er zu bescheiden und — — zu dick, denn der wohlbeleibte junge Mann hätte nicht einmal seinen Kopf, viel weniger seinen übrigen Körper in die ziemlich schmale Spalte zwängen können.

Marcus Curtius erstickte übrigens später, ich weiß nicht mehr genau, an einer Pflaume, oder an einer Olive, welche ihm im Schlunde stecken blieb; da ich aber bei geschichtlichen Vorgängen alle Unsicherheiten hasse, so will ich die Frucht nicht bestimmt bezeichnen. Das Loch aber, oder die Spalte, wurde auf ganz einfache, prosaische Weise nach und nach, nicht mit Kostbarkeiten, son-

dern mit allerlei Unrath und Schutt ausgefüllt. Das ist der wahre Hergang!"

Diese historischen und auf Autopsie gegründeten Berichtigungen der römischen Geschichte brachten auf die Zuhörenden einen ziemlich verschiedenen Eindruck hervor.

Der Förster, den die vorhin erwähnte Bekanntschaft mit Christus verdrossen hatte, schwieg, und blickte mürrisch darein.

Sendelbach, der nichts weniger als ein Geschichtskundiger war, versetzte bei sich im Stillen alle erzählten Vorgänge in eine neuere Zeit, Keltenschmidt lachte unbändig, Taubensieber aber schickte sich an in Raserei zu gerathen.

„Herr Graf," rief er heftig, „wie können Sie sich unterfangen, mir gegenüber solch unglaubliches Zeug zum Vorschein zu bringen!"

Dieser sah ihn einige Augenblicke starr an, dann sagte er:

„Haben Sie vergessen, was unser Ovid sagt: Omnia jam fient, fieri quae posse negabam?"

Taubensieber gerieth in sichtliche Verlegenheit. „Freilich," sagte er, „gewissermaßen — —"

Keltenschmidt lachte noch stärker, und rief:

„Unser guter Taubensieber liebt blos den Patriotismus der alten Römer. Ihre Sprache aber

haßt er, das heißt, er versteht keine Silbe lateinisch.“

„Nur Wenige haben das Glück, Alles zu können,“ versetzte der Graf einlenkend und mit Bedeutung, „es gelingt mir aber vielleicht, Sie, mein lieber Professor, schon in den nächsten Tagen von Dingen zu überzeugen, welche noch viel sonderbarer erscheinen, als das, was Sie so eben hörten, denn ich beabsichtige, ehe ich wieder tiefer in's Gebirge eindringe, Ihnen Allen einen Besuch abzustatten. Zu Ihnen, Herr Sendelbach,“ fuhr er gegen diesen gewendet fort, „führt mich vor Allem eine egoistische Absicht. Ich wünschte nämlich zu erfahren, ob sich in Ihren Familienpapieren nicht Nachrichten über einen gewissen Hans von Sendelbach vorfinden, der unter Gustav Adolph diente, und mit dem ich sehr genau befreundet war. Er blieb bei Nürnberg, bei dem Sturme, welchen der große Schwedenkönig auf das verschanzte Lager unweit Fürth unternahm, und sein Stammbaum und mancherlei Briefschaften befinden sich noch heute in meinen Händen.“

Sendelbach's Herz schlug so heftig, daß es die Brust zu sprengen drohte. Hans von Sendelbach! Ein Stammbaum! Familienpapiere! Endlich stand die Verwirklichung seines höchsten Wunsches in

nächster Nähe vor ihm. Zwar war ihm nicht recht klar, wie er eigentlich zuerst auf diesen Wunsch gekommen, aber er hatte ihn einmal, und er war ihm zur fixen Idee geworden. Mit Ausnahme eines alten, ziemlich unleserlichen, vergilbten Papieres, auf dem der Name Sendelbach vorkam, besaß er auch keine weiteren Documente. Aber der Graf hatte welche! Obgleich ferner mit wenigen historischen Kenntnissen ausgerüstet, wußte er, als guter evangelischer Christ, dennoch genau, daß die Zeiten Gustav Adolph's längst vorüber, aber er grübelte nicht, sondern glaubte unbedingt an die persönliche Bekanntschaft des Grafen mit jenem Hans von Sendelbach. Es schwindelte ihm, und er war nicht im Stande, sogleich eine Antwort zu geben. Das Glück war zu plötzlich, zu unverhofft vor ihn getreten!

Der Graf schien seine unverkennbare Bewegung nicht vollkommen richtig zu deuten.

„Verkennen Sie meine Absicht nicht," sagte er, „aber ich habe die Gewohnheit, einen kurzen Lebensabriß und eine flüchtig gegebene Familiengeschichte aller meiner Bekannten zusammenzustellen, die mir theuer geworden sind. Darum wünsche ich von Ihnen Aufschlüsse über Ihren Verwandten; denn

daß er dies ist, zeigt die täuschende Aehnlichkeit mit Ihnen selbst."

Sendelbach hatte sich in so weit wieder gefaßt, daß er die Worte hervorbringen konnte:

„Gestatten Sie mir einen Blick in — — Ihre Papiere, in den Stammbaum?"

„Einen Blick?" versetzte der Graf freundlich, „einen Blick? Sie sind Ihr Eigenthum von diesem Augenblicke an, denn ich habe längst die nöthigen Auszüge daraus gemacht."

Unwillkürlich streckte Sendelbach die Hand aus, aber der Graf sagte ihm, daß sich Alles in Petersburg bei einem Theile seiner dort zurückgelassenen Effecten befinde, daß er aber entweder selbst dahin reisen und sie holen werde, oder, verzögere sich seine Abreise, sie wohl auch kommen lassen könne.

Das war freilich ein unlieber Aufenthalt, aber das Glück Sendelbach's wurde dennoch nur unbedeutend getrübt, und jetzt sagte der Graf:

„Auf dem linken Mainufer, etwa eine Viertelstunde abwärts von dem Städtchen Lohr in Franken, liegt ein Dorf Sendelbach. Ist dies Ihr Stammgut?"

Taubensieber, welcher sich von seiner lateini-

schen Niederlage wieder einigermaßen erholt hatte, rief heftig:

„Zuverlässig nicht! Ich kenne den Ort, und dort steht keine Spur irgend einer Ruine oder eines Raubschlosses."

„Das klingt gut," versetzte der Graf, „und würde das hohe Alter der Familie Sendelbach beweisen, denn es bedarf sehr langer Zeit, um alte Spuren eines Schlosses, welches doch höchst wahrscheinlich dort gestanden, vollständig zu verwischen. Aber wir sprechen demnächst weiter."

Er zog jetzt einen Taschencompaß und eine kleine Karte aus der Tasche, um zu sehen, wie er, mit dem geringsten Aufwand von Zeit, seine drei Freunde besuchen könne.

Der Förster war hinzugetreten und blickte in die Karte. Es waren verschiedene Linien durch dieselbe gezogen, und der Wohnort Sendelbach's und Keltenschmidt's bemerkt, so wie auch der kürzeste Weg nach Wellenfeld.

„Das Kärtchen ist gut," sagte Herr Walter. „Wenn Sie es gezeichnet haben, mache ich Ihnen mein Compliment, Sie haben allenthalben die nächsten Wege getroffen. Aber was bedeutet der Punkt da, den Sie so eben machten, von dem aus eine Linie nach meinem Hause führt?"

„Das bedeutet das ergiebige Salzlager, welches ich in Ihrem Forste aufgefunden habe," sagte freundlich der Graf, „Glück auf! Herr Förster!"

Dieser wurde todtenbleich und hielt sich fast krampfhaft an der Lehne eines Stuhles.

Sein Wald war seine höchste Idee, dessen guter und regelrechter Bestand sein einziges Ziel und Streben.

Er hatte ihn bis jetzt nicht nur in trefflichem Stande gehalten, sondern jährlich verbessert nach Kräften. Das Holz hatte einen verhältnißmäßig nicht hohen Preis, und die allerhöchsten Stellen ließen ihn deshalb gewähren, wenn er schonte und mäßige Hiebe anordnete.

Zwar war ein Eisenwerk in der Nähe, aber das war in Privatbesitz, es hielt dasselbe die Holzpreise auf dem Stande, wie es eben so recht war, aber seinetwegen schlug der Alte keinen Stecken mehr oder weniger.

Aber jetzt ein Salzwerk, ein Holzfresser mit Gradirhäusern, mit einer Menge von großen und kleinen Pfannen, die Tag und Nacht brodeln und kochen, und unter denen das Feuer niemals ausgeht, und, was das Schlimmste, mit einem Dutzend Salzbeamten, die im Walde schalten und walten würden, als wäre er ihr eigen, denn es war

vorauszusehen, daß das Werk auf allerhöchste Regie betrieben werden würde, wenigstens so lange, bis Hunderttausende hineingekrochen und der halbe Wald zum Teufel!

Das war das Glück, welches ihm der Graf gebracht, und er zweifelte nicht an der Wirklichkeit des Fundes, denn daß jener Kenntnisse besaß, hatte er wohl bemerkt, und zudem war jenes Revier im Munde des Volkes längst als ein Salzwerk bergend bekannt, und führte sogar den Namen „der Salzschlag."

„Hab' ich's so recht gemacht, alter Herr?" fragte jetzt der Graf mit treuherziger Miene.

Der Förster hielt an sich: „Wir sprechen morgen weiter, Herr Graf," sagte er mit gepreßter Stimme.

„Also Adieu! Gute Nacht, meine Herren, auf Wiedersehen!" Er ging auf seine Stube, und wie es bisweilen der Fall, obgleich es nicht eben der beste Ton, schwieg Alles einige Augenblicke nach seiner Entfernung.

Dann aber begann der Alterthümler, Taubenfieber aufzuziehen:

„Schulmeister," sagte er, „Euch hat er sauber zugerichtet! Euer classisches Alterthum und Euern

römischen Patriotismus! Am Ende hat er recht, und es ist wirklich Alles erlogen."

„Gott sei Dank," versetzte Taubensieber, „besitze ich Bildung genug, um mich durch solche unsinnige, ja läppische Reden eines halb Verrückten, wie dieser Graf, nicht berührt zu fühlen!"

„Hm!" fuhr Keltenschmidt fort, „berührt oder nicht berührt, an Eurer Stelle wäre es mir doch ärgerlich gewesen, das mit dem Lateinischen zum Beispiel! Meiner Ansicht nach habt Ihr Euch da nicht übel blamirt!"

Offenbar hatte der Alterthümler ein wenig zu tief in's Glas geguckt, aber Taubensieber mochte seine Gründe haben, sich mit ihm nicht zu überwerfen, und wandte deshalb seine ganze Ungehaltenheit gegen den Grafen.

„Der Hund," rief er, „der unverschämte, lügenhafte Hund! Aber Geduld! Ich will dem Stellenbach ein Licht anzünden, das wie eine Fackel leuchten soll, und ich hoffe, die Herren unterstützen mich, wie wir schon vorher besprochen!"

„Gut Ding will Weil haben," sagte Keltenschmidt, „und ich werde mir das Maul nicht verbrennen mit solchen Hetzereien. Habe ich einmal etwas Gründliches erfahren, so werde ich mit Herrn

von Stellenbach sprechen. Vorläufig pressirt's nicht!"

Taubensieber wendete sich an Sendelbach, aber offenbar hatte dieser, nach Tzarogy's Entfernung, kein Wort der ganzen Unterredung gehört.

Er sah jetzt mit fast stieren Blicken nach Taubensieber hin, und sagte hierauf:

„Ja, Sie haben recht, ich gäbe mein Leben für den edlen, hochherzigen Mann, und gestattet er mir es, so begleite ich ihn auf seiner Reise nach Petersburg."

Taubensieber wollte die Schulter ziehen, aber er unterließ dies, denn der Nachkomme des alten Hans von Sendelbach sah ihn so düster und unheimlich unter seinen buschigen Brauen hervor an, daß er keine Lust hatte, den kräftigen Mann zu reizen, und es war ihm selbst lieb, daß jener in seiner Gedankenabwesenheit ohne Zweifel seinen Vorschlag, gegen den Grafen aufzutreten, nicht verstanden hatte.

Sendelbach stand jetzt auf, und begab sich nach kurzem Gruße ebenfalls nach seiner Stube.

Taubensieber fuhr, nachdem jener gegangen, mit dem Zeigefinger einigemal über seine Stirn, und sagte, gegen den Förster gewendet:

„Bei dem spukt's. Die Flausen, die ihm jener Schwindler in den Kopf gesetzt, haben ihn verrückt gemacht."

Der Förster erwiderte, indem er aufstand:

„Ja, es spukt, und bei mir, glaube ich, am meisten. Es mag aber gehen, wie es will, ein Salzwerk kommt nicht in meinen Wald, so lange ich lebe. Ich will und muß morgen mit dem Herrn Grafen reden."

Taubenfieber begriff, daß auch Herr Walter abtrünnig geworden.

„Wohlan!" sagte er mit Pathos, „so werde ich allein den Kampf aufnehmen gegen diesen Hausfreund der Madame Pilatus, gegen den unverschämtesten Patron, der mir jemals vorgekommen."

Dann trennten sich Alle.

Kurze Zeit darauf klopfte es an die Thür des Grafen, der bereits im Bette lag und bis auf das Gesicht in seine Decken gehüllt war, sein Licht aber hatte brennen lassen.

Auf sein „Herein" trat Andreas Hall in die Stube, und sagte:

„Ich wollte Euer Gnaden nur die Tasche bringen, die ich noch unten hatte."

„Schön, mein Sohn," sagte der Graf, „und was weiter?"

„Hm," sagte Andreas, „ich glaube, es war gut, daß wir uns heute Abend ein wenig vor dem Fenster verschnauften, ehe wir eintraten."

„Also?"

„Nun," fuhr Andreas fort, „auf mich hat Keiner geachtet, ich aber hab's wohl gemerkt, daß sie Alle 'rum sind, bis auf den Schulmeister, der boshaftig ist, wie schon früher in der Schule. Den hab' ich auf dem Striche."

„Nun, Dir zu Liebe," sagte der Graf, „wollen wir uns morgen einen Spaß mit ihm machen. Aber was sagte Dein Herr Schwiegervater?"

„Er will mit Euer Gnaden nach Petersburg reisen."

„Es soll mir eine Ehre sein, wenn mich der Herr von Sendelbach begleiten will, und ich werde Seiner Majestät dem Kaiser — —"

Der Graf schwieg, denn Andreas lächelte auf ganz besondere Weise.

Dann fuhr er aber fort, „nun, und der Förster und Herr Keltenschmidt?"

„Dem Jäger liegt das viele Salz im Magen, was wir heute früh in der Erde verspürt haben, und der alte Keltenschmidt will's noch abwarten, bis er was anzeigt."

Der Graf zog bei dieser Nachricht eine so ab-

scheuliche Fratze, daß Andreas nicht wußte, ob er erschrecken oder lachen sollte, dann sagte er aber:

„Gut, mein Sohn, ich werde Deine Treue demnächst fürstlich belohnen. Jetzt aber gehe zu Bette, denn wir müssen morgen mit dem Frühesten aus den Federn sein."

Als er gegangen war, stand der Graf auf, um hinter ihm die Thür zu verschließen, und dann sagte er, indem er sein Licht löschte:

„Dieser Bauerjunge ist nicht die Hälfte so dumm, als es den Anschein hat, und jedenfalls gescheidter als alle die Einfaltspinsel da unten."

Dann schlief er den Schlaf des Gerechten. —

Wie es der Graf bereits am Abend angedeutet hatte, so war er sowohl, als sein zeitweiliger Diener, am andern Morgen mit dem Grauen des Tages zur Weiterreise gerüstet.

Mit dem Förster hatte er, ehe er vom Forsthause schied, ein nicht sehr lange andauerndes Gespräch, welches jedoch jenen sichtlich zu beruhigen schien, und als Tzarogy und sein Diener über die Lichtung schritten, sagte Herr Walter zu seiner Frau:

„Gott gebe der Fabrik da drunten Glück und Segen. Der Graf sagte, so lange er dort beschäftigt sei, könne er nicht daran denken, der

Regierung Vorschläge des Salzwerks wegen zu machen, ja die Sache könne sich lange hinausziehen, denn wenn Alles eingerichtet und im Gange, werde er wahrscheinlich verreisen müssen. Ich wollte, er ginge und käme nie mehr wieder. Keiner Seele soll ich etwas von jenem verwünschten Salze sagen, damit nicht Unberufene dahinter kommen. Das hätte er mir wahrhaftig nicht zu sagen gebraucht! Wenn aber nur die Anderen dem Herrn von Stellenbach keinen Floh in's Ohr setzen, damit er hübsch drunten sitzen bleibt, und mich hier oben in Ruhe läßt."

Der Graf und Andreas liefen munter durch den Wald, und es schien, als gäbe der Erste sich allerlei geognostischen oder mineralogischen Studien hin, wohl auch botanischen, denn bisweilen wälzte er mit Andreas' Hülfe große Steine von der Stelle, untersuchte den Boden unter denselben, und brachte sie dann wieder an ihren früheren Ort zurück, oder er suchte an den Wurzeln mächtiger Eichen nach Flechten und merkwürdigen Moosen, und brach an anderen Stellen die ersten Blüthen des jungen Frühlings.

Andreas war geschäftig und anstellig, und wenn es sich traf, daß ihn der Graf zurücksandte, um irgend einen Gegenstand zu holen, oder zu

suchen, den er an einer früheren Haltestelle vergessen zu haben glaubte, war er niemals ungeduldig oder mißmuthig, wenn nach eifrigem, aber erfolglosem Suchen bei seinem Zurückkommen es sich herausstellte, daß sein Herr das Verlorengeglaubte in seiner eigenen Tasche gefunden hatte.

Trotz dieses mehrfachen Aufenthalts aber kam man deshalb doch rasch vorwärts, denn der Graf schritt rüstig aus, und endlich sagte Andreas:

„Mich wundert's nur, daß Euer Gnaden so wacker springen können, da Sie doch eine so uralte Person sind."

„Mein Sohn," versetzte der Graf, „was mich so alt werden ließ, verleiht mir auch wohl jugendliche Kräfte, sag' mir aber einmal, für wie alt hälst Du mich?"

Andreas zählte an den Fingern, dann sagte er:

„Die alten lateinischen Herren, von wegen welcher sich der Schulmeister so erzürnt hat, kenne ich nicht, da Sie aber mit dem höchstseligen König Gustavus Adolphus bekannt waren, so springen schon ein paar Hundert Jahre heraus."

„So glaubst Du, unschuldiger Jüngling, also meinen Worten?" versetzte der Graf mit sichtlicher Rührung.

„Versteht sich," sagte Andreas. „Was Einem

recht, ist dem Andern billig, und wer seine Nase schimpft, schändet sein ganzes Gesicht. Das heißt, Euer Gnaden werden, mit Respect zu melden, doch nicht so dumm sein und sich älter machen, als Sie sind. Das thut ja Keiner nicht, und, e conträr, eher das Gegentheil. Und wenn ich glauben soll, daß die Erzväter und der Methusalem so steinalt geworden sind, was man doch nur von Hörensagen weiß, warum soll ich's Ihnen nicht glauben, da Sie's selbst erzählen?"

Unter diesen und ähnlichen Gesprächen war man auf eine Anhöhe gekommen, von welcher aus man einen Theil des Gebirges bequem übersehen konnte, und auch eben so eine bedeutende Aussicht über das Flachland gewann.

Man machte Halt, und der Graf zog seine Karte hervor, um sich zurecht zu finden und neue Notizen zu sammeln.

„Dort liegt der Hammer," sagte er, „dort das Schlößchen Keltenschmidt's und die paar Häuser, die Euer Dorf bilden, und dort das des alten Fräulein von Fortenberg. Nicht wahr?"

„Ja, Eure Gnaden!"

„Dort, nicht weit vom Rande des Waldes, aber doch noch in demselben, das weiße Gebäude, ist die Irrenanstalt?"

„Nä," sagte Andreas, „das ist das Narrenhaus!"

„Sind viele Kranke darin?"

„Nicht einer! Lauter Narren, pudelnärrische Kerle, es ist zum Todtlachen, wenn man ihnen von der Gartenmauer aus zusieht. Aber der Doktor drinnen curanzt sie auch gehörig."

„So, so," sagte der Graf, „jetzt aber, mein lieber Andreas, gehe für heute und morgen nach Hause. Ich werde in Wellenfeld nachsehen, ob Alles in Ordnung, und hole Dich baldigst wieder ab, damit wir unsere Wanderung weiter fortsetzen."

Er belohnte ihn anständig, und trotzdem schlich Andreas betrübt seine Wege, denn es gewährte ihm vieles Vergnügen, mit dem vornehmen Herrn durch Wald und Busch zu streifen und mit demselben zu plaudern wie mit seinen Kameraden, was der Graf nicht nur zu dulden, sondern selbst zu lieben schien.

Die Erinnerung an Gretchen Sendelbach tröstete ihn endlich wieder, und er beschleunigte jetzt seine Schritte, um ihr von seiner Reise mehr oder weniger getreuen Bericht zu erstatten. —

Was den Grafen betrifft, so fand er in Wellenfeld Alles so zu seiner Zufriedenheit bestellt, daß

er Stellenbach erklärte, er werde schon morgen einen abermaligen Ausflug machen, und er hoffe, daß man in einigen Wochen, versuchsweise wenigstens, bereits mit den Arbeiten beginnen könne.

Im Uebrigen hatte man bei Stellenbachs nun erfahren, daß Vorland Johanna entfernt hatte, und brachte mit Recht die Reise Ludwig's mit diesem Ereignisse in Zusammenhang, obgleich, wieder der Wahrheit gemäß, Niemand an eine Entführung dachte, sondern blos an einen ritterlichen Streifzug des jungen Mannes, um seine Geliebte aus der Gewalt eines Drachen, eines Riesen oder aus irgend einem bezauberten Schlosse zu befreien.

Unter den Alten aber, sowohl in Wellenfeld, als in Vorlandsberg, betrachtete man stillschweigend die Verbindung für abgebrochen. —

Wir begeben uns am Morgen des folgenden Tages in die bescheidene Wohnung Taubensieber's, welcher sich in einem kleinen Häuschen am Ende des Dorfes eingemiethet hatte, um, wie er sagte, die Aussicht auf die „Gärten" genießen zu können, und gleichzeitig in seinen Studien nicht gestört zu werden, und obgleich wir nicht so unbescheiden sind, uns in das Bereich dieser Studien einzudrängen, so können wir doch nicht verschweigen,

daß die sogenannten Gärten aus einem etwas gelblichen Grasboden bestanden, der mit Zwetschkenbäumen bepflanzt und nur hie und da, zur Sommers- und Herbstzeit, noch durch einen Streifen Krautland unterbrochen war.

Es war etwa acht Uhr, und Taubenfieber lag noch zu Bett, seinen Gedanken Audienz gebend, Vergangenes bedenkend und für die Zukunft Pläne fassend.

„Der Teufel hole die Waldkneipe drüben beim Förster," brummte er. „Man muß dort mehr Unsinn hören in ein paar Stunden, als unten bei uns in eben so viel Jahren.

Wenn ich an das dumme Zeug denke, was sie an jenem Abend geschwatzt haben von Spuk und Gespenstern, und an die lächerliche Theorie, die der junge Faselhans, der Ludwig, aufstellte von fragmentarischen Geistern, und an welche ich jenesmal fast einfältig genug war zu glauben! Und endlich gestern der alte Ignorant, der die Geschichte läugnet und noch unverschämt genug ist, zu behaupten, in jenen classischen Zeiten bereits gelebt zu haben. Aber Geduld! In unserem aufgeklärten Jahrhundert kann dergleichen nicht Bestand haben, heute noch gehe ich zu Stellenbach,

und der reiche Mann muß mir dankbar sein, wenn ich ihm den alten Gauner —"

In diesem Augenblicke klopfte es an die Thür. Taubensieber erschrak, denn aus mehrfachen Gründen liebte er diese Morgenbesuche nicht sonderlich. Er hatte hie und da ein kleines Pöstchen, im Dorfe und in den benachbarten Orten, zu berichtigen übersehen, und die langweilige Gewohnheit der Gläubiger, den Morgenschlaf ihrer Mitmenschen zu stören, ist leider allzu bekannt.

Er war also still. „Wer weiß, vielleicht geht der draußen wieder." Der aber ging nicht, und als auf mehrmaliges Klopfen abermals kein Zeichen gegeben wurde, öffnete sich die Thür, der Graf streckte, wohlwollend lächelnd, zuerst den Kopf herein, und trat dann mit freundlicher Miene ein.

Für den ersten Augenblick waren die ursprünglichen Befürchtungen Taubensieber's verschwunden, um aber gleich darauf von anderen ersetzt zu werden.

Er hatte sich vorgestern einigemal heftig gegen den Grafen geäußert, sollte derselbe, befangen in mittelalterlichen Vorurtheilen, ihn zum Zweikampfe zwingen wollen?

Der Graf war zwar die Freundlichkeit und Höflichkeit selbst, aber — Taubensieber hatte sagen

hören, daß man sich in solchen Fällen zwar anfänglich einige Grobheiten anthue, dann aber sich morde mit der außerordentlichsten gegenseitigen Artigkeit. Taubensieber besaß zwar jenen unerschütterlichen, moralischen Muth, dessen Anhänger sich unter keiner Bedingung zu der Rohheit eines Duells hergeben — es war indessen immer höchst unangenehm.

Aber auch diese Bedenken schwanden, als jetzt der Graf mit gewinnendem Lächeln sagte:

„Ich komme, mein lieber Professor, um Sie aufzuklären über Mancherlei, was ich vorgestern in Ihrer Gegenwart äußerte, um Scherz und Ernst zu sondern und zu sichten, um Sie des ersten halber um Entschuldigung zu bitten und Ihnen gleichzeitig Gelegenheit zu geben, feurige Kohlen auf mein Haupt zu sammeln, und deshalb habe ich Sie in Ihrem Tusculum aufgesucht."

Seine Augen waren mittlerweile im Tusculum umhergeschweift.

Die vier kahlen Wände, deren Tünche nicht mehr die reinste war, boten wenig Erquickliches. Es befanden sich in denselben einige Nägel, und an einem derselben hing die Toga des Gelehrten, an einem zweiten eine staubige Violine, zur Zeit noch mit einer einzigen Saite behaftet, dem tiefen

G, welches meistens am hartnäckigsten aushält. In einer Ecke stand ein Stock und ein rother baumwollener Regenschirm, die unvermeidlichste aller Unvermeidlichkeiten eines ländlichen Gelehrten. Auf dem einzigen Tische endlich lagen zwei oder drei äußerst vergriffene Bücher, unzweifelhaft der wissenschaftliche Apparat früheren scholarchischen Wirkens, und die nächtliche Studirlampe war durch ein Stümpchen Licht repräsentirt, welches in einer Flasche steckte.

Was die Garderobe Taubensieber's betraf, so schien dieselbe in einem nicht sehr großen, mit Kalbfell überzogenen Koffer verwahrt zu sein, welcher nebst zwei hölzernen Stühlen und dem bereits erwähnten Tische die sämmtlichen Möbeln der Stube bildeten.

Taubensieber war durch den Besuch des Grafen zuerst erschreckt worden, dann hatte er sich gefürchtet, und jetzt, als er den Blick bemerkte, den der Graf auf sein fast mehr als einfaches Besitzthum warf, kam er in Verlegenheit.

Aber jetzt ging mit diesem Blicke des Grafen eine merkwürdige Veränderung vor.

Er wurde leuchtend, begeistert!

Der Graf kreuzte die Arme auf der Brust und rief dann aus:

„Wie reizend, wie einfach und doch wie edel!“

Taubensieber schwieg noch immer, aber er fragte sich selbst:

„Ist der Kerl ein Narr? Oder foppt er Dich auf's Neue?“

„Ja,“ sagte der Graf, „ich habe von Ihnen Mancherlei gehört, aber ich sehe diese Gerüchte noch übertroffen.“

„Er wird gehört haben, daß ich ein Lump sei, und jetzt sieht er, daß ich ein *großer* bin,“ dachte seufzend Taubensieber.

„Geht mir mit den Heroen der Wissenschaft,“ fuhr der Graf in edler Aufwallung fort, „deren Studirstube ein Prunkgemach ist; welche, auf seidenen Polstern liegend, sich von einem betreßten Knechte auf silbernem Teller eine goldene Feder reichen lassen, mit welcher sie die Schandthaten irgend eines Purpurträgers in ein lügenhaftes Gewebe hüllen, das sie als glänzende Tugenden erscheinen läßt. Geht mir mit diesen sybaritischen, feilen und trügerischen Schandflecken der Wissenschaft.

Schweigt mir von jenen Gelehrten, die sich mit einem nichtigen Nimbus von Globen und Folianten, von Schädeln und Wappen umgeben. Auf ihrem Arbeitstische liegen Stöße von Manuscripten, stehen Antiken und Götzenbilder, die Wände ihrer

Stube sind mit Büchern bedeckt, und in der Fensternische erinnern großblätterige exotische Pflanzen an die Welt der Tropen.*)

Ihr Gemach ist angefüllt mit eitlem Tand, aber ihr Herz ist leer, und das Wissen, welches ihr Kopf bergen sollte, steckt in ihren Büchern.

Hier in diesem einfach gehaltenen Raume ist nichts von alledem, aber der Kopf seines Bewohners enthält Schätze der Wissenschaft, und sein Herz glüht von Begeisterung und Menschenliebe."

Der Graf zeigte bei diesen Worten mit theatralischem Anstande nach Taubensieber, und machte eine Pause.

Bisher hatte dieser geschwiegen, theils, weil ihn der Graf nicht zu Wort kommen ließ, theils aber auch, weil er nicht recht wußte, was er sagen sollte. Jetzt aber sagte er:

„Verzeihen Sie, Herr Graf, aber ich weiß eigentlich immer noch nicht, was mir die Ehre Ihres Besuchs verschafft?"

„Das will ich Ihnen sagen," versetzte dieser.

Und dann trat er an das Bett des bis an den Kopf verhüllten Taubensieber's, und nahm ohne viele Umstände auf dessen Unaussprechlichen und

*) Wer sich nicht selbst zum Besten haben kann,
Der ist gewiß nicht von den Besten! Goethe.

einigen anderen eben so unentbehrlichen Kleidungsstücken Platz, welche der Gelehrte am Abend vorher auf den dort stehenden Stuhl geworfen hatte.

Was er ihm aber eröffnete, war ungefähr Folgendes:

Bei seinen Wanderungen durch das Gebirge hatte Tzarogy augenfällige und unläugbare Spuren einer ausgebreiteten römischen Colonie gefunden. Reste befestigter Lager, Wälle, Ruinen von Castellen, Römerstraßen, Alles, was das Herz eines Römerfreundes erquicken und erfreuen konnte.

Aber das Herz des Grafen war nicht erquickt, nicht erfreut, es war im Gegentheil mit Traurigkeit erfüllt, und fast wäre eine männliche Thräne seinem Auge entrollt.

Er schwärmte für den Fortschritt, für die Cultur, aber er wollte auch das Alte erhalten wissen, damit es Zeugniß gäbe für das allmälige Vorgehen des Menschengeistes.

Leider aber sah er, daß der Pflug die Schriftzüge löschte, in welchen die Regeln der römischen Befestigungskunst auf das Feld geschrieben waren, und daß die Baulust die letzten Reste der classischen Mauern verschleppte, um lucrative Neubauten aufzuführen.

Freilich war das schlimm, aber bis jetzt war

nur wenig verloren, wenn ein tüchtiger Gelehrter sich sogleich an's Werk machte, Alles aufzeichnete und beschrieb, und so durch den Buchstaben erhalten wurde, was fleißige oder rohe Hände draußen zerstörten.

Aber des Grafen Zeit und Kraft war bekanntlich absorbirt, und dann mußte er, über kurz oder lang, höchst wahrscheinlich verreisen; bis er wiederkehrte, konnte für die Wissenschaft ein unersetzlicher Verlust stattgefunden haben.

Also jetzt mußte sogleich und unverzüglich an's Werk geschritten werden, und der Graf hatte Taubensieber auserlesen, der gelehrten Welt diesen Dienst zu leisten.

Dieser sah den Grafen starr an, er war sich leider bewußt, von allen diesen Dingen nicht die Spur zu verstehen, und hatte, mit Ausnahme einer einzigen Stelle im Gebirge, auch von römischen Ueberresten in der Gegend nie das Mindeste vernommen.

Dies war eine in gerader Richtung verlaufende Lichtung, welche Einige eine Römerstraße nannten, Andere aber als einen sogenannten Rennweg bezeichneten, aus den Zeiten der Parforcejagden herstammend.

Er sagte das dem Grafen, und fügte auch bei, daß er zweifle, dieser Aufgabe gewachsen zu sein,

im Falle auch andere Reste in der That vorhanden.

„Sie sind zu bescheiden, wie leider ein großer Theil unserer Gelehrten, wenn gleich, Gott sei Dank, nicht alle," sagte der Graf. „Aber merken Sie wohl, ich kenne Sie besser als Sie sich selbst."

Dann begann er ihm das Nähere auseinander zu setzen.

Selten hatte er einen Mann getroffen, welcher einen so lebhaften Sinn für das classische Alterthum in sich trug, als Taubensieber. Er, der Graf, würde diesen wecken. Beide zusammen wollten das Gebirge durchziehen, und er würde Taubensieber auf alles Nöthige aufmerksam machen. Flüchtig würde der Graf das Alles zu Papier bringen, und Taubensieber solle dann die Ausarbeitung besorgen.

„Wo Ihnen etwas entfallen ist, helfe ich nach," sagte Tzarogy, „ja, mit Vergnügen bearbeite ich ganze Kapitel; Zeichnungen und Pläne besorge ich ebenfalls, und die Druckkosten bestreite ich natürlich eben so. Aber splendit muß gedruckt werden, Velinpapier, groß Folio und der Titel etwa:

Genaue und ausführliche Beschreibung der ehemaligen großen römischen Colonie, der Castelle und befestigten Lager unweit Vor-

landsberg. Beschrieben und herausgegeben von Professor J. C. R. S. Taubensieber in Wellenfeld. Selbstverlag.

„Die Ehre," fuhr der Graf fort, „wird für Sie, lieber Professor, freilich die Hauptsache sein müssen, und kaum werden mehr als drei- oder viertausend Gulden als Ihr Honorar eingehen. Sie müssen das eben als ein kleines Taschengeld betrachten und sich mit dem Ruhme begnügen."

Taubensieber schwindelte der Kopf.

Velinpapier! Groß Folio! Professor Taubensieber! Viertausend Gulden!

Wie würden sich die Pfaffen ärgern, welche ihn stets, seiner freisinnigen Ansichten halber, mißliebig angesehen hatten, wie würden die Einfaltspinsel verstummen, welche bisweilen, freilich fruchtlose, Versuche machten, ihn zu hänseln, wenn er in der Schenke dann und wann den Mund etwas allzu weit aufgethan, und wie würde endlich sein Ansehen steigen bei seinen Anhängern, wenn jenes Prachtwerk erschienen sein würde.

Was den Titel Professor betraf, so beschloß er denselben wirklich anzunehmen.

Zwar haßte er Rang und Würden, eigentlich aber doch vorzugsweise nur bei Anderen, und bei

Subjecten, welche man unverdient mit Ehren überhäuft hatte.

Das Honorar endlich, die viertausend Gulden! Das gräßliche Wort „Selbstverlag" trat nicht erschütternd und lähmend vor die Seele des beginnenden Autors, der noch unschuldig und unbewußt war, wie ein Säugling, in dergleichen kitzlichen Dingen, und er überlegte nur, bis wann jene wünschenswerthe Summe in seine Hände gelangen könnte.

Ein anderes Gespenst aber stieg jetzt drohend vor ihm auf: Keltenschmidt, der ein wirklicher Alterthumsforscher und Kunstkenner war. Welches war der Grund, der den Grafen bestimmte, nicht jenen zu bevorzugen? Denn daß die wissenschaftlichen Autoritäten der Umgegend von ihm gemustert worden waren, bezweifelte er nicht.

Er beschloß sich hierüber Aufklärung zu verschaffen, und sagte:

„Wenn der Herr Graf wirklich glauben, daß ich dem Unternehmen gewachsen bin, und mich Ihrem Versprechen gemäß darin unterstützen wollen, so will ich mich nicht sträuben; aber — sollte, ich spreche im Interesse der Wissenschaft, nicht ein Würdigerer vorhanden sein, Keltenschmidt zum Beispiel?"

Er erschrak fast, als er den Namen genannt hatte. Wenn der Graf vielleicht doch nicht an jenen gedacht hätte? Wenn jetzt Bedenken unerwartet in ihm aufsteigen würden?

Aber seine Besorgnisse wurden sogleich zerstreut.

Der Graf zog eine sauere Miene und sagte mit gedämpfter Stimme, als fürchte er einen Lauscher:

„Pst! schweigen Sie mir von dem. Er versteht sich so ziemlich auf das Mittelalter, aber von unserer Liebhaberei, vom classischen Alterthum, kennt er nichts, gar nichts! Jetzt aber," fuhr er mit erhobener Stimme fort, „jetzt heraus aus den Federn, und rasch in die Kleider. Nun, nachdem Sie zugesagt, müssen wir sogleich an's Werk gehen, und noch im Verlauf des Morgens soll ein gutes Stück Arbeit gethan werden!"

Taubenfieber erschrak auf den Tod. Unklar hatte schon längst die Befürchtung vor ihm gestanden, daß er in Gegenwart des Grafen werde aufstehen sollen, und jetzt war dieser Moment gekommen.

Bisher hatte blos sein Antlitz aus der Bettdecke geblickt, aber dicht unter diesem Antlitze begann eine wollene Nachtjacke seinen Körper zu bedecken, welche selbst höchst gemäßigten Ansprüchen

der Reinlichkeit Vieles, ja fast Alles zu wünschen übrig ließ, und unter dieser Tunica recta befand sich, lateinisch kann man's ja wohl nennen, die Tunica interior, keineswegs, hinsichtlich der so eben erwähnten Ansprüche, in besserem Zustande als die Tunica recta, die Wollenjacke.

Taubensieber bediente sich mit Vorliebe der Vorhemdchen, welche, gleich dem Mantel der christlichen Liebe, Vielerlei bedecken.

Sein gräflicher Gönner schien indessen von diesen Mißhelligkeiten keine Ahnung zu haben. Er trat an's Bett und machte, indem er: „Vorwärts, vorwärts!" rief, Anstalt, die schützende Decke von dem Liegenden hinwegzuziehen.

„O, Herr Graf," rief Taubensieber, krampfhaft von innen die Decke festhaltend, „in Ihrer Gegenwart! ich kann nicht, die Schamhaftigkeit!"

Der Graf trat verwundert einen Schritt zurück:

„Schamhaftigkeit," rief er, „Schamhaftigkeit! Giebt es unter aufgeklärten Männern, wie wir, ein Wort wie dieses? Trugen die ölgesalbten Ringkämpfer der Römer Hosen? Hatte mein Freund Wau-Wau-Tschuck-Tschuck, Beherrscher der Goldküste, ein Hemde? Nein, und obgleich er einer der liebenswürdigsten Cannibalen war, welche ich kennen lernte, so war er doch an gewöhnlichen

Tagen blos mit einer Halskette bekleidet, welche aus den Zähnen aufgespeister Günstlinge gefertigt war, und bei festlichen Gelegenheiten trug er einen rothen Frack, an welchem aber die Schöße fehlten, und den er von einem englischen Schiffscapitän zum Präsent erhalten. Gedenken Sie ferner der ruhmgekrönten Sansculotten! Also spricht das classische Alterthum, die Menschheit im Zustande kindlicher Unschuld, und die aufgeklärte Neuzeit gegen Ihr Vorurtheil. Vorwärts!"

„Sehen Sie wenigstens zum Fenster hinaus!" rief Taubensieber fast weinerlich.

Der Graf zog die Schultern und trat an's Fenster, mit scheinbarem Interesse die entlaubten Zwetschenbäume betrachtend, während Taubensieber die Tunica recta hastig abwarf, selbe in seinem Lager barg, und dann schleunigst sich zu bekleiden begann.

Plötzlich aber wandte sich der Graf:

„A propos, lieber College, Sie werden doch Ihr Buch nicht etwa in lateinischer Sprache abfassen wollen?"

„O Gott, nein, auf Ehre nicht," rief Taubensieber, „Deutsch, Alles Deutsch und für Jedermann verständlich!"

„So liebe ich's," sagte der Graf, „aber Ihr Gelehrten habt manchmal Eure Eigenheiten!"

Er blickte abermals durch's Fenster, und wandte sich nur wieder, als Taubensieber eben beschäftigt war, mit einem einigermaßen fragmentarischen Kamme sein Haupthaar zu ordnen.

„Wie stutzerhaft!" sagte Tzarogy. „Aber jetzt kommen Sie, und versparen Sie das Waschen auf morgen oder übermorgen. Gott sei Dank, sind wir Beide weder Juden noch Türken, welche wie die jungen Enten in jedem Wasser herumpudeln, dessen sie ansichtig werden."

Gleich darauf verließen Beide das Tusculum und schritten wohlgemuth in den frischen, sonnigen Morgen, wenn gleich derselbe sich bereits dem Mittag zu nähern begann.

Drittes Kapitel.

Einer der ersten Gänge Ludwig's in der Stadt war ein Besuch bei der Tante Fortenberg, denn trotz ihrer Eigenheiten verehrte und schätzte er dieselbe, und hoffte nebenher, oder vielmehr vorzugsweise, von ihr Aufschlüsse über den Ort zu erhalten, an welchen Johanna gebracht worden war.

Die alte Dame empfing ihn, wie gewöhnlich, freundlich, indessen mit strenger Beibehaltung alt herkömmlicher Formen, sie setzte dieselben aber ein wenig bei Seite, als sie die Gründe erfuhr, weshalb sich Ludwig in der Stadt befand.

„Daß Ihr Herr Vater eine Fabrik anlegt," sagte sie, „dagegen habe ich nichts einzuwenden. Eine Liebhaberei, etwas, woran das Herz hängt, muß eigentlich Jeder haben, mag man es nun Geschäft, Studium oder schlechtweg Vergnügen nennen. Und nebenbei gesagt, glaube ich, daß

er in den besten Händen ist. Mein Herr Vetter aber, der alte Narr (verzeihen Sie, Herr von Stellenbach), der Vorland, hat eine unbegreifliche Thorheit begangen. Weiß er nicht, daß die ganze Familie compromittirt ist durch eine auf solche Art und ohne allen Grund rückgängig gemachte Heirath? Die arme Johanna! Und Sie haben gar keinen Anhaltepunkt, wohin das arme Kind gebracht worden ist?"

Ludwig verneinte und sagte, daß er sie suchen und finden werde. Dann fügte er aber hinzu, daß auch seine Eltern einen Theil der Schuld trügen, und sich gegen ihn auf eine ganz eigenthümliche Weise benommen hätten. Höchst wahrscheinlich sei, durch irgend ein Mißverständniß, ein Zerwürfniß zwischen Vorland und den Seinigen entstanden, warum aber und in welcher Art, sei ihm ein Räthsel geblieben.

Seine Mutter habe ihn zum Theil unverständliche, zum andern wenig tröstliche Worte gegeben, sein Vater sei ihm ersichtlich ausgewichen, und Vorland wäre in hohem Grade aufgeregt und unangenehm gewesen.

„Ja, ja," rief Tante Fortenberg, „so ist er, ich kenne das, er hat zu Zeiten höchst widerhaarige und ungehobelte Manieren, welche vollständig un-

schicklich für einen Cavalier sind. Aber es ist schon recht! Ich weiß sehr wohl, daß sie mich drüben, in Vorlandsberg, als eine Arte alte Erbtante betrachten, die sie, wie man sich pöbelhafter Weise auszudrücken pflegt, für's Haus abschlachten wollen, gerade so, als wenn ich oder andere Tanten gewisse Thiere wären, welche man fett zu machen oder zu mästen pflegt. Aber ich will's ihnen zeigen! Sie kriegen keinen Pfennig, und ich vermache Alles an ein Spital oder an irgend eine andere wohlthätige Stiftung."

Ludwig konnte sich nicht enthalten zu lächeln.

„Gnädiges Fräulein," sagte er, „Gott gebe Ihnen ein langes und fröhliches Leben, aber wenn ich nicht irre, so sollte ja dereinst Johanna, Ihr Liebling, Ihre Erbin sein? Dann wäre ja die am meisten gestraft."

Die Tante konnte nicht umhin, selbst zu lachen, und sagte:

„Sehen Sie, Herr von Stellenbach, so geht es, wenn man sich von der Leidenschaft hinreißen läßt. Es kommt dabei meistens einfältiges Zeug heraus, und fast immer irgend eine Unschicklichkeit, und Unschicklichkeiten sind der Anfang von allem Verkehrten und Schlimmen auf der Welt. Zuverlässig aber war es eine große Unschicklich-

keit, Ihnen gegenüber von meinem Testamente zu sprechen. Da wir aber einmal auf dieses Kapitel gerathen sind, wissen Sie, daß es sich eigentlich durchaus nicht schickt, daß Sie da allein hinaus in die Welt wollen, um Johanna aufzusuchen?"

„Soll ich meine arme Johanna denn irgendwo in Trübsal und Ungewißheit sitzen lassen," sagte Ludwig, „und dann, gnädiges Fräulein, die alten Ritter haben ja vor Zeiten auch die Dame ihres Herzens aufgesucht, wenn sie von irgend einem verstockten Zauberer, einem ungeschlachten Riesen, einem Drachen oder sonst einem boshaften Räuber entführt wurde."

„Hm, ja!" sagte das Fräulein von Fortenberg, „man liest dergleichen. Aber abgesehen davon, daß mich der junge Herr da mit dem alten Ritterwesen bestechen will, so haben sich doch gewissermaßen die Zeiten geändert, und es passen allerlei Dinge heutzutage nicht mehr so recht wie vordem. Da Sie aber, wie es scheint, von dem Gedanken nicht abzubringen sind, so möchte ich fragen — oder wollte ich mir erlauben — ich hoffe aber, daß Sie mir das nicht übel nehmen," — sie stockte.

„Um Gottes willen!" rief Ludwig eifrig, „was sollte ich denn übel deuten, befehlen Sie nur!"

„Nun, wenn man eine größere Reise vornehmen will," sagte die Tante, ersichtlich noch immer ein wenig verlegen, „so tritt bisweilen der Fall ein, daß man — daß man ganz unvorhergesehene Ausgaben zu machen gezwungen ist, und in gewisse Verlegenheiten geräth, und wenn Sie im Augenblicke eben nicht hinlänglich — — nun aber, Sie müssen doch errathen haben, was ich will, und es ist eigentlich wieder eine Unschicklichkeit."

Aber sie schienen sich häufen zu wollen, diese Unschicklichkeiten, denn Ludwig sprang auf und ergriff, gegen alle Regeln des Anstandes, die Hand der Tante, welche sie ihm, quel horreur! auch willig überließ, und rief fast gerührt:

„Tausend Dank, liebes gnädiges Fräulein, ich errathe freilich, was Ihre Güte mir anbietet, aber ich bin in reichlichem Maße mit Geld versehen."

Dann erzählte er ihr, daß er sogleich nach seiner Ankunft in der Stadt zu einem Banquier gegangen, und bei demselben, ohne alle Anstände, eine ziemlich bedeutende Summe erhoben habe.

Die stolzen Voraussetzungen seiner Mutter und die ängstlichen Bedenken seines Vaters waren also in Erfüllung gegangen, aber die Tante

schüttelte den Kopf, obgleich sie ihm nicht gänzlich Unrecht geben konnte.

Dann überlegte Ludwig mit seiner neuen Bundesgenossin, denn das war die Tante unbedingt geworden, ob er sogleich abreisen, oder noch einige Tage in der Stadt bleiben solle.

Man entschied sich für das Letztere, denn es war möglich, daß dort vielleicht auch irgend ein leitender Faden gefunden werden konnte, während es allzu abenteuerlich und wenig Hoffnung gewährend gewesen sein würde, ganz auf Gerathewohl in die Welt zu ziehen.

Als Ludwig am nächsten Tage in das Haus des Präsidenten kam, traf er abermals die Tante Fortenberg dort, etwas über Johanna aber konnte er nicht erfahren. Man wußte nichts von ihrer Abreise, oder gab sich wenigstens den Anschein, nichts davon zu wissen, und eben so wenig schien das Zerwürfniß der beiden Familien irgend Jemandem bekannt zu sein.

Die Präsidentin fragte unbefangen nach dem Befinden Johanna's, und als Ludwig auf gleiche Weise und ebenfalls mit scheinbarer Unbefangenheit die besten Nachrichten von derselben überbrachte, sah er das Auge der Tante in freudiger Anerkennung glänzen und seinen Tact beloben.

Sie erkannte jetzt an, daß der junge Mann wisse, was „schicklich" sei, und gelobte sich im Stillen, seine Pläne und Unternehmungen auf jede mögliche Weise zu unterstützen.

Schon war Ludwig im Begriffe, sich zu empfehlen, als der Präsident mit dem Doctor Brunner erschien, und jetzt lenkte sich das Gespräch auf das Unternehmen von Ludwig's Vater, welches man belobte, und über dessen Gelingen man keine Zweifel zu hegen schien. In gleichem Sinne sprach man sich äußerst vortheilhaft über den Grafen aus, und Ludwig stimmte in dieses Lob mit ein, denn jener war während der letzten schlimmen Tage in Wellenfeld eigentlich allein unbefangen, ja liebenswürdig gegen ihn gewesen.

Während dieser günstigen Urtheile über Tzarogy beobachtete die Tante Fortenberg ein geheimnißvolles, fast auffälliges Schweigen, und deshalb befragt, sagte sie:

„Ich halte ihn für einen großen Mann. Ueber das Wunderbare und Unbegreifliche seiner Existenz aber kann ich mich jetzt noch nicht aussprechen. Ich bin mir noch nicht klar über so Manches, aber ich hoffe es zu werden, und man wird dann staunen.

Mehr war aus ihr nicht herauszubringen;

als aber die Präsidentin einiger wunderbaren Curen erwähnte, welche der Graf ganz im Geheimen ausgeführt haben sollte, sagte der Präsident lächelnd:

„Nimm Dich in Acht, meine Liebe, wir haben hier den Doctor, der ohnehin gar Mancherlei an dem Grafen auszusetzen hat; wenn er erfährt, daß dieser ihm in's Handwerk pfuscht, so giebt es Geschichten."

Der Doctor schüttelte das Haupt: „Wo ist die Grenze?" sagte er.

„Welche Grenze?"

„Nun," erwiderte Brunner ausweichend, „ich meine eben, daß sich die Extreme berühren."

Als später der Präsident mit seiner Gemahlin allein war, sagte die Letztere:

„Findest Du nicht auch, daß sich der Doctor auffallend verändert hat. Er war zwar immer ernst, konnte aber bisweilen doch auch recht heiter sein, und ließ namentlich selten eine passende Gelegenheit vorübergehen, irgend einen Sarkasmus an den Mann zu bringen. Jetzt ist er düster, stets in sich gekehrt und schweigsam. Was mag das wohl für einen Grund haben?"

„Ich weiß das doch nicht," versetzte der Präsident, „ich finde ihn kaum verändert."

In der That aber hatte er längst die gleiche Beobachtung gemacht, und wußte selbst den Grund dieser Veränderung, aber er fand es unnöthig, denselben kund zu geben. —

Ludwig hatte noch einige Besuche bei Bekannten und Freunden seines Vaters gemacht, aber Niemand schien das Mindeste von Johanna zu wissen, und er war in Zweifel, ob er in anderen Kreisen seine Nachforschungen fortsetzen, oder auf Gerathewohl seine Reise beginnen sollte.

Da erhielt er später am Nachmittage eine Botschaft von dem Fräulein von Fortenberg, welche ihm bedeutete, sich möglichst bald zu ihr zu verfügen, und als er natürlicherweise sogleich Folge leistete, fand er zu seinem Erstaunen und Vergnügen Gretchen Sendelbach, welche erst vor kurzer Zeit eingetroffen war. Die Tante, welche früher nicht zum besten auf das junge Mädchen zu sprechen war, da ihr der vertraute Umgang mit Johanna nicht gefiel, hatte jetzt allen Groll vergessen, und war freundlich und herzlich gegen sie, und diese begann jetzt zu berichten.

Sie hatte bei ihrem Vater Einkäufe vorgeschützt, welche sie für ihre zukünftige Haushaltung zu machen habe, in der That aber war sie nur Johanna's halber gekommen, da ihr deren Ent-

fernung, so wie die Vorgänge in Wellenfeld und Vorlandsberg, welche sie theilweise erfahren, schwer auf's Herz gefallen waren.

Sie hatte Johanna anfänglich bei der Tante zu finden gehofft, und war, wenn gleich widerstrebend, zu dieser gegangen, als sie sich aber getäuscht sah, brach sie, trotz des freundlichen Empfangs der alten Dame, dennoch in Thränen aus.

Dann erzählte sie, daß der Herr von Vorland seine Tochter bis zur Stadt gebracht, aber den Kutscher von da wieder zurückgeschickt habe. Wenige Tage darauf sei er selbst wieder zurückgekommen, aber über den Ort, an welchen er von da aus Johanna geführt, beobachte er gegen Jedermann ein hartnäckiges Stillschweigen.

„Ich finde es im höchsten Grade unpassend, daß er sie nicht in meine Obhut gegeben hat," rief die Tante aufgebracht, und als Ludwig lächelte, sagte sie:

„Bilde sich der junge Herr nichts ein! Hätte der Papa sie mir anvertraut, so hätte weder der Herr Ludwig, noch sonst Jemand sie zu sehen bekommen. Nun er aber solche Streiche macht, und das arme Kind weiß Gott wohin schleppt, wollen wir sehen, wer am klügsten ist!"

„Weit von hier entfernt kann sie nicht sein," sagte Ludwig, „da er so rasch wieder heimgekehrt ist."

„Ach, das weiß Niemand," rief Gretchen, „ihre eigene Mutter nicht, und auch der Graf weiß nichts, der, wie sie draußen sagen, doch Alles weiß."

Dann berichtete sie, wie sowohl sie selbst, als auch ihr Geliebter, Alles aufgeboten hätten, in Vorlandsberg etwas zu erfahren, aber Alles sei fruchtlos gewesen. Mit ihrem Vater sei nichts anzufangen, er denke und träume einzig und allein von dem Stammbaume, den der Graf ihm nächstens verschaffen werde, und obgleich sie ihm diese Freude gönne, so sei es ihr doch unlieb, daß er für sonst nichts weiter mehr Sinn habe.

„Glaubst Du wirklich, mein Kind," sagte die Tante ernsthaft, „daß Dein Vater einen Stammbaum hat, oder bekommen wird?"

„Warum nicht," versetzte Gretchen. „Er ist so fest davon überzeugt, daß ich es wohl glauben muß."

„Du bist ein gutes Kind," sagte die Tante, „weil Du ein so festes Vertrauen auf Deine Eltern hast, denn Kinder sollen diesen Alles glauben, wenn auch bisweilen ein wenig starke Dinge

da mit unterlaufen und verlangt werden. Wenn aber der Graf wirklich der ist, für den ich ihn halte, so bekommt Dein Vater seinen Stammbaum, darauf kannst Du Dich verlassen."

Ueber Vorland, erzählte Gretchen weiter, wären sonderbare Gerüchte im Umlaufe. Entweder habe er ganz unerwartet außerordentlich viel Geld bekommen, oder er bekäme es doch nächstens, und die Einen behaupteten, der Graf habe einen Schatz gefunden in der alten Burg, Andere wollten wissen, er habe Vorland ein bedeutendes Kapital vorgestreckt. So viel aber sei sicher, daß Letzterer fest beschlossen habe, die alte Burg wieder aufzubauen, und bereits mit allerlei Werkleuten von der Sache gesprochen habe.

Als sie endlich erfuhr, daß Ludwig beabsichtige, demnächst eine Fahrt zu unternehmen, um Johanna aufzusuchen, rief sie:

„Ach, Herr Ludwig, das ist brav von Ihnen und sieht Ihnen ganz ähnlich. Aber allein können Sie doch nicht in der Welt herumlaufen. Wissen Sie was? Ich schicke Ihnen meinen Andreas, der muß als Ihr Diener mit Ihnen gehen. Ich weiß wohl, Sie halten ihn für ein wenig einfältig, es ist aber nicht so arg. Ich weiß das wahrhaftig besser."

„Wenn Du Dich so lange von Deinem Andreas trennen kannst," versetzte Ludwig, „so mag er mich begleiten als mein Sancho Pansa."

Gretchen sagte: „Ich kenne den Herrn nicht, von dem Sie da sprechen, auf den Andreas aber können Sie sich verlassen, geben Sie Acht, er leistet Ihnen gute Dienste. Morgen aber laufe ich hinaus und schicke ihn."

Als endlich Ludwig von der Tante Abschied nahm, sagte er:

„Da scherze ich, und vergleiche mich mit dem edlen Ritter von La Mancha, aber obgleich meine Fahrt nicht viel weniger abenteuerlich ist, als die seine, so bin ich doch innerlich trübe gestimmt. Der Himmel weiß, wo mein armes Mädchen jetzt sich härmt und quält, und noch steht's im weiten Felde, ob es mir gelingen wird, sie zu finden."

„Gott wird Alles zum Besten lenken," versetzte die alte Dame. —

Sehen wir uns, bis Ludwig die Vorbereitung zu seiner Reise getroffen haben wird, ein wenig nach dem Doctor Brunner um, und nach Regine, von welcher wir lange nicht mehr gesprochen haben.

Glücklicher Weise machten es die Honoratioren der guten Stadt, zum größten Theil wenigstens,

genau wie wir, und wenn sich noch irgend Jemand mißbilligend oder bedauernd über die Verirrung des Doctors aussprach, so waren es vorzugsweise Mütter, welche sich im Besitze heirathsfähiger Töchter befanden, die im Augenblicke eben ohne zweckmäßige Verehrer waren.

Die übrigen Frauen, und eben so die Männer, kümmerten sich wenig oder gar nicht mehr um die arme Regine, und das zwar die Frauen, denn ihnen gebührt der Vorrang, weil sie häßlich war.

Sie hatten erfahren, und einige vielleicht sich wohl auch durch Selbstansicht überzeugt, daß das betreffende Geschöpf keine große, starkgebaute Person mit schwarzen Haaren und frechen Augen, und eben so wenig eine schlanke und doch dabei mit einer gewissen Runde begabte, blondhaarige, blauäugige, rosenwangige Verführerin war, sondern ein armes, mageres, blasses Wesen, zum Ueberflusse krank, und also jeglichen Reizes entbehrend.

Man fand es also nicht der Mühe werth, sich über ein solches Ding zu ärgern, oder in tugendhafte Entrüstung zu gerathen, und sagte höchstens, man hätte dem Doctor einen besseren Geschmack zugetraut, oder es sei eine Schande für einen Mann wie ihn, der eigentlich gar nicht übel sei,

seine Neigung einer so unbedeutenden und häßlichen Creatur zuzuwenden.

Was die Männer betrifft, so kümmerten sie sich genau aus demselben Grunde um das arme Mädchen nicht mehr.

Man hat stets ein gewisses Interesse an der Freundin eines „Freundes," wenn sie hübsch ist, und obgleich wir uns nicht anmaßen, den Grund dieser freundlichen Gesinnung entdeckt zu haben, so glauben wir doch überzeugt zu sein, daß das Factum seine Richtigkeit hat. Ist aber die Freundin häßlich, so verschwindet jene freundschaftliche Theilnahme, ja man bedauert nicht einmal den schlechten Geschmack des Freundes, sondern sagt höchstens, daß der Geschmack überhaupt eben außerordentlich verschieden sei.

Aus einer und derselben Ursache, wenn gleich aus verschiedenen Gründen, war also eine Nachsichtigkeit gegen den Doctor hervorgegangen, welche ihm gestattete, vollkommen ungestört und unbeachtet seine Regine zu besuchen.

Folgen wir ihm bei einem solchen Besuche.

Sie saß am geöffneten Fenster, durch welches die milden Strahlen der Frühlingssonne hereinfielen, und blickte über den Wall hinweg auf das Feld und die Gärten, in welchen das Grün der

Knospen und jungen Blätter bereits muthig den Kampf begonnen mit dem Grau der Aeste und Zweige. Das Grün, das reizende Grün, die Farbe der Hoffnung und des Frühlings mit seinen lieblichen Erinnerungen und seinen reizenden Versprechungen!

Draußen in den Gartenwohnungen und Lusthäusern hatte man die Thüren und Fenster geöffnet, an einigen derselben standen bereits Töpfe mit blühenden Blumen, und die Treibhäuser hatten einen Theil ihrer Winterschützlinge bereits abgegeben an sonnige Stellen der Gärten, an in frischem Grün prangende Rasenplätze, und an mit gelbem Sand bestreute breite Wege.

Man kommt keiner Jahreszeit so eilig entgegen, als eben dem Frühling, und vergißt keine derselben so bald wieder, indem man ihn vor der Zeit für den Sommer anspricht, oder wohl auch als kalt und unfreundlich verlästert, wenn sich der Nordwind an seine Sohlen geheftet, oder wenn er sich allzu lange mit seinem grauen Regenmantel bekleidet hat.

Die wenigen Vögel, welche das Leben in der Stadt jenem auf dem Lande vorziehen, und die in den Gärten, welche sich einbilden, ächte Land- und Feldvögel zu sein, vollführten ein eifrig ge-

schäftiges Treiben. Sie trugen Strohhalme, Moos, Federn und hundert ähnliche Dinge in ihren Schnäbeln durch die Luft, und schwatzten, schalten und kosten in ihrer Sprache, waren sie eben nicht mit solcher Last beschwert.

„Sie bauen Nester," sagte Regine zu Brunner, der an ihrer Seite saß, „und richten sich ein für ihren Sommerhaushalt, das haben wir nicht nöthig mit so viel Mühe und Wesens zu thun. Du bringst mir morgen ein paar Blumentöpfe hier für meine Fenster, und dann ist mein Sommernest fix und fertig."

„Ja Deines," versetzte der Doctor, indem er zu scherzen versuchte, „aber nicht unseres, und das ist nur Deine Schuld."

„Heinrich," sagte sie freundlich-ernst, „warum suchst Du, der edelste, beste und verständigste Mensch, also hartnäckig Dich selbst und mich zu täuschen? Sieh mich an. Sehe ich aus wie ein junges Mädchen, oder wie eine Braut?"

Er hatte ihre Hand erfaßt, aber er blickte sie nicht an:

„Sprich nicht also!"

„Und warum nicht? Selbst wenn Du ein Laie wärest, dürfte ich also mit Dir sprechen und Dir wiederholen, was mir mein Spiegel sagt und —

meine Brust, meine arme, kranke Brust, die Dich unglücklicher macht als mich."

Was sollte er ihr sagen! Sie war abgemagert und gealtert um Jahre in wenig Monden, und daß sie rettungslos verloren, war allzu sicher. Aber durfte, konnte er ihr das sagen? Er sprach von erneuten Hoffnungen, von ähnlichen Fällen mit unverhofft günstigem Ausgange. Er gestand ihr, daß er Bange gehabt während des Winters, nun aber die milde Jahreszeit gekommen, habe er wieder frischen Muth.

Sie aber lächelte freundlich, indem sie das Haupt schüttelte, dann sagte sie:

„Heinrich, ich habe auch Muth, den Muth, Dich zu verlassen, Dich, der Du mir das bischen Liebe mit so viel Edelmuth, Sorgfalt und Aufopferung lohnst."

„Du sagst Edelmuth, Sorgfalt, Aufopferung, warum sagst Du nicht auch Liebe? Habe ich Dich nicht geliebt, liebe ich Dich nicht jetzt noch?"

„Ja," erwiderte sie, und ihre Stimme zitterte, „Du liebst mich, liebst mich mehr, als recht ist, und mehr, als ich je hätte dulden sollen, denn, ach, ich weiß es nur zu gut, ich war die Wolke, die zwischen Dich und die Sonne Deines Glückes trat, ich war das hemmende Gewicht an Deinen Soh-

len, welches Dich hinderte, kühn vorwärts zu schreiten auf der Bahn, die Du bereits ruhmvoll betreten, und ich bin es wieder, die jetzt bittern Wermuth in den Becher Deines Lebens träufelt, und dennoch — Gott mag mir vergeben — ich kann nicht anders!"

Und es lag eine solche Welt von Zärtlichkeit im Tone ihrer Stimme und in ihrem Auge, daß der Liebende den Arzt vergaß und sie in seine Arme schloß.

„Heinrich," sagte sie jetzt mit fast freudigem Ausdrucke, „Heinrich, sieh, es wird Alles gut werden. Ich werde von Dir gehen, und wenn die wilden Ausbrüche Deines Schmerzes vorübergegangen, wirst Du mir ein zärtliches Andenken weihen, aber Du wirst zugleich an Deine Pflicht denken, wirst eine Frau in Dein Haus führen und das Glück finden, welches ich Dir nicht gewähren konnte. Vergessen aber wirst Du mich nicht. Ich aber werde glücklich sein, weil ich Dein Glück sehen werde, und glücklich, weil ich Dich dann ewig lieben darf, ewig, ewig!"

„Ewig!" sagte er düster vor sich hin. „Sie versprechen uns eine Ewigkeit, und gönnen uns hier nicht eine Spanne Glücks!"

„Heinrich, frevle nicht!"

„Eine Ewigkeit," fuhr er in demselben Tone fort, „eine Ewigkeit, der Inbegriff aller Unmöglichkeiten, die Summe alles Undenkbaren, alles Unbegreiflichen, ein Ding, was zum Wahnsinn bringen muß — weil es trotz aller Unmöglichkeit dennoch möglich sein muß, da ein Aufhören noch undenkbarer, noch unbegreiflicher ist."

„Weil Du nicht hoffest, nicht glaubest, Heinrich, denn sieh nur, ich, das arme, unwissende Mädchen, ich weiß, wie die Ewigkeit aussieht, denn träumend in stiller Nacht habe ich sie häufig gesehen, funkelnd und blitzend in ihrer ganzen Pracht."

„Und wie sah sie aus?" fragte er, sie mit sorgsamem Lächeln betrachtend. Etwa wie ein krankes Kind, für das man Sorge hat, und in dessen Gedanken einzugehen man sich Mühe giebt."

„Du hast mir oft erzählt, daß es Berge giebt, die so hoch sind, daß sie bis in die Wolken reichen, ja wohl noch höher, so daß man, auf ihrem Gipfel stehend, unter sich die Wolken ziehen sieht. Solch einen hohen Berg habe ich gesehen, den mächtigsten, den größten, und höher noch als alle anderen, und weit hinausragend über die Wolken.

Aber dieser Berg bestand aus einem einzigen riesigen Diamanten, härter als Fels und Stahl,

glänzender als Gold, ja als die strahlende Sonne selbst.

Du weißt auch, daß, wenn die Engel über die Erde fliegen, der Schlag ihrer Flügel so leicht ist, daß sich ein Sonnenstäubchen nicht bewegt, wenn es von einem ihrer Fittige berührt wird. Nur wenn sie ein Menschenherz berühren, erwacht dort eine stille, unnennbare Seligkeit, die bis zum Tode dauert, ich hoffe wohl noch länger.

Kreisend aber um jenen Diamantberg fliegt ein Engel, der Engel der Liebe, dem Gott befohlen hat, sorgfältig sich zu hüten, daß er mit den Spitzen seiner Schwingen ja den Berg nicht berühre mit den Schwingen, die kein Sonnenstäubchen in Bewegung setzen.

Treuen Herzen aber, die von ihren Lieben auf der Erde gegangen sind, hat er erlaubt, so lange ihre Liebe zu bewahren, bis der Diamantberg durch die, dennoch hier und da anstreifenden Flügel des Engels zerstört ist und verschwunden bis auf das letzte Stäubchen.

Das ist die Ewigkeit der Liebe."

„Kind, Kind," rief Brunner, „wie schwärmst Du, was hast Du für Gedanken!"

„Wenn Du von mir gegangen bist," versetzte sie, „und mir mit einfachen Worten gesagt hast, daß Du

mir noch gut bist, so kleiden sich diese Deine schlichten Worte in reiche, glänzende Gewänder, sie stehen verkörpert vor mir, sie überschütten mich mit duftenden Blüthen und Blumen, sie erzählen mir wundersame Mährchen, und erfüllen mein Herz mit einem Glücke, mit einer Seligkeit, die ich früher nicht ahnen konnte, mir nicht träumen ließ. Es sind immer nur Deine Worte, die ich Dir wiederhole, Deine Gedanken, die ich Dir wiedererzähle. Siehe, so bist Du der Schöpfer meines ganzen Glückes."

„Deines Glückes!" sagte er schmerzlich.

Sie sah ihn lächelnd an, plötzlich aber stand sie auf:

„Heinrich, versprich mir etwas!"

„Alles, Alles, sage nur, was?"

„Gieb mir Deine Hand darauf!"

Er überlegte. Was konnte sie im Sinne haben? Irgend eine Verfügung nach ihrem Tode, von dem sie häufig sprach, einen letzten Willen? Sollte er ihr versprechen, baldigst zu heirathen, wenn sie dahingegangen? Hatte sie vielleicht bereits für ihn gewählt? Ein Wunsch, der sie selbst betraf, war es nicht, sie hatte ihn nie um etwas von einigem Belang gebeten, höchstens scherzend um eine Kleinigkeit, eine Blume, einen Vogel oder eine an-

dere Tändelei. Er sann nach, und dachte an eine Falle zu seinen Gunsten, zu ihrem Schaden.

„Kind, warum die Sonderbarkeiten?" sagte er endlich. „Warum soll ich Dir die Hand reichen, um ein Versprechen zu erfüllen, welches ich ohnehin halten werde? Traust Du mir nicht?"

„Nein! ich traue Dir nicht. Die Hand!"

Sie hielt ihm die ihrige entgegen, und er schlug endlich ein.

„Bist Du jetzt zufrieden, und werde ich jetzt erfahren, was Du willst."

„Heinrich," sagte sie, plötzlich ernst geworden, „gehe nicht zu dem fremden Menschen, dem Grafen, und frage ihn meiner Krankheit wegen!"

„Wer sagte Dir, daß ich das thun will?" sagte er erschrocken, aber sie fuhr fort:

„Bedenke Deinen Ruf, bedenke, was Deine Collegen, was Deine übrigen Bekannten, ja, was die ganze Stadt sagen würden. Hast Du nicht selbst geäußert, daß Du nicht viel auf diesen Fremden hieltest, daß er zwar mancherlei, ja selbst viele und ausgebreitete Kenntnisse besitzt, daß aber ein gewisses abenteuerliches Wesen allenthalben hervorleuchte in seinem ganzen Thun und Treiben? Und nun willst Du, der erste Arzt der Stadt, einen

Abenteurer, einen Charlatan, wie Ihr es nennt, um Rath fragen?"

„Ich bin der erste Arzt nicht," erwiderte er.

„Ach, Du willst mir ausweichen! Aber ich habe Dein Wort."

„Regine, liebe Regine, sage mir einmal aufrichtig, wer Dir erzählt hat, daß ich dergleichen beabsichtige."

„Ein gewisser Herr Doctor Brunner hat mir das erzählt," versetzte sie. Ihr Männer könnt selten etwas verschweigen, sei es gut, sei es schlimm. Und so hast auch Du in der letzten Zeit immer und immer wieder von den seltsamen Curen gesprochen, die dieser Graf auf ganz geheimnißvolle Weise vollführt haben soll. Vielleicht ist Alles das nur ein Gerücht, ja Du selbst glaubst kaum an seine ärztliche Geschicklichkeit. Einem Ertrinkenden gleich greifst Du nach einem Strohhalme, aber, um mich zu retten, zu Deinem eigenen Verderben."

Brunner lächelte: „Ich denke nicht daran, ihn zu fragen," sagte er; „thäte ich's aber, so gäbe es kein so arges Unheil, als Du Dir wohl einbildest."

„Das ist Alles möglich," versetzte sie, „aber es ist besser, daß es gar nicht geschieht, und da Du

mir das jetzt fest versprochen hast, so bin ich beruhigt."

Als der Doctor sich später auf dem Heimwege befand, schalt er sich selbst, daß er unvorsichtiger Weise mehrmals vom Grafen gesprochen, und sann darüber nach, wie er dennoch seinen Vorsatz durchführen könne, den er gefaßt hatte, trotzdem, daß er wohl einsah, wie Regine fast in allen Punkten recht hatte.

„Es ist in der That kaum mehr als ein Strohhalm, wie sie sagte, aber da es Dinge zwischen Himmel und Erde giebt, von welchen sich unsere Philosophie nichts träumen läßt, so will ich nach diesem Strohhalme greifen. Allmächtiger Gott, wenn es dennoch möglich wäre!" —

Wir finden Ludwig und seinen zeitweiligen Diener Andreas mehrere Tage später wohlgemuth neben einander herziehend und, wie es den Anschein hatte, ganz gemüthlich scherzend.

Gretchen hatte Wort gehalten. Sie war sogleich am andern Tage nach Hause geeilt, hatte ihren Geliebten nach der Stadt geschickt, und als dieser angekommen und sogleich Ludwig aufgesucht hatte, hielten Beide einen Kriegsrath. Ludwig hatte alsbald Gelegenheit, den praktischen Sinn seines neuen Dieners zu erkennen, denn als er ihm er-

zählte, welche Schritte er bereits gethan hatte, um zu erfahren, wohin Johanna gebracht worden sei, schüttelte dieser den Kopf und sagte:

„Nä, nehmen Sie mir's nicht übel, Herr Ludwig, das ist der rechte Weg nicht. Er, nämlich der Herr von Vorland, wird's den Präsidenten, den Grafen und Baronen in der Stadt da nicht auf die Nase gebunden haben, wohin er das Fräulein geführt hat. Bei solchen Sachen, die halb gerade, halb krumm sind, wendet man sich an ordinäre Leute, und bei solchen muß man nachfragen."

Ludwig ließ ihn gewähren, und sein Knappe begann sogleich seine Nachforschungen. Er war nicht selten schon in der Stadt gewesen, kannte daselbst verschiedene Leute, und mit Hülfe solcher alten Bekannten und seines natürlichen Instincts gelang es ihm, wenigstens einigermaßen, auf die Spur der Verschwundenen zu kommen.

Vorland war, wie es sich denken ließ, nicht in einem der ersten Gasthöfe abgestiegen, sondern bei unserem alten Bekannten, dem Herrn Tellerfink im Riesen, welches zwar eine ganz respectable Wirthschaft war, indessen dennoch nur in seltenen Fällen von den eigentlichen Honoratioren der Stadt besucht wurde. Nachdem Andreas dies aus-

gekundschaftet hatte, begab er sich sofort dorthin, und forschte, allerlei Vorwände vorschützend, eifrig weiter.

Was er erfuhr, war, daß eines Tages Vorland mit einer jungen Dame dort angekommen sei, sich ein Zimmer habe geben lassen, und daß schon wenige Stunden später ein ländliches Fuhrwerk angelangt war, welches ein mürrischer alter Bursche gelenkt und in welchem sich eine alte Frau befunden habe. Nach kurzer Rast war das junge Mädchen zu der Alten in den Wagen gestiegen und mit ihr desselben Weges gefahren, woher sie gekommen. Von Frau Veronika hatte Andreas herausgebracht, daß das Mädchen offenbar nur ungern mit der Alten gegangen sei und, als sie in den Wagen stieg, zu Vorland gesagt habe: „Laß es ihn wenigstens wissen, daß es mir nicht schlimm geht."

Vorland hatte etwas in den Bart gebrummt, was Frau Veronika indessen nicht verstehen konnte. Weiter aber gelang es Andreas nicht, irgend etwas zu erfahren. Angeblich kannte Niemand im Riesen das Fuhrwerk und dessen Insassen, und als er dennoch versuchte, nach dieser Richtung hin weitere Erkundigungen einzuziehen, ward Tellerfink argwöhnisch und gleichzeitig grob.

„Spionirt wird hier nicht," sagte er. Wenn Er, wie Er thut, Dienste bei dem Herrn sucht, so wird Er wohl wissen, wo er logirt. Wo die Weibsleute hingefahren sind, geht Ihn den Teufel an! Versteht Er mich?"

Nun, man wußte wenigstens den ersten Weg, welchen Johanna geführt worden war, und die beiden jungen Leute folgten jetzt dieser Spur, indem sie allenthalben sorgfältige Erkundigungen einzuziehen versuchten.

Daß sie zu Fuße wanderten, verstand sich von selbst, denn nur auf diese Weise konnte man der ziemlich unsichern Spur folgen, und Ludwig meinte, daß in der kürzesten Zeit Wagen und Pferde angeschafft sein würden, habe man einmal einen sichern Anhaltepunkt.

Der aber schien schwer zu finden.

In den ländlichen Wirthshäusern war vor Allem nicht die mindeste Nachricht aufzutreiben, und zuverlässig hatte der Entführungswagen in keinem derselben angehalten, und auch Niemand der Wirthsleute konnte sich erinnern, ein ähnliches Fuhrwerk gesehen zu haben.

Da aber die beiden jungen Leute auf gut Glück bei Jedermann Nachfrage hielten, so konnten sie doch am dritten Tage ihrer Reise mit

ziemlicher Sicherheit sich überzeugt halten, noch stets auf der rechten Fährte zu sein, betrug gleich der in dieser Zeit zurückgelegte Weg kaum eine Tagereise, da sie in Folge erhaltener Nachrichten häufig umkehren und andere Pfade einschlagen mußten.

Ludwig verhehlte sich nicht, daß ihre Aufgabe stets eine schwierigere wurde.

Johanna und ihre Begleiter hatten jedenfalls in einem einzigen Tage den Weg zurückgelegt, zu welchem sie drei bedurften, und es wurde mithin mit jedem weiteren Tage schwerer, Menschen zu finden, welche sich jenes Fuhrwerks erinnerten. Auch schloß er, daß man die Entführte, wie er sie nannte, weit hinweggebracht haben müsse, denn Niemand konnte Aufschluß geben über den etwaigen Besitzer des Wagens. Er beschloß indessen, unter keinem Verhältnisse seine Nachforschungen aufzugeben.

„Wir werden der Spur folgen, so lange sich uns noch halbwege ein leitender Faden bietet, und ist das letzte Endchen verschwunden, so verlassen wir uns auf unser gutes Glück, und suchen auf Gerathewohl. Irgendwo muß sie stecken!"

„Recht so," rief Andreas, „wir geben nicht nach, wer zuletzt lacht, lacht am besten, und es

müßte mit dem Deichsel zugehen, wenn wir das gnädige Fräulein nicht finden thäten; aber was fangen wir denn hernach mit dem Fräulein an, wenn wir es richtig aufgetrieben haben?"

„Zuerst, und vor Allem," sagte Ludwig, „will ich sie versichern, daß ich nicht von ihr lassen werde, trotz allen Vätern und Müttern der ganzen Welt, und dann will ich mich überzeugen, ob es ihr wirklich nicht schlimm geht, und sollte das der Fall sein, so entführe ich sie mit List oder Gewalt."

„Schön!" rief Andreas, „und da werde ich ganz ungenirt dreinschlagen, denn das geht Alles auf dem Herrn Ludwig seine Rechnung, und die Polizei kann mir nichts in den Weg legen, weil ich ein Bedienter bin und thun muß, was mir mein Herr befiehlt."

„Nur für den Nothfall werden wir Gewalt anwenden" versetzte Ludwig, „wir kommen wohl mit List und Schlauheit weiter. Der schlaue Ulysses hat also den starken Riesen bezwungen."

„Das freut mich von Herzen," sagte Andreas, „wenn der grobe Kerl eins abgekriegt hat. Von wegen seiner Stärke aber ist's nicht so arg, und wär's nicht in seinem eigenen Hause gewesen, so

hätte ich ihn auch bezwungen, aber so:" er machte eine bezeichnende Bewegung mit der Hand.

Ludwig lachte des Mißverständnisses halber, und Andreas fuhr fort:

„Wenn wir selbigen Herrn, der so pfiffig ist, bei uns hätten, könnte es nicht schaden, denn mir kommt's vor, als würden die Leute in der Landschaft, in welche wir hineingerathen sind, stündlich obstinater und widerwärtiger."

„Das kommt davon her," erwiderte Ludwig, „weil wir heute den ganzen Tag über zu oft und zu häufig fragten, und man uns am Ende für ein paar Narren, oder noch für etwas Schlimmeres hält. Ich habe bereits daran gedacht, ob es nicht zweckmäßig wäre, wenn wir uns einen Führer aus der hiesigen Gegend nähmen, und dem mit einiger Vorsicht den Zweck unserer Reise mittheilten.

Ein Mann aus der Umgegend hat doch jedenfalls bessere Kenntniß von den Orten, an welche man allenfalls Johanna hingebracht haben kann, und ziehen wir weiter, nehmen wir einen andern."

„Sechs Augen sehen mehr als viere," versetzte Andreas, „und der Herr Ludwig wird schon den rechten auffinden."

Während dieser Gespräche waren die Reisen-

den in eine landschaftliche Umgebung gerathen, welche ziemlich verschieden von der den Tag über durchwanderten war. Am Morgen konnte das Land noch kaum hügelig genannt werden, und nur in der Ferne zeigten sich bewaldete Berge, die aber rückten näher und näher, und jetzt, nachdem man eine Zeit lang durch den Wald gegangen war, sahen unsere Wanderer, daß sie sich bisher bereits auf einer ziemlichen Höhe befunden haben mußten, denn vor ihnen eröffnete sich jetzt plötzlich ein Thal, durchströmt von einem nicht unbedeutenden Flusse und eingeschlossen von meist mit Wald bekränzten Bergen.

Der Zufall allein hatte sie übrigens nicht hieher geführt. Wie Andreas schon vorher bemerkt hatte, waren ihre häufigen Fragen von den Bewohnern der Dörfer entweder gar nicht, oder verneinend beantwortet worden, und ein gewisses Mißtrauen gegen die Fragenden war nicht zu verkennen. In der letzten ziemlich bedeutenden Dorfschaft, die sie durchzogen, war es ihnen eben so ergangen, und nur ein Junge, welcher in einiger Entfernung vom Dorfe Ziegen hütete, nickte, als ihn Ludwig befragte, mit dem Kopfe. Aber der Knabe war offenbar blödsinnig, und seine Antworten bestanden nur in Schütteln oder

Nicken mit dem Haupte. Es schien aber dennoch sehr wahrscheinlich, daß er den gesuchten Wagen gesehen hatte, und das zwar zur Nachtzeit, und auch der Weg, den derselbe eingehalten hatte, wurde auf mehrfache Fragen ziemlich deutlich bezeichnet.

War es richtig, daß Johanna des Nachts durch diese Gegend geführt worden war, so erklärte es sich, daß eben hier so wenige Nachrichten von ihr erhalten werden konnten, und als die beiden jungen Leute jetzt das Thal vor sich erblickten, sagte Andreas:

„Hier thut das Fräulein stecken."

„Warum, aus was schließt Du das?" rief Ludwig heftig.

„Hm, wenn der Simpel dort drüben recht gesehen hat," versetzte jener, „und wenn sie zum Ueberflusse des Nachts da herumgefahren sind, so haben sie nicht mehr weit nach Hause gehabt. Das ist Nummer Eins. War's aber auch Tag, und wir haben ihn nur falsch verstanden, so ist das hier kein Weg, auf dem man weite Reisen macht. Vor ein paar Stunden gingen wir noch auf der Landstraße, das hier sind lauter Nebenwege, die boshafte Alte ist von der Straße abgewichen, weil sie hier herum logiren thut."

„Gott geb's!" sagte Ludwig halb zweifelnd, halb eingehend in die Gedanken seines Begleiters.

Er setzte sich auf ein Felsenstück und ließ seine Blicke über das Thal schweifen.

Nicht selten geht es uns mit dem Anschauen einer Landschaft, wie mit dem Betrachten eines Gemäldes, die Schönheiten derselben treten erst nach und nach hervor, und der junge Mann befand sich jetzt in diesem Falle, denn mehr und mehr entwickelte sich vor seinen Augen der eigenthümliche Charakter des halb sanften, halb pittoresken landschaftlichen Bildes.

Das Thal, welches wohl eine Länge von einer Stunde haben mochte, war bald enger, bald erweiterte es sich wieder. An den letzteren Stellen befanden sich ein paar kleine Dorfschaften, umgeben von Feldern und Wiesen, und halb versteckt unter Fruchtbäumen. Aber wo die Herrschaft des Pfluges ihre Endschaft gefunden, stiegen steile, bewaldete Berge an, und nur die Wiesen zogen sich, gekleidet in ihre Frühlingstracht, keck durch die Waldschluchten, die hier und da in das Thal mündeten.

Das ist eine alte Geschichte, denn die Wiesen sind bessere Freunde des Waldes, als Roggen und Weizen, die nur mit sichtlichem Widerstreben

im Walde Platz fassen, während die Gräser mit Behagen dort sprießen und grünen, sich von den Waldbächen küssen lassen, geschmeidig den engsten Thälern folgen, und lauschige Eckchen bilden, auf denen allerlei Gethier, vom winzigen Käfer bis zum stattlichen Hirsche, sich seiner Waldeinsamkeit freut.

Wo aber das Thal sich verengte, lief meist nur ein schmaler Wiesensaum zwischen Berg und Fluß, so daß die Berge wohlgefällig ihr grünes Baumhaar spiegeln konnten in den zu ihrem Fuße dahinziehenden Wellen, die wohl auch ein Schiff trugen, welches still und langsam dahinzog, oder auf denen sich ein Kahn schaukelte.

Ludwig bemerkte mit Verwunderung, daß hier das Jahr unbedingt weiter vorgerückt, als in den von ihm bisher durchreisten Gegenden. Buchen, Eichen und Birken, welche vorzugsweise den Waldbestand bildeten, waren fast vollständig belaubt und grün, und die frische Farbe der jungen Blätter wurde noch mehr gehoben, und erschien glänzender durch hier und da hervorstehende Felsen von rothem Sandsteine, oder durch größere, steil ansteigende Felswände desselben Gesteins.

Ludwig, welcher nichts mehr liebte, als den frischen, lebendigen Wald, war entzückt über das

reizende Waldthal, in welches er und sein Begleiter so unerwartet gerathen waren, und nachdem er noch weiter vorgeschritten war, entdeckte er in einiger Entfernung noch zwei weitere Ortschaften auf der andern Seite des Flusses, und Andreas, der ihm folgte, sagte:

„Da herum in einem von diesen Dörfern steckt das Fräulein, bei irgend einem hochwürdigen oder gestrengen Herrn, und es ist eine rechte Sünde, daß sie das Fräulein Johanna in eine so abscheuliche Gegend gesperrt haben."

„Ich glaube selbst," versetzte Ludwig, „daß sie sich, ist sie überhaupt hier, bei einem Pfarrer oder Amtmann befindet, denn nirgends sehe ich ein Herrenhaus. Warum nennst Du aber diese wonnevolle Landschaft abscheulich?"

Andreas lachte und rief:

„Ich bin nur froh, daß der Herr Ludwig immer lustig sind und Spaß machen, trotz der dummen Geschichte mit dem Fräulein, denn ein Plaisir ist's doch wahrhaftig nicht dahier, wo nichts als Steine, Wasser und Bäume sind."

Ludwig gab ihm keine Antwort, sondern blickte schweigend hinab in das Thal, dem die scheidende Sonne jetzt ihren Abschiedsgruß zuwinkte, während

der Abend sich allmälig anschickte, sein Regiment anzutreten.

Zuerst vergoldete sie den Fluß, aus dem die Bilder der Berge nun verschwunden waren, und dessen vorher glatte Fläche sich zu Zeiten mit einer Anzahl kleiner funkelnder und blitzender Wellen bedeckte, wie der Abendwind, der eben in's Thal geflogen war, gerade über sie hinstrich, und sie mit seinen Fittigen fächelte.

Dann säumte sie den Wald auf den Gipfeln der Berge mit einem Purpurstreifen, und am Ende des Thales, wo es durch eine Krümmung sich schloß, zauberte sie duftige Fata Morgana.

Dazu half ihr der Nebel, der eben vom Spiegel des Flusses sich in leichten Wolken erhob und aus den Schluchten und Seitenthälern herbeigezogen kam.

Sie waren willig, diese Kinder des alten Nebelkönigs, der zu Zeiten wohl schwerer und ernster auftritt, und ließen sich von den Strahlen der Sonne, deren Rand schon die Berge berührte, in wunderbare und wechselnde Bilder formen.

Bald zu einer Stadt mit goldenen Kuppeln und Zinnen, mit Palästen und schlanken Thürmen, bald zu einem rosig glänzenden Gebirge,

bald wieder zu riesigen Menschen- oder Thiergestalten.

Sie wußten wohl, daß der Sonne Herrschaft nicht mehr lange dauern würde, und waren deshalb gefällig gegen die scheidende Königin des Tages, obgleich diese am Morgen nicht immer glimpflich verfährt mit den Nebeltöchtern. Aber sie wußten, daß bald ihre bleichen Freunde, die Strahlen des Mondes, niederschweben würden vom nächtlichen Himmel, um mit ihnen zu tändeln, zu scherzen und zu kosen, was lag da an dem bischen Spiel der Sonne!

Jetzt aber war diese gesunken, und der Wald begann sein heiliges Rauschen, einläutend den Abend mit seinen Millionen von Blattglocken, und andeutend seinen Bewohnern, daß jetzt die Zeit gekommen für einen Theil derselben zu Schlaf und Frieden, für andere aber zu mancherlei Geschäft, leider wohl auch zu Krieg und Raub, denn vielerlei Gethier des Waldes handirt erst recht bei nächtlicher Weile.

Ja, dieses seltsame, geheimnißvolle Rauschen, dieses abendliche Flüstern und Klingen von Blatt und Zweig, es spricht zum Herzen auf eine wundersame Weise.

Ludwig hob ergriffen beide Arme, halb be-

wundernd, halb preisend, und das war die Antwort seines leicht empfänglichen Herzens auf den Gruß der scheidenden Sonne, auf das Vespergeläute des Waldes.

Er fühlte sich in diesem Augenblicke leicht angestoßen, und das zwar von Andreas.

Im Stillen hatte auch dieser seine Beobachtungen angestellt, und ebenfalls nicht ohne Befriedigung. Die Abendröthe und der leichte Windstoß ließen ihn für morgen auf gutes Wetter schließen, und das war für Fußreisende eine Hauptsache. Zugleich aber hatte er aus den Geberden seines Herrn die Ueberzeugung gewonnen, daß es diesem Ernst sei mit seiner Bewunderung der unfruchtbaren Gegend, und da er noch weiter vorgetreten war als jener, so machte er ihn jetzt aufmerksam auf eine neue Entdeckung.

Am andern Ende des Thales, wo dieses abermals durch eine Krümmung des Flusses und der Bergwände geschlossen war, lagen, etwa auf halber Höhe eines bis an den Fluß vorgeschobenen Berges, die Trümmer eines vormals mächtigen Baues, und der Instinct sagte ihm, daß das „alte Gerümpel" Ludwig ebenfalls „Plaisir" machen werde.

Er hatte ihn also angestoßen, und zeigte jetzt schweigend mit seinem Reisestabe nach der Ruine.

Ludwig war überrascht und erstaunt.

„Das ist wiederum ein treffliches Bild," sagte er. „Wie köstlich hebt sich da das graue Gemäuer auf dem jetzt schon ziemlich dunklen Waldesgrund, wie keck stehen noch die beiden mächtigen Giebel, trotzend dem Sturme der Zeit und der zerstörenden Menschenhand! Denn ich vermuthe, daß jene Trümmer die Reste eines verwüsteten Klosters sind, welches man vielleicht im Schwedenkriege oder im Bauernaufruhr ausgebrannt hat. Die Bauart deutet mehr auf ein Kloster, als auf ein Schloß."

Dann setzte er hinzu:

„Haben wir Zeit, so besuchen wir die Ruine, für heute aber wollen wir uns um ein Nachtlager umthun, denn die Nacht ist im Anbruche."

Die beiden Reisenden beschlossen, nach dem nächsten Dorfe zu gehen, welches zu ihren Füßen lag, und auf dem Wege dorthin ermahnte der Herr den Diener zur äußersten Vorsicht. Wenn, wie er selbst jetzt fast vermuthe, sagte er, die Gesuchte in dieses Thal gebracht worden sei, so wäre Behutsamkeit vor allen Dingen nöthig, und directe Fragen wären durchaus zu vermeiden. Der Natur

der Sache gemäß hielten die Bewohner irgend eines Ortes stets zusammen gegen Fremde, und im besten Falle noch würde man ihnen die Wahrheit verschweigen. Er befahl also Andreas, seinerseits nicht die geringste Erkundigung einzuziehen, und ihm selbst das Geschäft zu überlassen. „Haben wir einmal einen Anhaltepunkt," schloß er, „so kommen wir dann zuverlässig zu unserem Zwecke."

„Ja," versetzte Andreas, „ich zweifle nicht, daß wir diese dummen Bauerteufel lackiren werden, so oder so, fein oder grob; denn dahier, mitten im Walde, muß der Mensch dumm und verstockt werden, er mag sich anstellen, wie er will. Ich will auch das Maul halten, weil's der Herr Ludwig so haben wollen. Wenn ich aber reden dürfte, so hätte ich den Kerlen da bald Alles abgelockt."

Als Beide das Dorf erreichten, war die Nacht bereits angebrochen, und ihre Ueberraschung war eine angenehme, als sie das rasch aufgefundene Wirthshaus betraten.

Es war ein großes, anständig aussehendes Gebäude, welches aber vorher, und von ihrem früheren Standpunkte vom Berge aus, durch die Kirche und durch Fruchtbäume verdeckt gewesen war, und das Innere entsprach vollkommen seinem Aeußeren. Die Wirthsstube war reinlich und geräumig, und

es machte auf Ludwig die Dicke der Mauern und die gewölbte Decke einen wohlthätigen Eindruck, da eine gewisse Solidität hierdurch ausgesprochen wurde.

Nicht so behaglich schien sich Andreas zu befinden. Das Ganze schien ihm zu „vornehm," und zum Ueberflusse saßen eine Anzahl älterer, anständig aussehender Bauern unweit von dem Tische, an welchem Ludwig und er selbst Platz genommen hatten, welche offenbar nicht so dumm und verstockt waren, als er kurz zuvor sich diese Thalbewohner gedacht hatte.

Zu jener Zeit hatte der ledige Bursche auf dem Lande noch einen gewaltigen Respect vor dem älteren, verheiratheten Manne, und Ludwig bemerkte augenblicklich an der Art, wie Andreas sein Haar glättete und sein Wamms zurecht zupfte, daß er sich in gelinder Verlegenheit befand.

Speise und Trank, diese beiden mächtigen Hebel der Gemüthlichkeit, schienen ihm jedoch nach einiger Zeit seine Unbefangenheit zum Theil wieder zurückzugeben. Nach beendeter Mahlzeit trat der Wirth zu den Beiden, und nachdem Ludwig, wie es gebräuchlich auf dem Lande, Wein und Imbiß gebührend gelobt, begann er ein Gespräch einzuleiten.

Er erfuhr jetzt, daß die massiven Wirthschaftsgebäude früher dem Kloster auf jenem Bergabhange gehört hätten. Die Schweden aber hätten das Kloster zerstört, und die paar Nonnen, welche der schlimmen Behandlung der nordischen Krieger durch die Flucht entgangen, wären nicht bemittelt genug gewesen, sich droben wieder einzurichten. Jetzt seien die Ruine und die hier im Dorfe befindlichen, ehemals dem Schlosse zuständigen Baulichkeiten Eigenthum der Landesregierung, und er, der Wirth, sei Pächter derselben, wie das schon sein Vater und Großvater gewesen.

„Ist die Ruine gänzlich unbewohnt?" fragte Ludwig. In diesem Augenblicke aber wurde der Wirth durch das Zuklappen einer Kanne an seine Pflicht erinnert und entfernte sich; als aber Ludwig unwillkürlich nach dem Klopfenden blickte, wurde er durch dessen eigenthümliche Persönlichkeit sonderbar überrascht.

Der Mann war offenbar während des Gesprächs mit dem Wirthe erst eingetreten, sonst wäre er ihm zuverlässig schon früher aufgefallen.

Seine Augen waren unbedingt das Erste, was die Aufmerksamkeit des Beobachters auf ihn lenken mußte, sie waren schwarz, klein, funkelnd, und schienen mit der Schnelligkeit des Gedankens al-

lenthalben umher zu fliegen. Seine Nase war spitz, lang und auffällig weit hervorstehend, während Oberlippe, Mund und Kinn sich bescheiden mehr und mehr zurückzogen. Dabei umsäumte ein röthlicher Bart das Kinn und die Wangen, so daß man unwillkürlich an die Physiognomie eines Fuchses erinnert werden mußte.

Der Besitzer dieses Antlitzes schien indessen mit Vorliebe und Sorgfalt diese Aehnlichkeit noch cultiviren und hervorheben zu wollen. Trotz der bereits begonnenen wärmeren Jahreszeit trug er eine Mütze von Fuchspelz, und schien dies auch verzeihlich; da die Landleute jener Gegend selbst während des Sommers kleine pelzverbrämte Mützen führen, so war doch noch zum Ueberflusse der Kragen seines Leibrocks mit röthlichem Fuchspelze besetzt, und die Jagdtasche, die er umgehängt hatte, mit demselben Stoffe überzogen. Während also sein ziemlich wettergebräuntes Gesicht von fast gleichgefärbtem Bart und Pelzwerk umrahmt war, schien auch sein übriger Körper durch die große Jagdtasche theilweise mit Fuchspelz bedeckt. Dazu kam noch, daß die Farbe seines Rockes, die Beinkleider und die hohen Gamaschen rothbraun waren, wieder der Leibfarbe des Meister Reinecke sich möglichst nähernd.

Der also beschaffene Mann wechselte mit dem Wirthe, der ihm die frisch gefüllte Kanne brachte, einige, wahrscheinlich auf das Getränk bezügliche Worte, und der Wirth begab sich hierauf wieder zu unseren beiden Freunden, und Ludwig erfuhr jetzt, daß das Kloster Hohenrain geheißen habe und noch so benannt werde, und daß es gänzlich unbewohnt sei.

„Das ist Schade," sagte Ludwig, „die Ruine scheint köstlich. Ich bin Maler und Zeichner, und da ich im Sinne habe, einige Tage in dem schönen Thale hier zu verweilen, werde ich auf jeden Fall das alte Kloster zeichnen."

Andreas ärgerte sich im Stillen, daß sein Herr sich für einen Maler ausgegeben, da bei ihm zu Hause der Begriff Maler und Tüncher derselbe war, der Wirth aber sagte: „Ein Maler, so so!"

Ludwig aber faßte in diesem Augenblick eine treffliche Idee, welche er sogleich in's Werk setzte, indem er fortfuhr:

„Ja, ich bin Maler, eigentlich vorzugsweise Portraitmaler, und es wäre mir lieb, wenn ich hier in der Gegend einigen Verdienst bekommen könnte. Man nimmt so etwas ja gern mit. Sind hier herum keine jungen Frauen oder Mädchen,

welche sich wohl malen ließen? Ich stehe für die Aehnlichkeit und mache die billigsten Preise."

„Hier herum ist Niemand," versetzte der Wirth.

„Nun," sagte Ludwig, „es fällt Ihnen im Augenblicke wohl nur Niemand ein. Da sind die Herren Pfarrer, welche häufig Nichten und Bäschen bei sich haben oder andere verwaiste Verwandte. Auch die Amtleute haben wohl Familie, und bisweilen kommt ja zu solchen Herrschaften auch ein Besuch — —"

Er verstummte unwillkürlich in diesem Augenblicke, als seine Augen denen des Mannes im Fuchskleide begegneten. Die kleinen, sonst so beweglichen Augen waren jetzt starr und schienen sich in die seinigen bohren zu wollen, und jetzt, als jener sich bemerkt sah, zog er rasch die Brauen in die Höhe, so daß auf seiner Stirn sich Querfalten bildeten, und bewegte rasch, und nur ein einziges Mal, verneinend das Haupt.

Er hatte ohne Zweifel das Gespräch des jungen Mannes mit dem Wirthe angehört, denn Ludwig hatte laut gesprochen, aber eben so sicher war es, daß er ihm ein warnendes Zeichen gegeben und ihm anempfehlen wollte, vorsichtig zu sein und nicht weiter zu sprechen. Ludwig brach daher das Gespräch ab und sagte nachlässig:

„Nun, wir werden ja sehen!"

Dann wechselte er einen kurzen Blick des Einverständnisses mit dem Manne in der Fuchsmütze, den dieser eben so kurz, aber anerkennend beantwortete.

Er war also jetzt höchst wahrscheinlich auf der rechten Spur, und hatte, was eben so viel werth war, einen Bundesgenossen erworben, war ihm gleich vorläufig noch vollkommen unklar, wie und auf welche Weise, denn daß er jenen sonderbaren Menschen noch nie gesehen oder gesprochen, wußte er zuverlässig.

Da er aber, sowohl in Folge dieser Beobachtungen, als auch wegen des gegebenen Winkes, einsilbig geworden war, entfernte sich der Wirth, und bald darauf stand der Fremde auf, und nachdem er seine Augen wie spähend in allen Ecken der Stube hatte die Runde machen lassen, trat er an den Tisch Ludwig's:

„Ist's erlaubt?"

„Freilich, freilich, mit Vergnügen," versetzte der junge Mann, und ich hätte mir erlaubt, Sie aufzusuchen, wären Sie mir nicht zuvorgekommen. Sie gaben mir, wenn ich mich nicht täuschte, einen Wink — —"

„Ja, das that ich, und es war ein großes

Glück, daß Sie mich so rasch verstanden, aber wissen Sie, wer ich bin?"

„Nein," versetzte Ludwig, „ich glaube niemals das Vergnügen gehabt zu haben, Sie zu sehen."

„Gut! Aber wissen Sie, wie ich heiße?"

„Nein, das ist natürlich eben so wenig der Fall!"

„Ich heiße Fuchs!" sagte der Fremde.

„Teufel!" rief Ludwig unwillkürlich, während Andreas laut auflachte.

„Warum Teufel? und aus welchem Grunde lacht der Bauertölpel da?" sagte der Fremde ruhig, indem er abwechselnd Beide fixirte.

Ludwig kam in Verlegenheit.

„Ich muß um Entschuldigung bitten," sagte er zögernd, „aber ich weiß eigentlich selbst nicht, warum — —"

Er stockte.

„Und warum lachte dieses Subject, von dem ich schließe, daß es Ihr Diener ist?"

„Ich?" sprach Andreas, „wenn's der Herr Ludwig nicht sagen mag, sage ich es noch viel weniger."

„Nun," sagte Herr Fuchs, „so will ich es Ihnen sagen, Sie waren verwundert, daß ich, der ich in Wahrheit wie ein Fuchs aussehe, auch wirklich

Fuchs heiße. He? Sie brauchen sich nicht zu entschuldigen, aber ich will Ihnen noch mehr verkünden: Sie sind kein Maler und haben nichts weniger im Sinne, als Pfarrköchinnen oder Amtmannstöchter zu malen, sondern Sie sind auf einer Suche begriffen und forschen, nach einem jungen Mädchen, nach einem Fräulein So und So, welches man entführt hat. Ist es nicht so?"

„Ja," erwiderte Ludwig, „ja, es ist so, wie Sie sagen, aber ich beschwöre Sie, theilen Sie mir sogleich den Aufenthalt Johanna's mit, und sagen Sie mir, wie Sie auf ihre Spur gekommen sind, und wie es Ihnen endlich möglich war, mich sogleich zu erkennen, da wir uns, so viel mir wenigstens bewußt, niemals vorher gesehen haben."

„Ist das Alles, was Sie zu wünschen wissen?"

„Vorläufig ja," versetzte der junge Mann etwas verwundert.

„Nun," sagte Fuchs, „Sie waren so im Zuge, daß ich auf wenigstens noch ein halbes Dutzend weitere Fragen gefaßt war.

Vor Allem muß ich Ihnen bemerken, daß ich den Namen Ihres Schützlings, oder Ihrer Braut? he? erst durch Sie selbst erfahren habe, so wie ich den Ihrigen durch jene erfuhr.

Was dann den gegenwärtigen Aufenthalt Ihrer

Johanna betrifft, so weiß ich denselben zwar nicht mit vollkommener Sicherheit, aber ich habe gewisse Anhaltepunkte, welche Sie wohl auf die richtige Spur führen dürften.

Die Bekanntschaft der jungen Dame aber habe ich auf folgende Art gemacht:

Ich habe hier herum im Walde, und nicht weit von hier, ein kleines Gut, welches ich meistens bewohne; vor zehn oder zwölf Tagen aber riefen mich Geschäfte auf ein Dorf, das ziemlich in der Mitte des großen Waldes liegt, der drüben über dem Flusse erst eigentlich recht beginnt. Ich habe mit meinem vierbeinigen Namensvetter, dem Fuchse, auch die Eigenschaft gemein, daß ich nicht ungern des Nachts reise, oder im Freien bin; ich machte mich also gegen Abend auf, und mochte schon zwei bis drei Stunden gegangen sein, als ich vor mir das Rasseln eines Fuhrwerks hörte. Bei Nacht und im Walde sucht man immer genau zu erfahren, wer sich mit uns auf gleichem Pfade befindet; ich verdoppelte also meine Schritte, und holte den Wagen bald ein, welcher des schlechten Weges halber ohnedies nicht rasch fuhr.

Es war auch bei der Dunkelheit der Nacht nicht schwierig, sich demselben zu nähern, ohne gesehen zu werden, denn der Knecht, der die Pferde

lenkte, hatte genug für sich zu thun, und die beiden Frauen, welche in Tücher gehüllt auf dem Sitze des ungedeckten Korbwägelchens Platz genommen hatten, waren im eifrigen Gespräche begriffen.

Was ich von diesem hören konnte, war, daß die eine derselben, der Stimme nach die jüngere, sich bitter über die Härte ihres Vaters beklagte, der sie plötzlich, aus ihr vollkommen unbekannten Gründen, von ihrem Geliebten und Bräutigam getrennt hätte, auf welche Klagen die andere mit Gemeinplätzen antwortete, von Eltern- und Kindespflicht sprach, und tröstende Worte einfließen ließ von der Zeit, welche wohl Besseres bringen könnte, im Nothfalle aber auch alle Wunden heile."

„Die alte Hexe!" rief Ludwig, „ich will ihr das Wundenheilen anstreichen, wenn ich sie, wie ich hoffe, demnächst treffen werde. Aber wohin sind sie gefahren?"

„Geduld!" sagte Fuchs. „Ich folgte in jener Nacht dem Wagen noch eine Strecke weit, wobei ich erfuhr, daß der Geliebte jener Entführten Ludwig heiße, und zugleich die Versprechungen der Alten vernahm, daß das Fräulein, denn sie nannte ihren Namen nicht, gut behandelt werden und wie das Kind im Hause gehalten werden solle."

„Die wird ihre Kinder schön behandeln," rief Ludwig zornig, „das alte verworfene Geschöpf, das sich nicht schämt, junge Mädchen zu entführen!"

„Sie sprach auch von ihrem Manne," fuhr Fuchs fort, „der es sich für eine Ehre schätze, das liebe Kind unter seinem Dache beherbergen zu dürfen."

„O," sagte Ludwig erboßt, „ich sehe den alten Gauner vor mir, und er soll sich vor mir hüten in Gedanken, wenn ich ihn einmal wirklich treffe! Aber weiter, weiter!"

„Nun, ich verließ bald darauf den Wagen, weil ich einen näheren Pfad einschlug, der mich zu einem Jägerhause führte, wo ich den Rest der Nacht zu verbringen gedachte. Was hatte ich jenesmal für ein Interesse, mich weiter um die Geschichte zu bekümmern? Am andern Tage aber sah ich von der Höhe aus den Wagen auf einer breiteren, mehr belebten Straße im Thale dahin fahren, und täuscht mich nicht Alles, so ist mir das Endziel dieser Fahrt bekannt."

„Wo ist dieses Endziel, wie heißt der Ort?" rief der junge Mann. „Ist Geld nöthig, um es zu erreichen — oder," setzte er zögernd hinzu, „es zu erfahren? Ich bin reichlich mit Mitteln versehen, und würde keine Kosten scheuen."

Herr Fuchs schien nicht erzürnt oder gekränkt durch diesen, ziemlich deutlich ausgesprochenen Bestechungsversuch, sondern begnügte sich, mit der Hand eine leichte abwehrende Bewegung zu machen. Dann sagte er:

„Kommt Zeit, kommt Rath! Und ich werde Ihnen nach Kräften behülflich sein. Jetzt aber hören Sie noch Folgendes: Ich bin ein alter Fuchs, und das liebe Leben hat mich wacker gehetzt, mehr und öfter, als mir lieb war.

Die Herren Menschen aber, welche in dieser Hetzjagd die Hunde machten, habe ich genau kennen gelernt. Kann es Sie deshalb wundern, daß, sobald ich Sie hier erblickte in unserem Thale, welches kaum je von Fremden besucht wird, in mir der Gedanke aufstieg, daß Sie mit jener Geschichte in Verbindung ständen? Als Ihr Diener Sie „Herr Ludwig" nannte, hatte ich Gewißheit, und ich gab Ihnen deshalb jenen Wink, als Sie mit dem Wirthe von jungen Damen sprachen, welche Sie malen wollten, und endlich gar von solchen, die etwa auf Besuch in hiesiger Gegend!"

„Aber warum das," sagte Ludwig, „was war daran eigentlich Gefährliches?"

„Die Bauern in unserem Thale," erwiderte

Fuchs, „haben nicht einen, sondern zehn Teufel im Leibe. Nun sehen Sie, ich war auch jung, und deshalb macht es mir jetzt, in meinen alten Tagen, Vergnügen, Liebesleuten eine Gefälligkeit zu thun; erführen aber die Kerle, oder hätten sie nur eine Ahnung vom Zwecke Ihrer Reise, so würden sie alle Kräfte aufbieten, Ihnen einen Schabernack zu spielen, vollends gar, wenn sie mich dabei im Spiele wüßten, den die meisten von ihnen nicht ausstehen können."

„Das konnte ich nicht wissen," sagte Ludwig, „aber wohin hat man Johanna gebracht?"

„Junger Herr," erwiderte Fuchs mit gedämpfter Stimme, „ältere Verpflichtungen gehen neueren vor; ich werde Ihnen den Ort, an welchem ich Ihre Geliebte vermuthe, andeuten, aber nicht verrathen. Verstehen Sie mich?"

„Zum Theil, ja, aber vollkommen doch eigentlich nicht."

„Nun gut," fuhr Fuchs fort, „es wird Ihnen Alles klar werden. Ich hoffe wenigstens. In ein paar Tagen wäre ich ohnehin wieder in jenes Walddorf gegangen, das läßt sich aber auch morgen schon abmachen. Ich gehe jetzt nun nach Hause, das Nöthigste zu besorgen, und hole Sie morgen früh ab, um Sie auf die Spur derjenigen zu

bringen, die Sie suchen, denn je früher Sie von hier fortkommen, je besser ist es. Sind Sie damit einverstanden?"

„Zu tausend Dank bin ich Ihnen verpflichtet," rief Ludwig.

„Still, und lassen Sie gegen Niemand sich eine Silbe merken. Adieu!"

Er ging, und erst jetzt kam Ludwig recht zur Besinnung, und pries, als er auf seine Stube gekommen war, sein Glück, welches ihm so ganz zufällig an das Ziel seiner Wünsche zu führen versprach, lagen dieselben gleichwohl noch immer in einiger Entfernung.

Dann überlegte er zusammen mit Andreas, wer wohl dieser alte Fuchs sein könne. Ein Jäger war es nicht, denn er führte keine Flinte, sondern blos einen starken Stock, und unter die gewöhnlichen Landleute war er auch nicht zu stellen, das verrieth sein ganzes Benehmen. Warum er endlich Ludwig nicht ganz bis an den Ort führen wolle, wo sich Johanna befand, war ebenfalls zum Theil räthselhaft, aber weiß Gott, welche Verhältnisse da obwalteten.

„Eine Andeutung hat er versprochen," sagte Ludwig, „und ich hoffe aus seinem ganzen Wesen, daß sie genügend sein werde."

Dann suchten Beide ihr Lager, um morgen gerüstet zu sein und ohne Verzug sich der Führung des gefälligen Fuchses anvertrauen zu können.

Viertes Kapitel.

Wir haben den Grafen und Taubenfieber verlaſſen, als Beide eben im Begriffe waren, ſich in das Gebirge zu begeben, um ihre gemeinſamen archäologiſchen Forſchungen und Studien zu beginnen.

Beide ſchritten wacker aus, der Graf mit dem feſten, gleichförmigen Schritte eines geübten Fußreiſenden, oder eines erfahrenen Jägers, Taubenfieber mehr ſpringend, tänzelnd, mit dem Anſcheine der größten Eilfertigkeit, und mit angenehm in der Morgenluft flatternden Togazipfeln.

Ein Bild der ernſt dahin ſchreitenden Proſa und der lieblich ſchwebenden Poeſie.

Man ging außen um das Dorf, und als man das in eine Fabrik umgewandelte Schloß in einiger Entfernung erblicken konnte, ſagte der Graf:

„Der Bau da unten macht mir viele Mühe,

und, ich läugne es nicht, viele Sorge. Zwar bin ich meiner Sache vollkommen sicher, aber alle Welt erlaubt sich über ähnliche Unternehmungen ein Urtheil zu fällen. Schlimme bleiben dabei selbstverständlich nicht aus, und wenn Herrn von Stellenbach etwas dergleichen zu Ohren käme, könnte er ängstlich werden, und in seinem Eifer erlahmen. Das wäre mir nicht lieb. Haben Sie, lieber Professor, keine derartigen Gerüchte vernommen?"

„Nein!" rief Taubensieber eifrig, „nichts als Liebes und Gutes habe ich gehört. Jedermann lobt die Zweckmäßigkeit der Einrichtungen, und verspricht sich den besten Erfolg, und die Leute in der Umgegend fühlen sich glücklich, weil jetzt so viele Brodlose Arbeit und Lohn finden werden."

„Das ist mir lieb zu hören," sprach der Graf vergnügt, „es giebt Zeugniß von dem gesunden Verstande der Bevölkerung, und die Freude, mit welcher Sie mir das mittheilen, ist mir zugleich Bürge, daß Sie ebenfalls für mein Unternehmen eingenommen sind. Haben sich aber einmal die „besseren Leute" in einer Stadt oder in einem Bezirke für irgend eine Sache erklärt, so ist an einem günstigen Erfolge kaum mehr zu zweifeln."

Taubensieber verbeugte sich höchlich geschmeichelt, und man setzte den Marsch unter verschiedenen

Gesprächen fort, bis man auf eine Wiese gelangte, welche bereits so ziemlich am Saume des Waldes lag.

„Hier beginnt der Schauplatz unserer Thätigkeit," sprach der Graf, indem er still stand, „und jetzt, lieber College, theilen Sie mir mit, was Sie wahrnehmen."

Taubensieber blickte um sich. Hinter ihm lag der Wald, vor ihm, in ziemlicher Ausdehnung, das Flachland, welches man großentheils übersehen konnte, da man sich bereits auf einem erhöhten Standpunkte befand, er selbst aber stand auf einer Wiese, welche anfing grün zu werden. Wahrnehmen aber konnte er nichts.

Er theilte das endlich dem Grafen mit.

„Wirklich nicht?" sagte dieser.

Taubensieber begann in Verlegenheit zu gerathen, aber nach mehrfachen fruchtlosen Versuchen mußte er das negative Resultat seiner Forschungen wiederholen.

„Ich sehe wirklich nichts," sagte er, „gar nichts."

Der Graf schlug ihm auf die Schulter.

„Sehen Sie," rief er, „das freut mich und spricht vortheilhaft für Ihre Fähigkeiten. Sie sind wahrhaft, und gehen gründlich zu Werke. Sie

hängen nicht an vorgefaßten Ideen, und stellen keine vagen Theorien auf. Das kennzeichnet den ächten Forscher, und das bißchen Uebung, was Ihnen mangelt, wird rasch erworben sein. Aber kommen Sie!"

Er führte ihn einige Schritte vorwärts, und zeigte ihm einen ziemlich geebneten, vielleicht anderthalb oder zwei Fuß tiefen, mit Gras bewachsenen alten Graben, indem er mit leuchtenden Augen sprach:

„Hier sehen Sie die äußerste Fossa, oder wenn Sie wollen, das erste Befestigungswerk unseres Castrum, den schützenden Graben, welcher bestimmt war, den ersten Anprall der Reuterei abzuhalten, und eben so die Besatzung vor dem Andrange des Fußvolkes zu sichern."

Der archäologische Schüler sah etwas verblüfft auf den kaum vier Fuß breiten Graben, und sagte dann mit halb und halb ungläubiger Miene:

„Herr Je, das habe ich und die anderen Leute immer für einen alten Wassergraben gehalten."

„Vielleicht nicht mit Unrecht," versetzte der Graf, „denn es mag sein, daß man später durch die Fossa Wasser geleitet hat. Aber wissen Sie, was meine Bestimmung als die richtige erscheinen

läßt? Hier der murus fossae exterior, die gegen das Feld hin niederhangende Abdachung des Grabens, und hier die fossae acclivitas, die Abdachung gegen das Castrum hin, welche, wie Sie sehen, erhöht ist, und auf welcher, wenn die Wuth des Kampfes auf das höchste entbrannt war, die Kerntruppen zu stehen pflegten, um den Feind zu bekämpfen."

Allerdings war der Graben auf der einen Seite ein wenig höher, und gegen das Feld zu etwas niedriger. Aber nach Taubensieber's Begriff hatten die Kerntruppen nur wenig Vortheil von ihrer erhöhten Stellung, da diese blos einige Zoll betrug. Auch schien ihm der fast in gerader Richtung verlaufende Graben wenig Aehnlichkeit mit einem Festungswerke zu haben. Er äußerte diese seine Bedenken gegen den Grafen, und fügte bei, daß die geringe Tiefe des Grabens, und seine kaum drei oder vier Fuß betragende Breite, ihn immer noch einige Bedenken hegen ließen.

„Was den geraden Verlauf der Fossa betrifft," antwortete der Graf, „so pflegten wir zur Römerzeit alle unsere Werke auf solche Weise zu errichten, und selbst in den ersten Zeiten des Mittelalters kannte man nur gerade verlaufende oder runde Befestigungen. Andere waren nicht nöthig,

da man keine weithin tragende Schußwaffen hatte, um die Fossa und Valla gegenseitig bestreichen und schützen zu können. Was aber die scheinbare geringe Tiefe und Breite der Fossa betrifft, so hat die Zeit sie ein wenig eingeebnet, ich aber sehe, daß die Breite vierzehn Fuß beträgt, die Tiefe acht Fuß, und die fossae acclivitas, die erhöhte Abdachung gegen das Lager zu, die in gewissen Fällen für die Kerntruppen bestimmt war, ist um fünf und einen halben Fuß höher, als der murus fossae exterior, die äußere Abdachung. Wenn Sie, mein lieber Herr Professor, nur eine kurze Zeit noch archäologische Studien machen, werden Sie das und noch viele andere Dinge sehen, von welchen andere Leute keine Spur wahrnehmen."

Taubensieber freute sich im Voraus auf diesen Fortschritt seines Erkennungsvermögens, und schritt jetzt wohlgemuth neben seinem Lehrmeister fort über die Wiese dem Walde zu. Noch ehe sie aber diesen erreicht hatten, blieb der Graf abermals stehen und sagte:

„Ich bin überzeugt, daß ich Sie hier nicht aufmerksam zu machen brauche auf die innere Fossa, an deren Rande wir uns befinden, und mit welcher das eigentliche Castrum beginnt. Ja,

ich sehe an dem Ausdruck Ihres Gesichts, daß ich mich nicht täusche."

Taubensieber hatte seine eigenen Gedanken. Eigentlich sah er nichts, Alles war vollkommen ebener Grasboden, und nicht die geringste Spur irgend einer Vertiefung ließ sich bemerken. Gewissermaßen schämte er sich dieser seiner geringen Beobachtungsgabe halber, da aber der Graf aus seinen Mienen gelesen hatte, daß er die Fossa bereits gefunden, so beschloß er, ihn bei diesem Glauben zu lassen.

„Freilich," sagte er dreist, „freilich sehe ich diesen zweiten Graben, der dicht hier vor uns liegt. Ich halte ihn für tiefer als den äußeren, und wohl auch für breiter, eine genaue Maßbestimmung möchte ich aber denn doch nicht angeben."

„Es dürfte dies allerdings auch seine Schwierigkeiten haben," versetzte der Graf, „und für den Anfang genügt es vollkommen, wenn Sie seinen Verlauf verfolgen können. Gehen Sie einmal eine Strecke längs des äußeren Randes hin, längs des murus fossae exterior."

Taubensieber ging auf Gerathewohl ein Stück quer über die Wiese, und der Graf folgte ihm, abwechselnd ihn belobend oder zurechtweisend:

„Brav! sehr gut, ausgezeichnet — halt! Et-

was mehr links, Sie kommen sonst in den Graben. So ist's recht, jetzt haben wir wieder die Richtung."

Taubensieber lächelte still vor sich hin:

„Entweder," dachte er, „ist der Graf ein Narr, oder ich habe mehr Glück als Recht."

Er war aber geneigt, das Letzte anzunehmen, und endlich sagte der Graf:

„Es ist genug. Wie Sie sehen, fängt die Fossa an hier etwas undeutlich zu werden, und wir wollen sie ihrem Schicksale überlassen und uns in den Wald begeben, woselbst ich Ihnen die Ueberreste des eigentlichen Castrums zeigen werde."

In der That führte er ihn bald darauf zu einem kleinen Gemäuer, welches er als das Fundament eines Thurmes bezeichnete, und obgleich Taubensieber schon in seiner Jugend gehört hatte, daß vor Zeiten hier das Häuschen eines Waldhüters gestanden habe, ließ er sich dennoch belehren. Weiter innen im Walde machte ihn der Graf auf mehrere aus dem Boden hervorragende Felsen aufmerksam.

„Dieses sind die Grundlagen," sagte er, „auf welchen ein großer befestigter Thurm errichtet war. Die noch an diesen Felsen haftenden Spuren von Mörtel sind zwar ziemlich schwierig

zu erkennen, einem geübten Auge aber entgehen sie keineswegs. Die Alten liebten es, war es nur einigermaßen möglich, ihre stärkeren Befestigungswerke auf natürlicher Felsengrundlage zu errichten, anstatt auf mühselig herzustellendem künstlichen Fundamente. Heutzutage baut man auf Sand. Aber so ist die Welt!"

Während Beide auf diese Weise durch den Wald zogen, staunte Taubensieber über die ausgebreiteten Kenntnisse in allen Fächern des Wissens, welche der Graf entwickelte. Freilich wohl mußte er einen großen Theil dessen, was derselbe vorbrachte, auf Treue und Glauben annehmen, in Dingen aber, in welchen der ehemalige Lehrer einigermaßen bewandert war, ließ sich nicht die mindeste Unrichtigkeit auffinden, behauptete er gleichwohl, nachdem er, zum Beispiel in der Geschichte vorgetragen, wie man irgend ein Factum gewöhnlich auffaßte, daß Alles in Wirklichkeit ganz anders gewesen sei.

Daran knüpfte sich die Eigenthümlichkeit des Grafen, fortwährend von seinem hohen Alter zu sprechen.

Taubensieber war, er wußte selbst nicht recht wie, bereits auf dem Punkte angelangt, seinem Gönner hundert Jahre und wohl noch einige

darüber zuzugestehen. Jener aber warf mit Jahrtausenden um sich, und es hätte Taubenfieber kaum Wunder genommen, wenn er vom ersten Menschenpaare als seinen intimen Bekannten gesprochen hätte.

Zu was diese Tollheit? Er nahm sich vor, bei passender Gelegenheit mit dem Grafen hierüber zu sprechen, vorläufig aber sich von demselben so viel als möglich belehren zu lassen, um bei dem zu schreibenden Buche später nicht auf allzu große Schwierigkeiten zu stoßen.

Nachdem man noch eine Zeit lang gewandert war, schlug der Graf vor, sich eine kleine Rast zu gönnen, da man noch einen ziemlichen Weg bis zum Forsthause vor sich hatte, wo man gründlich auszuruhen und sich zu erfrischen gedachte.

Als passenden Platz schlug der Graf einen ziemlich großen, mit Moos bekleideten Stein vor, welchen er als einen Mauerstein des Castells erkannte, und über dessen Form er alsbald mancherlei Belehrendes zu sprechen begann.

Plötzlich aber wurde er unruhig, sah Taubenfieber mit eigenthümlichen Blicken an, und sagte endlich:

„Hier ist etwas nicht, wie es sein soll!"

Sein Begleiter erschrak fast:

„Was giebt's denn," sagte er, „ich sehe und höre nichts Verdächtiges, und der Wald war, so lange ich mir denken kann, stets sicher."

Der Graf gab keine Antwort, sondern stand auf und entfernte sich einige Schritte von seinem früheren Sitze, trat wieder näher, und machte endlich die Runde um denselben. Dann lächelte er und sagte, indem er auf den Stein zeigte:

„Hier steckt's!"

„Was Teufel soll da stecken," rief Taubensieber halb mißtrauisch, halb neugierig.

„Gold oder Silber steckt da unten," versetzte der Graf, „viel nicht, aber dafür liegt es auch nicht tief unter der Erde. Wälzen wir den Stein hinweg."

Er warf seinen Rock ab, und nachdem Taubensieber seinem Beispiele gefolgt war, gingen Beide an's Werk.

Nach einiger Anstrengung gelang es, den Stein zu beseitigen, und jetzt bat der Graf Taubensieber, in der Erde zu wühlen, denn ihm selbst sei das unmöglich. Berühre er ein edles Metall, welches lange Zeit nicht in eines Menschen Hand gewesen, so empfinde er einen unsäglichen Schmerz, und aus diesem Grunde wirke ein solches, auch

auf ziemliche Entfernung hin, je nach seiner Menge, mehr oder minder auf ihn ein.

Taubensieber begann eifrig zu graben, und nach kurzer Zeit brachte er, mit der Miene ziemlicher Enttäuschung, ein kleines grünliches Fläschchen von eigenthümlicher Form zum Vorschein.

„Dieses ist eine Thränenflasche," sagte der Graf. „Aber weiter graben!"

Jetzt schrie Taubensieber jubelnd auf, er hatte eine Goldmünze gefunden, dann noch eine, und endlich eine kleine Silbermünze.

Unschädlich für die Sensitivität des Grafen, gingen diese jetzt in seine Hand über.

„Kaisermünzen," sagte er. Dann trat er auf die gefährliche Stelle und fügte hinzu: „Wir brauchen uns nicht weiter zu bemühen, hier liegt nichts mehr."

Mit freudigem Erstaunen betrachtete Taubensieber den Fund, und der Graf sagte freundlich: „Natürlich sind diese Kleinigkeiten Ihr Eigenthum. Ich besitze genug dergleichen, aber ich werde dieselben zuerst für Ihr Werk abbilden lassen, sie geben uns wichtige Aufschlüsse."

Er steckte Münzen und Thränenfläschchen unbefangen ein, obgleich Taubensieber vielleicht nicht ungern auf die Illustrationen verzichtet hätte.

„So ein Ding ist ja wohl einen Ducaten werth," sagte er hierauf.

„Schon an Goldwerth mehr," versetzte der Graf, „an numismatischem Werthe aber wahrscheinlich das Zwanzigfache, wenn das ausreicht. Ich rathe Ihnen, wenn die Dinger abgebildet sind, sie zu verwerthen, im Falle Sie nicht gesonnen sind, ein Museum anzulegen. Ich gebe Ihnen dann die Adressen verschiedener Liebhaber. Es ist freilich nur eine Kleinigkeit, aber man darf nichts umkommen lassen."

Die Müdigkeit schien Beiden vergangen, sie setzten jetzt ihren Weg weiter fort, und der Graf eröffnete nun seinem Begleiter, daß er, einmal angeregt, jetzt mit Sicherheit zu fühlen glaube, daß in der nächsten Umgegend noch Mancherlei verborgen liegen müsse.

Taubensieber hatte davon reden hören, daß der Graf im alten Schlosse Vorland's Schätze gespürt habe. Er hatte über den thörichten Aberglauben gespöttelt, und jetzt lag die nackte Wahrheit vor ihm, und noch dazu als äußerst angenehme nackte Wahrheit, welche Eigenschaft diese Tugend, im Naturzustande, eigentlich nur selten zu besitzen pflegt.

Zwanzig Ducaten, wenn das ausreicht! Und

der Graf überließ ihm edelmüthig diese kostbaren Raritäten, welche durch die vorhergegangene Abbildung zuverlässig noch an Werth gewinnen müßten!

Ein Museum anzulegen, kam ihm nicht in den Sinn. Es ist das nicht Jedermanns Liebhaberei. Aber er legte in Gedanken seinem verehrten Gönner fünfzig Jahre mehr zu, und beobachtete, neben ihm herlaufend, aufmerksam seine Miene, ob nicht ein gewisses Reißen und Zucken abermals die Nähe eines schätzbaren Fundes verkünden würde.

Dieser seinerseits verbreitete sich weitläufig über die Wichtigkeit der gefundenen Münzen, bezüglich der Altersbestimmung der Colonie, und sprach die Hoffnung aus, auch noch andere Gegenstände aufzufinden, Waffen und Aehnliches, welche noch bessere Anhaltepunkte bieten würden.

„Man findet bisweilen große Anhäufungen der werthvollsten Sachen," sagte er, „denn hier und da wurden die Römer plötzlich von einer allzu großen Mehrzahl feindlicher Kriegsvölker überfallen, so daß sie entweder sämmtlich in die Pfanne gehauen, oder doch wenigstens die Flucht zu ergreifen gezwungen wurden, und war es ihnen später nicht möglich, ihre verlassene Besitzung wieder mit dem Schwerte in der Hand zu

erobern, so blieb wohl mancher Schatz, begraben unter Trümmern, den beutegierigen Augen der Sieger verborgen."

Bei diesen Worten zog der Graf eine Fratze, und fuhr mit der Linken an der entsprechenden Körperseite auf und nieder. Offenbar empfand er heftige Schmerzen, und Taubensieber erkundigte sich theilnehmend, nach welcher Richtung hin wohl die Ursache seiner Leiden zu finden sein möge, um dieselbe schleunigst zu entfernen oder unschädlich zu machen.

Es zog den Grafen nach links, und nachdem er eine alte Eiche mehrmals umgangen hatte, befahl er Taubensieber, unter den hervorstehenden und mit Moos bedeckten Wurzeln des Baumes nachzugraben, und nach einiger Zeit fand derselbe abermals einige kleinere Goldmünzen, welche der Graf für noch werthvoller als die zuerst gefundenen erklärte, und eben so, wie jene, in vorläufige Verwahrung nahm.

Geleitet von seinem Genius, schlug jetzt der Graf einen andern, als den vorher bestimmten Weg ein, und machte seinem Begleiter den Vorschlag, erst morgen tiefer in den Forst einzudringen, und für heute in einer der am Saume desselben gelegenen Ortschaften einzukehren, da

wohl in dem Reviere, in welchem sie eben streiften, noch mancherlei Beute zu erwerben sei, und Taubensieber war ganz damit einverstanden.

Er wäre sein Leben lang mit dem Grafen so durch den Wald gelaufen, und es kam ihm vor, als habe er niemals einen mit mehr Annehmlichkeiten verknüpften Spaziergang unternommen, als den heutigen in der Begleitung seines verehrten Gönners, und er theilte dies auch in wohlgesetzten Worten demselben mit.

„Nicht wahr," sagte der Graf freundlich, „nicht wahr, ich hatte recht, als ich sagte, daß der ächte wissenschaftliche Sinn in Ihnen läge?"

Taubensieber verbeugte sich, und multiplicirte im Stillen die Anzahl der gefundenen Goldmünzen mit zwanzig, und dann die Summe der gefundenen Ducaten, der glatten Rechnung halber, mit fünf und einem halben Gulden. Es kam eine artige Summe heraus, und sein Vergnügen steigerte sich wesentlich, als noch verschiedene mehr oder weniger bedeutende Funde gemacht worden waren.

Endlich war man auf eine kleine Lichtung gekommen, und der Graf zog ein Taschenfernrohr hervor, und besah sich die Gegend.

„Beim Mars und bei Bellona, seiner speer-

schwingenden Schwester," rief er plötzlich, „was haben wir dort! Ein wohl erhaltenes römisches Castell! Wie ist das möglich?"

Taubensieber sah nach der angegebenen Richtung und konnte sich kaum eines Lächelns erwehren:

„Herr Jerum, hochverehrter Herr Graf," sagte er, „das weiße Haus dort? das ist ja die Irrenanstalt, die vor etwa zehn Jahren erst nagelneu gebaut wurde."

Der Graf lächelte:

„Was stand vorher dort?"

„Ein verfallenes Herrenhaus."

„Was vor diesem Herrenhause?"

„Das weiß ich nicht, und wahrscheinlich Niemand," versetzte Taubensieber einigermaßen verblüfft.

„Ich aber will es Ihnen sagen," erwiderte der Graf. „Ein römisches Castell stand dort, auf dessen noch stehenden Grundmauern man eine Burg erbaut hat, die später zum Herrenhause wurde. Es ist von hoher religiöser, politischer und culturhistorischer Bedeutung, daß man auf jene Stellen, wo sich heidnische Tempel befanden, christliche Kirchen oder Capellen erbaute, und auf

den Ruinen römischer Castelle Zwingburgen errichtete, oder jene sogleich in diese umwandelte.

Man wollte die religiösen Gefühle, welche sich an die heidnischen Opferstellen oder Tempel knüpften, nicht umkommen lassen, und verarbeitete sie nach und nach in christliche Frömmigkeit, und die Manchetten, welche das Publikum früher vor dem römischen Castell hatte, verpflanzten sich, auf gleiche Weise, auf die spätere Burg. Daß aus dem verfallenen Herrenhause später ein Irrenhaus wurde, geht mich nichts an."

„Mich auch nicht," sagte Taubensieber, aber er gedachte unwillkürlich der Umänderungen in Wellenfeld.

Der Graf indeß setzte ihm jetzt auseinander, daß er deutlich die Grundmauern des alten Castells erkenne, und sagte, daß ohne Zweifel jene Befestigung das hauptsächlichste Werk der ganzen Colonie gewesen und von dem Oberbefehlshaber selbst bewohnt worden sei. Dann fügte er hinzu, daß sie sich jetzt sogleich an Ort und Stelle begeben wollten, und daß er eine Zeichnung des Hauses zu machen gesonnen sei, während man später einen Grundriß nehmen müsse.

„Das wird schwer halten," sagte Taubensieber, „der Doctor da drinnen ist teufelmäßig grob."

„Wir werden ihm doppelt höflich sein," versetzte der Graf, „und ich wette, in drei Tagen haben wir Plan und Grundriß. Es wird ein Glanzpunkt unseres Werkes."

Man stieg die sanfte Anhöhe hinab, die weißen Mauern des ehemaligen Castells glänzten bereits deutlich zwischen den Baumstämmen, und der Graf erklärte Taubenfieber mit Begeisterung, daß nicht allein die Grundmauern römisch seien, sondern daß auch die ganze Form des Gebäudes den Charakter eines Castells trüge.

Der Graf war in seinem Eifer bisher rasch vorangeschritten, jetzt aber blieb er plötzlich stehen, und als Taubenfieber ihn anblickte, sah er, daß seine Augen sich auf furchtbare Weise verdrehten und die Muskeln seines Gesichts krampfhaft zu zucken begannen.

„Brav," dachte Taubenfieber, „da herum steckt wieder etwas, und es muß ein ordentlicher Brocken sein, denn so fürchterliche Gesichter hat er noch nie geschnitten!"

Jetzt streckte der Graf beide Hände von sich ab, gegen das Gebäude zu, und seine Finger begannen sich in eine eigenthümliche zitternde Bewegung zu versetzen, aber nur kurze Zeit, denn er schloß bald mit einem Weheschreie die Hände,

und während sein ganzer Körper in eine heftige convulsivische Bewegung gerieth, begann er zu wanken, und es war offenbar Gefahr vorhanden, daß er auf die Erde stürzen würde.

Taubensieber wurde ängstlich. Was sollte aus all' seinen Plänen werden, wenn dem Grafen, der ohnedies schon steinalt war, hier etwas Menschliches begegnen sollte! Er sprang hinzu und unterstützte den Schwankenden.

„Fortführen!" stammelte dieser.

Taubensieber gehorchte, und nachdem man sich etwa zwanzig Schritte weit zurückgezogen hatte, ließ sich der Graf auf einen gefällten Baumstamm nieder, und sein Führer nahm Platz neben ihm.

Merkwürdiger Weise hatte sich die Gesichtsfarbe des Leidenden nicht im mindesten verändert, seine Muskeln zuckten aber noch gewaltsam, und seine Brust hob sich unter schweren, keuchenden Athemzügen.

„Diesmal hat's mich scharf gepackt," sagte er endlich, mühsam die Worte hervorbringend.

„Was giebt's denn, Herr Graf," sagte Taubensieber, „was hat Sie denn so alterirt?"

„Was es giebt?" erwiderte jener, immer noch heftig bewegt, dennoch aber mit einem gewissen grimmigen Tone, „was es giebt? Fahles Gold

und bleiches Silber giebt es, Euern Götzen, Ihr jämmerlichen Menschlein, den Ihr im Staube anbetet. Und welche Mengen dieses elenden, nichtsnutzigen, schmutzigen Metalls!"

„Wo, wo denn?" verehrungswürdiger Gönner? Ich will gern kratzen und graben, um Sie zu beruhigen. Sagen Sie nur gefälligst, wo?"

„Ich bin jetzt außerhalb des Bereiches jener schädlichen Einflüsse," fuhr der Graf fort, „aber ich bin noch schwach, sehr schwach, gleichsam kindisch. Habe ich Sie touchirt? Es thut mir leid!"

„Ach Gott, nein," rief Taubensieber, „nicht im mindesten, „aber wo liegt das Gold?"

Der Graf begann zu weinen, und schluchzend und unter Thränen theilte er Taubensieber mit, daß in Gewölben, die sich wahrscheinlich unter den Kellern des Castells befänden, ungeheure Mengen Gold und Silber vergraben liegen müßten. Wie er es früher bereits angedeutet, sei wahrscheinlich die Colonie plötzlich überfallen worden, man habe die Schätze, die Kriegscasse und zahlreiche Gefäße, gefertigt aus edlen Metallen, dort verborgen, sei aber außer Stande gewesen, dieselben später wieder zu erobern. Er habe, sagte er, wenn er nicht irre, einmal in Rom von einem solchen Falle erzählen hören, aber im gegenwärtigen Au-

genblicke sei sein Gedächtniß so schwach, daß er auf das Nähere sich nicht besinnen könne.

„Wieder die alten Mucken," dachte Taubensieber. Dann aber sagte er sich, daß der Graf ganz unzweifelhaft ein außergewöhnlicher und besonderer Mensch sei, denn seine Gabe, edle Metalle in ziemliche Entfernung hin zu fühlen, war nicht zu läugnen. Am Ende waren andere Ausnahmen von der gewöhnlichen Regel auch anzunehmen, und jetzt war vielleicht der Augenblick gekommen, dies zu erfahren. Die Erforschung dieses Geheimnisses stand aber immerhin in zweiter Reihe.

Vorerst war nöthig zu überlegen, wie man zu den Schätzen auf irgend eine gute Manier gelangen könne, und der Graf konnte da unbedingt den besten Aufschluß geben.

Indessen beschloß Taubensieber, dennoch zuerst auf die weniger wichtige Sache loszusteuern, denn, hatte gleichwohl der Graf heute Morgen die einzelnen Geldmünzen mit großer Liberalität an ihn verschenkt, so war doch zuverlässig nicht anzunehmen, daß er die im Castell verborgene unmäßige Menge Gold ihm ebenfalls überlassen werde. Gelang es aber jetzt, in dieser schwachen Stunde, sein Vertrauen zu gewinnen, so führte der erste Schritt

vielleicht den zweiten herbei, der Graf ließ ihn theilnehmen an der Hebung des Schatzes, oder er bediente sich seiner als Gehülfen, und eine wackere Summe fiel dann zuverlässig für ihn ab.

Der Graf war immer noch sehr angegriffen und leidend, und warf halb ungehaltene, halb ängstliche Blicke nach dem Castell, und Taubenfieber beschloß jetzt auf sein Ziel loszusteuern.

„Der Herr Graf sind noch immer etwas unwohl," sagte er, „und es schaudert mich, wenn ich bedenke, was für ein Unglück hätte entstehen können, wenn wir uns unvorsichtiger Weise der Anstalt — dem Castell — noch mehr genähert hätten."

„Was hätte geschehen können?" fragte der Graf heroisch.

Taubenfieber gerieth einigermaßen in Verlegenheit. Man sagt in solchen Fällen doch nicht gern die unverblümte Wahrheit, und er machte daher verschiedene Ausflüchte und Winkelzüge.

Der Graf unterbrach ihn, indem er schmerzlich lächelnd sagte:

„Ich will Ihnen sagen, was hätte geschehen können, ich wäre vielleicht, auf ein paar Hundert Jahre, blind, taub oder lahm geworden, gestorben aber wäre ich nicht."

Der Graf arbeitete Taubensieber gewissermaßen in die Hand, und dieser sagte daher jetzt:

„Der Herr Graf reden da immer von ein paar Hundert Jahren, als wenn das gar nichts wäre, Sie haben Christus gekannt, Sie sahen Rom in den ersten Zeiten seiner Gründung. Aber das ist ja eigentlich gar nicht möglich."

„Eigentlich nicht," versetzte der Graf, „aber uneigentlich."

Taubensieber ließ sich nicht irre machen.

„Darf ich mir die große Freiheit nehmen, zu fragen, wer Sie eigentlich — oder uneigentlich sind?" sagte er.

„Rathen Sie einmal!"

Taubensieber blickte ihn an, und ein Gedanke stieg in ihm auf. Etwas Orientalisches ließ sich in den Zügen des Grafen nicht verkennen:

„Sollten Sie Ahasverus sein?"

„Was wollen Sie damit sagen?" versetzte der Graf etwas piquirt.

„Nun, ich meine, der ewige Jude."

„Pfui Teufel," rief jener, „habe ich Ihnen nicht heute Morgen erst gesagt, daß ich die Juden und Türken nicht leiden kann."

„Dann weiß ich nicht, was ich rathen soll!" rief Taubensieber.

„Nun," versetzte der Graf," so will ich es Ihnen sagen. Aber, auf Parole, unter uns.

Ich bin der Stiefbruder, mütterlicher Seite nämlich, des Propheten Elias!"

Ohne Zweifel hatte dieses Geständniß die stets noch angegriffenen Nerven des Grafen wieder heftig erschüttert, denn er wandte sich rasch ab, und bedeckte das Gesicht mit den Händen.

Auch Taubensieber war tief ergriffen von dieser unerwarteten Mittheilung, trotzdem aber kamen vielleicht nicht vollständig unverzeihliche Zweifel über ihn, und er sagte:

„Verzeihen Sie, Herr Gräf, Ihr Wort in Ehren, aber unmaßgeblich — —"

Der Graf ließ ihn aber nicht enden, denn die Erinnerungen seiner ersten Jugendzeit traten lebhaft vor sein Gedächtniß.

„Es ist sonderbar," sagte er, „daß ich mich unserer Eltern durchaus nicht mehr erinnern kann. Gewöhnlich pflegt man sich doch wenigstens seiner Mutter zu erinnern, als einer stets wohlwollenden, gütigen und liebevollen Dame, oder, je nach Umständen, als einer immer traurigen, blassen und leidenden, in dunkle Gewänder gehüllten Gestalt, welche leider dem vorausgegangenen Gatten nur zu bald nachfolgt. Aber von alledem weiß ich

nichts, und nur Elias steht lebhaft vor mir, der aber über unsere Familienverhältnisse nie mit mir sprach. Natürlich! er hatte alle Hände voll zu thun als Geheimer Rath und Hofprophet des Königs Achab. Lieber Taubensieber! das war keiner von den Besten, und mein Bruder hatte häufig einen harten Stand. Aber er nahm kein Blatt vor den Mund, und war bisweilen fast ein wenig grob. Wie hat er sich aufgeführt bei der Geschichte mit Naboth's Weinberg! Doch er war geschickt und konnte Regen schaffen und Feuer vom Himmel fallen lassen, ganz nach Belieben, das hat ihn gehalten. Was indeß die Geschichte mit den Bären betrifft, welche er auf jene unartigen Jungen hetzte, so fand ich das unrecht."

„Halt," rief Taubensieber, „verzeihen Sie, das ist ein Irrthum, „das that der Prophet Eliseus, der Nachfolger Ihres Herrn Bruders."

„Wirklich," sagte der Graf höhnisch, „ist das wirklich ein Irrthum? Und das sagen Sie mir, der ich Augenzeuge war? Aber ich kann Ihnen das nicht übel nehmen, denn leider schrieb man später eine Menge Wunderthaten, welche mein Bruder verrichtete, diesem Eliseus zu, der zwar im Ganzen nicht übel war, aber meinem Elias doch bei weitem nicht gleich kam. Wenn ich daran

denke, wie er auf dem feurigen Wagen gen Himmel fuhr! Ich wollte jenesmal, wie eben junge Leute sind, ein Stück mitfahren, aber er litt es nicht. Das können Sie sich denken!"

Taubensieber schüttelte unwillkürlich den Kopf. Der Prophet und dessen Stiefbruder begannen ihm langweilig zu werden, und von dem Schatze schien man mehr und mehr abzukommen.

Der Graf schien seine Gedanken zu errathen. Er blickte jetzt nach dem Castell und sagte: „Wir vergessen aber beinahe die Hauptsache, unser Geschäft. Jenes Gold muß in unsere Hände kommen, aber ich kann nicht hingehen. Sie wissen warum. Gehen Sie hin, suchen Sie auf irgend eine Weise auszuspüren, wo es liegt, und bringen Sie mir dann eine Probe, nur etwa eine Hand voll, und dann weiß ich, was ich zu thun habe."

Taubensieber wollte das nicht recht gefallen. „Er wird freilich wissen, was er zu thun hat," dachte er, „aber ich werde das Nachsehen haben." Er schwieg.

„Nun?" sagte der Graf.

Taubensieber zog die Schulter:

„Wie soll ich hineinkommen, und gar zu dem

Schatze gelangen? Die drinnen lassen keine Katze hinein oder heraus. Das geht nicht."

„Es muß gehen," versetzte jener, „ein kluger und entschlossener Mann wie Sie kann Alles zu Stande bringen, wenn er ernstlich will."

„Wissen Sie was," sagte Taubensieber, „kaufen Sie die ganze Geschichte, das Haus und Alles, dann können wir mit Gemüthlichkeit das ganze Nest ausheben."

„Ja," versetzte der Graf, „das wäre der kürzeste Weg, wenn die Anstalt nicht landesherrlich wäre. Kennen Sie die Bedeutung des Wortes „Obervormundschaftliche Behörde," und wissen Sie, daß Hunderte von fürstlichen Commissionen hierherkommen, und Tausende von Actenstücken verschrieben werden würden, bis der Zuschlag erfolgt, und daß in zehn Jahren wir noch an der Stelle stehen würden, wie heute?"

Taubensieber ließ die Ohren hängen. Der Graf hatte nicht unrecht, und jetzt setzte dieser hinzu:

„Habe ich aber einmal eine kleine Menge jenes Goldes, so bin ich Herr des Ganzen. Wie, begreifen Sie so wenig, als Sie vorhin die Geschichte mit den Bären begriffen, oder begreifen wollten. Dann geht's an's Zeichnen und Be-

schreiben der Münzen und muthmaßlichen Gefäße, und ist dies geschehen, so können Sie den Bettel behalten, wenn Sie wollen, ich will dergleichen nicht mit mir herumschleppen."

„Ich gehe hin," sagte Taubensieber entschlossen. „Den alten Strix, den Thorwärter, kenne ich, und läßt mich der nicht hinein, so stelle ich mich närrisch."

„Natürlich," versetzte der Graf, „das ist das Einfachste. Man wird Sie, da Sie einen gutartigen Verrückten oder einen Blödsinnigen vorstellen werden, ohne Zweifel frei herumlaufen lassen, und dann ist es ein Leichtes, in den Keller zu kommen. Daß aber das Gold nicht tief liegt, habe ich leider vorher gespürt."

Taubensieber überlegte noch einen Augenblick, und sagte dann:

„Im Falle mir aber unangenehme, nicht vorhergesehene Eventualitäten zustoßen sollten, kann ich doch auf Sie zählen?"

„Freund," erwiderte der Graf, indem er ihm die Hand reichte, „Freund! habe ich diese Frage verdient?"

„Nein, nein! ich meinte nur!" rief Taubensieber. „Aber noch Eins. Wenn es wirklich so weit käme, daß ich, was mir aber eigentlich nicht

angenehm wäre, mich närrisch stellen müßte, wie soll ich das anfangen, welche fixe Idee soll ich heucheln oder vorschützen?"

Der Graf besann sich einige Augenblicke, dann sagte er:

„Geben Sie sich in diesem Falle für meinen Stiefbruder, den Propheten Elias aus, und thun Sie sich im Uebrigen gar keinen Zwang an, lassen Sie sich ganz gehen, nur nichts Unnatürliches!"

Taubensieber versprach es, und empfahl sich. Er war bald aus dem Bereich der Bäume, und schritt jetzt über den freien Platz, in dessen Mitte die Anstalt lag. Er schritt rüstig fürbaß, und während er, wie es seine Gewohnheit war, mit den Armen schlenkerte, scherzte der milde Frühlingswind auf zierliche und artige Weise mit den Zipfeln seines Frackes, indem er dieselben bald tändelnd hob, bald auf coquette Art an die Rückseite des Wandelnden anschmiegte, bald flügelartig weit auseinander spreizte.

Je mehr sich der also dahin Schreitende aber seinem Ziele näherte, um desto weniger beschleunigte er seine Schritte, und allerlei sonderbare Gedanken begannen in ihm aufzusteigen: „Daß der Graf ein großer Narr ist, unterliegt keinem Zweifel. Stiefbruder des Propheten Elias!

Es ist zu abgeschmackt! Aber, Taubensieber! während Du Andere kritisirst, bist Du nicht selbst vielleicht ein noch größerer Einfaltspinsel, und begiebst Dich leichtsinnig in die Höhle des Löwen?"

Er bekämpfte jedoch diese Bedenken, indem er die goldene Basis bedachte, auf welcher nun bald sein Fuß ruhen würde, und welche, in hoffentlich kurzer Zeit, sein Eigenthum sein sollte. Das Buch wollte er in Gottes Namen auch schreiben, so nebenher, etwas Ruhm und vieles Geld wäre keine üble Mischung. Dann fiel ihm ein, wie er gestern um dieselbe Zeit sich noch über den Grafen geärgert hatte, und ein armer Teufel war, und jetzt, eben durch dessen Vermittelung, im Begriff stand, ein Millionär zu werden. Er nahm sich aber vor, Philosoph zu bleiben, und trotz dieses raschen und günstigen Wechsels seines Geschickes weder stolz zu werden, noch seine Grundsätze zu verläugnen.

Nachdem er diesen lobenswürdigen Entschluß gefaßt hatte, war er dem Irrenhause ganz nahe gekommen, und stand jetzt vor dessen fest verschlossenem Thore. Er betrachtete sich die Front des Hauses, welches blendend weiß angestrichen war, um ihm ein „heiteres und gefälliges Ansehen" zu geben, und sah mit einigem Mißbehagen nach

den Fenstern, die man mit starken Eisenstäben vergittert und zum Theil auch noch mit einem Drahtgeflechte versehen hatte. Rechts vom Eingange war, wie ihm bekannt, die Wohnung von Strix, dem Thor- und zu Zeiten auch Krankenwärter, und da er sich, es war ihm selbst nicht recht klar, warum, scheute an der Klingel zu ziehen, so trat er jetzt an das Fenster und klopfte an dasselbe.

Es wurde augenblicklich geöffnet, und ohne Zweifel hate Strix ihn schon länger beobachtet, denn er streckte jetzt seinen Kopf hervor, und fragte mürrisch:

„Was giebt's?"

„Mache auf, alter Freund, und laß mich ein wenig hinein," sagte Taubensieber, indem er sich bemühte, einen gemüthlichen Ton anzunehmen.

„Was willst Du hierinnen machen?"

„Nun," versetzte Taubensieber, indem er sich räusperte, „ich will — ich will mich ein wenig umsehen!"

„Sonst nichts?" sagte Strix höhnisch.

„Nein, vorläufig nicht."

„Geh zum Teufel," sagte Strix, indem er das Fenster geräuschvoll schloß.

Schon vorher hatte Taubensieber bei sich über-

legt, ob er nicht den mürrischen Alten in's Geheimniß ziehen solle, und es flog ihm dieser Gedanke jetzt abermals durch den Kopf. Einestheils aber war es kaum möglich, durch das Fenster die seltsame Mähr mit den nöthigen Beweisen jenem mitzutheilen, auf der andern Seite aber, wer bürgte dafür, daß Strix nicht sofort den Anzeiger machte? Dann war Alles verloren. Zeigte indeß jener auch nichts an, so mußte er auf alle Fälle mit ihm theilen, und Taubensieber war kein Freund von passiven Theilungen. „Selbst ist der Mann!" sagte er energisch, und dann trat er an's Fenster, und klopfte derb an.

Diesmal öffnete Strix nicht sogleich sein Fenster, obgleich er sonder Zweifel von innen auf der Lauer lag. Als aber Taubensieber wiederholt anpochte, zeigte er abermals sein Haupt hinter den Gittern, und sagte, indem er eine starke geflochtene Peitsche emporhielt:

„Soll ich hinauskommen, und meinen Tröster da mitbringen?"

Er machte Miene, sich abermals zurückzuziehen, aber Taubensieber rief: „Halt, alter Schwede! Ich will Dir etwas Neues erzählen!"

„So?" sagte Strix, der bereits das Fenster

zur Hälfte geschlossen hatte, „was giebt's denn für Dummheiten?"

„Ich muß Dir anvertrauen, daß ich der Prophet Elias bin!"

„Was Teufel!" rief der Thorwächter, der das Fenster jetzt ganz öffnete, und indem er die Stirn aufwärts in Falten zog, neugierig und fast freundlich auf seinen alten Bekannten niederblickte, „der Prophet Elias! Ei, ei, das ist ja ganz 'was Apartes!"

„Freilich," sagte dieser selbstgefällig, „freilich ist das 'was Apartes, so weit bringt's nicht Jeder."

„So, so! Und wann ist Dir denn das passirt?"

„Es ist mir schon länger so vorgekommen," erwiderte Taubensieber pfiffig, „heute morgen aber habe ich's ganz gewiß erfahren. Machst Du mir jetzt auf?"

„Das versteht sich, alter Freund, warte nur eine einzige Minute. Laufe aber ja nicht fort! Verstehst Du?"

Er schloß eilig das Fenster, und Taubensieber hörte, wie er hastig seine Stube verließ.

„Das hat gewirkt," dachte er, „zuvor wollte er mich mit seiner Peitsche verjagen, nun hat er

Angst, daß ich davon laufe! Jetzt aber rennt er zum Doctor, und meldet eine neue Kundschaft."

Er rieb sich vergnügt die Hände, und nach kurzer Zeit hörte er von innen den Riegel zurückschieben, die Thür wurde etwa zur Hälfte geöffnet, und als er, ohne auf eine weitere Aufforderung zu warten, hineingeschlüpft war, schloß sich dieselbe hinter ihm. —

„So!" sagte der Graf, welcher, sobald sich Taubenfieber von ihm entfernt, alle seine Bewegungen mit seinem Fernrohre sorgfältig beobachtet hatte, „so, der ist für das Erste gut aufgehoben. Und solche Mühe muß man anwenden, solchen Blödsinn treiben, um ungestört ein paar Versuche anstellen zu lassen! Freilich, gelingen sie, erwächst mir und jenem Halbnarren, dem Stellenbach, ein ungeheurer Vortheil, und auch die übrige Menschheit profitirt. Gelingen sie nicht, nun — wir wollen aber das Beste hoffen."

Er zog hierauf die römischen Münzen aus der Tasche und zählte sie: „Brav, es fehlt nicht eine!" Er wickelte jede in ein besonderes Papier, und barg sie hierauf in verschiedene Taschen: „für Keltenschmidt, den alten Ignoranten, jetzt aber zuerst zu Sendelbach. Schade für den Kerl, er ist sonst nicht übel!" —

Tobias Sendelbach saß stillvergnügt in seiner Stube, und blickte durch die Wände derselben in eine Welt von Täuschungen und Märchen, die er sich selbst geschaffen hatte.

Sein Stübchen war nicht groß, aber nett und reinlich gehalten, die Wände zwar nur weiß getüncht, aber untadelhaft, und die fast vier Schuh vom Boden aufwärts reichende Vertäfelung von dunkelbraunem, glänzend gebohntem Holze stach vortheilhaft ab gegen die blendende Weiße der Wand. Wie es in ländlichen Wohnungen, wenigstens in jener Zeit noch, häufig zu treffen war, verlief längs dieser Vertäfelung eine Bankreihe an allen Wänden, und über derselben ein Gesimse, und auf diesem standen einige glänzende Zinngeräthschaften, Gläser, und eine nicht unbedeutende Anzahl von Büchern.

Einige Holzstühle, ein schwerer Tisch von Eichenholz und ein mächtiger Schrank von demselben Material, waren alle Geräthschaften, welche man wahrnehmen konnte.

Daß alles dies rein und spiegelblank war, verdankte Sendelbach der sorgsamen und fleißigen Hand seiner Tochter Gretchen. Die Ordnung aber hielt er selbst streng aufrecht, und sah mit fast

ängstlicher Sorgfalt auf die genaueste Handhabung derselben.

Heute aber waren diese Wände durchsichtig für ihn geworden und ließen ihn jene des Luftschlosses erblicken, das er sich erbaut hatte, und die Fata Morgana, welche ihm seine Phantasie vorspiegelte.

Er sah das Schloß seiner Voreltern mit Zinnen und Thürmen, mit Graben und Zugbrücke, drinnen aber, in der mächtigen Halle, die Bilder zahlreicher Ahnen, und als einen der berühmtesten jenen Hans von Sendelbach, den er vor sich sah, wie er leibte und lebte.

Dann erblickte er sich selbst, in jenen ehrwürdigen Räumen wandelnd, bald als ächten alten Ritter, bald als den Erben jener dahingegangenen Kämpen, aber geehrt und angesehen in beiden Fällen.

Er stand endlich auf, öffnete den großen Schrein, und nahm aus demselben ein Schwert, oder eigentlich einen jener langen, gleichzeitig als Hieb- und Stoßwaffe zu brauchenden Degen, wie solche gegen Ende des sechszehnten und zu Anfang des siebzehnten Jahrhunderts in Gebrauch waren. Mit blitzenden Augen betrachtete er die Waffe, aber er schwang sie nicht, sondern legte sie bald sorgsam wieder an ihren Ort, und verschloß den Schrein.

Waren Ueberlieferungen da, daß dieses Schwert einer seiner Vorfahren geführt?

Nein. Zwar hatte er es von seinem Vater, der ein Landmann war, wie er, ererbt, aber dieser hatte wenig Werth auf das „alte Ding" gelegt, und es war auch nie die Rede davon gewesen, wie die Waffe in seinen Besitz gekommen.

Er selbst hatte sich erst später die Möglichkeit gedacht, daß dem so sein könne, und diese Möglichkeit war allmälig zur Wahrscheinlichkeit geworden.

Waren Anhaltepunkte da, welche ihn berechtigten, sich selbst für den Nachkommen eines alten, und vielleicht in's Vergessen gekommenen Geschlechts zu halten?

Eben so wenig. Und er wußte das selbst nur allzu gut, denn mit Ausnahme jenes bereits erwähnten alten Papierstreifens, und des Dorfes, welches seinen Namen trug, hatte er kaum eine Notiz von seinen Vorfahren.

Wie ist es aber denn möglich, ein solcher Narr zu sein?

Geduld! So wenig eine Schwalbe den Sommer macht, so wenig macht eine einzige fixe Idee irgend Jemanden zum Narren, wenn man eben diese Bezeichnung nicht etwa als eine figürliche

gebrauchen will, was man thut, wenn man ausspricht, daß die ganze Welt ein großes Narrenhaus sei.

Was aber Tobias Sendelbach betrifft, so war er, abgesehen von diesem Sparren, ein ganz trefflicher Mann, der seinen Besitz gut in Ordnung hielt, trotz der erlauchten Abstammung wacker arbeitete, eine für seinen Stand ungewöhnliche Bildung besaß, und seine Tochter auf das zärtlichste liebte.

Und vermöge dieser Eigenschaften Sendelbach's, und vermöge des Wesens aller fixen Ideen, daß sie nämlich sich niemals vollständig durchführen lassen, hatte er nicht das Mindeste dagegen, daß der arme Andreas Hall, nach wie vor, der Bräutigam seiner Tochter blieb, und in kurzer Zeit ihr Mann werden sollte.

Demnächst sollten durch Tzarogy's Versprechen alle seine Wünsche in Erfüllung gehen. Bald lagen alle Nachweise und ein Stammbaum vor seinen Augen, und während er eben jetzt in diesen Gedanken schwelgte, fiel ihm jene Verlobung ein, die aber seine süßen Träume nicht im mindesten störte, da er mit Gewandtheit das Unpassende einer Verbindung des armen Burschen mit der Tochter des Herrn von Sendelbach zu beseitigen wußte.

„Ein Edelmann hält sein Wort!“ sagte er stolz zu sich selbst.

„Guten Morgen, lieber Sendelbach,“ sagte, als er eben zu diesem anständigen Auswege gelangt war, eine sonore Stimme, und er erschrak fast, als er den Grafen bemerkte, welcher, wie es seine Gewohnheit, geräuschlos eingetreten war.

Der kleine Schrecken, welcher ihn überkam, rührte aber vorzugsweise davon her, daß er befürchtete, der Graf werde nun von ihm Aufschlüsse über jenen Hans von Sendelbach verlangen, denn er schämte sich der Aermlichkeit, oder, besser, des vollständigen Mangels seines Familienarchivs.

Aber der Graf that nicht dergleichen. Er holte ihn nur geschickt aus bezüglich seiner gegenwärtigen Gesinnung über die Fabrikangelegenheit, und da er ihn nach Wunsch gestimmt fand, wiederholte er ihm auf's Neue die gestern gemachten Versprechungen. Endlich sagte er:

„Aber, lieber Sendelbach, nennen Sie mich nicht stets „Herr Graf.“ Das paßt nicht. Nennen Sie mich einfach Tzarogy. Unter uns Edelleuten ist dergleichen nicht gebräuchlich, wir sprechen uns einfach mit unseren Namen an.“

„Herr Graf,“ versetzte Sendelbach ernst, „ab-

gesehen davon, daß Sie Graf sind, werde ich mir Aehnliches doch erst nur dann erlauben, wenn ich durch Ihre Güte einmal an das Ziel meiner Wünsche gelangt bin; vorläufig bin ich nichts weiter, als ein einfacher Landmann."

Als er hierauf, nach vorsichtigen Erkundigungen, den Entschluß Sendelbach's wegen der Verheirathung Gretchen's erfuhr, billigte er denselben vollkommen, und nahm endlich Abschied, indem er sagte, daß er Keltenschmidt besuchen wolle.

Auf dem Wege dorthin wurde er nachdenklich:

„Daß die Heirath zwischen den jungen Leuten hier nicht aufgeschoben, oder zerstört wird, ist mir lieb," sagte er zu sich selbst, „denn man muß Niemand ohne Noth in Schaden bringen. Dem Alten aber bin ich im Stande einen Stammbaum zu machen, der sich gewaschen hat, und dem Niemand ansehen soll, daß er neu ist. Auch ein Wappen. Er gefällt mir täglich besser. Daß er ein Narr ist? Tzarogy, oder wie Du eben heißest, zupfe Dich bei der eigenen Nase!"

Fünftes Kapitel.

Wir müssen vorläufig den Grafen seinen Weg zu Keltenschmidt allein fortsetzen lassen, und uns nach unseren jungen Leuten umsehen, welche wir im dritten Kapitel verlassen haben.

Fuchs war am andern Morgen mit dem Frühesten gekommen, und da er Beide bereits reisefertig gefunden, machten sie sich sofort auf den Weg. Der Alte schien es eilig zu haben, und ermahnte dringend, sich ja nicht aufzuhalten, und mit Niemandem ein Gespräch zu beginnen, da sonst die pfiffigen und schadenfrohen Bauern leicht ihren ganzen Plan vereiteln könnten, kämen sie demselben auf die Spur. Wäre man einmal drüben am andern Ufer des Flusses und im Walde, könne man sich Zeit lassen.

Ludwig folgte ihm heiter und fröhlich. Er war auf dem besten Wege, seinen Zweck zu er-

reichen, seine Johanna aufzufinden, ihr seine Unwandelbarkeit zu versichern und sie zu befreien, und dann wirkte auch der frische und köstliche Morgen wunderbar auf ihn ein.

Ihr Führer hatte sie über thauige Wiesen geleitet, bis zum Ufer des Flusses, wo er, versteckt unter Weidengebüsch, einen Nachen hervorzog, um sie an das andere Ufer zu bringen, und während dessen zogen wechselnd eine Menge landschaftlicher Bilder an ihnen vorüber, während der eigentliche Charakter der Gegend immer derselbe blieb.

Auf Wiese und Feld lag ein leichter Dufthauch still und unbeweglich, über dem Flusse aber schien diese niedere, kaum fußhohe Duft- oder Nebelschicht zu wallen und sich fortzubewegen, gleichsam ein Spiegelbild der Wellen, welche sie barg, das Thal selbst aber schien sich zu verlängern, als man auf die Mitte des Flusses gekommen war.

Abwärts wurden noch einige Dörfer sichtbar, und die Cultur schien dort fast siegreich gegen Wald und Berg zu kämpfen, flußaufwärts aber war offenbar das Gebirge höher, der Wald dichter und stärker, und Alles wilder und romantischer gefügt und aneinander gereiht. Ja, der Fluß selbst schien dort rascher zu fließen und trotzig

seine Ufer zu streifen, die allda zum Theil aus röthlichen Felsen bestanden, während nach unten hin Weidenbüsche sie umsäumten.

Andreas gab sein Mißfallen zu erkennen über jenen Theil der Landschaft. Er war überhaupt nicht gut aufgelegt, denn einmal machte es ihn verdrießlich, daß die Bauern mitten in dieser Waldgegend so außerordentlich schlau und pfiffig sein sollten, und auf der andern Seite war ihm die Begleitung des Fremden unangenehm, der ihn wenig beachtete und als ein überflüssiges Möbel zu betrachten schien, ihn aber dennoch hinderte, sich mit seinem Herrn so ungezwungen zu unterhalten, wie an den vorhergegangenen Tagen.

„Da hinten ist's abscheulich," sagte er, „da geben sich die Füchse gute Nacht, und ich möchte nicht einmal begraben in dieser Wüstenei liegen."

Ludwig hingegen sprach sich lobend und anerkennend über jene romantische Parthie aus:

„Ueber Nacht," sagte er, „scheint das Grün, dieses herrlichen Waldes frischer und lebhafter geworden, und nichts gleicht dem Anblicke, den jetzt das alte Kloster dort gewährt, dessen noch stehende Giebel stolz hervorragen über den Wald, und in der Morgensonne glänzen, als seien Jahrhunderte spurlos an ihnen vorübergegangen. Mich

wundert, daß Niemand auf den Gedanken gekommen, dort sich häuslich niederzulassen."

„Ich denke, Sie würden das bald satt bekommen," versetzte Fuchs, „Ihr Bursche da hat recht. Dort geben sich die Füchse gute Nacht, und ich möchte selbst nicht dort begraben liegen."

Man hatte unter diesen Gesprächen das jenseitige Flußufer erreicht, den schmalen Wiesensaum desselben überschritten, und war jetzt in den Wald gekommen.

Fuchs, welcher bisher ziemlich wortkarg gewesen war, begann jetzt etwas gesprächiger und aufgeweckter zu werden, und wie er so vor den beiden jungen Leuten herlief, bald über einen Stein sprang, bald wieder durch einen Busch schlüpfte, konnte sich Ludwig des Gedankens einer Aehnlichkeit mit einem wirklichen, vierbeinigen Fuchse nicht erwehren.

Unwillkürlich blickte er nach Andreas, und ohne Zweifel dachte dieser das Gleiche, denn er lächelte und strich sein Haupthaar nach der Stirn zu, was er gewöhnlich zu thun pflegte, wenn er in Verlegenheit gerieth, oder wenn ihm etwas Auffälliges auffstieß.

Fuchs sah sich in diesem Augenblicke um und sagte:

„Nur zu! das ist Anderen auch schon begegnet, selbst wenn ich im Holze herumlaufe, und ich habe meine Freude daran.“

Er hatte offenbar die Gedanken der beiden jungen Leute errathen, und da er dieselben nicht übel zu deuten schien, so sagte Ludwig:

„Ich glaube, Sie haben ausspionirt, was ich in diesem Augenblicke dachte. Sie nehmen bisweilen, ich weiß fast nicht, wie ich mich ausdrücken soll, nun ganz das Gebahren eines wirklichen Fuchses an, der durch den Wald streift. Aber sagen Sie mir um Gottes willen, warum thun Sie das?“

„Um die Leute zu ärgern,“ versetzte jener. „Sehen Sie, wenn ein Mensch, der sonst kein Einfaltspinsel ist, und im Nothfalle auch mit seinem lieben Mitmenschen fertig wird, wenn ein solcher irgend eine recht auffällige Narrheit zur Schau trägt, so ärgert sich die ganze Welt. Sie ziehen freilich die Schultern und sagen: „Es ist Schade um den Mann, sonst ist er so vernünftig, und da hat er nun diese oder jene verrückte Marotte!“ Im Innern aber verdrießt sie das abscheulich. Ich gebe Ihnen mein Wort. Ich heiße Fuchs, ich habe zufällig eine spitze Nase, eben so zufällig einen rothen Bart. Darüber mußte ich schon früher manchen schlechten Witz

anhören. Da schaffte ich mir, ohne etwas Schlimmes zu denken, eine Pelzmütze an, und jetzt sagten meine Bekannten: „Fuchs, thue die Mütze weg, sonst schießt Dich einmal der Jäger auf den Pelz!" Ich that sie aber nicht weg, sondern ich erschien tagtäglich mit einem neuen Stücke mehr, was sie endlich wirklich verdroß und ärgerte, obgleich sie anfänglich lachten. Zuerst den Kragen, dann die Jagdtasche, in welcher ich noch für besondere Gelegenheiten einen Fuchsschweif führe, und endlich den Rock da, dessen Farbe auch nicht übel ist. Zum Ueberflusse lernte ich noch das Bellen eines Fuchses täuschend nachahmen, und sah meinen Namensvettern allerlei andere Manieren ab, welche ich zu Zeiten zum Besten gebe.

Glauben Sie, daß Sie mir schon den Pfarrer auf den Hals geschickt haben, um mir die Tollheiten auszureden?"

„Nun," sagte Ludwig lachend, „was für eine Antwort gaben Sie dem?"

„Ich sprach keine Silbe, sondern machte ihm der Reihe nach alle meine Kunststücke vor. „Schämen Sie sich," rief er entrüstet, „Sie machen sich lächerlich," und jetzt begann ich zu bellen, wie die Jäger das Schreien des Fuchses nennen. Er verließ mich wüthend, und es dauerte lange Zeit, bis

er sich wieder mit mir aussöhnte. Sehen Sie nun, daß dergleichen die Leute ordentlich ärgert?"

Als Ludwig schwieg, fuhr Fuchs fort:

„Glauben Sie aber ja nicht, daß ich eine fixe Idee habe, und mir zu Zeiten wirklich einbilde, ein Thier zu sein. Nichts dergleichen! Ja, es wäre mir und noch Jemandem äußerst unangenehm, schon der Wiederholung halber, so etwas darf nicht zweimal vorkommen."

„Ich verstehe nicht recht," versetzte Ludwig.

„Lesen Sie nur aufmerksam weiter, dann werden Sie schon verstehen."

„Lesen?" sagte der junge Mann, „lesen? Ich begreife jetzt eigentlich noch weniger, wo Sie hinaus wollen."

„Vorläufig ist das auch nicht nöthig, halten Sie nur fest, daß ich an keiner fixen Idee leide, oder verrückt bin. Das überlasse ich Anderen. Punktum."

Die Wanderer stiegen jetzt steil aufwärts, zwischen bemoosten Sandsteinfelsen und zwischen, trotz des jähen Abhanges, doch trefflich gedeihendem Laubholze, sich bald an Stein, bald an Ast festhaltend, um sich das Klimmen zu erleichtern, und natürlich schwieg man während dieses Kletterns. Als man aber die Höhe fast erreicht hatte,

und der Pfad nun beinahe eben verlief, sagte Ludwig:

„Doppelt dankbar muß ich Ihnen sein, Herr Fuchs, daß Sie sich so viele Mühe mit mir geben, da Sie mich eigentlich gar nicht kennen und nicht einmal meinen Familiennamen, sondern blos meinen Taufnamen wissen."

Fuchs sah ihn einige Augenblicke wie prüfend an, dann erwiderte er:

„Ich habe Ihnen gestern schon gesagt, daß ich Liebesleuten gern helfe. Das ist meine Art so. Daß Sie aber ein anständiger junger Mann und aus guter Familie sind, sieht Ihnen Jedermann auf den ersten Blick an. Zum Ueberflusse aber wissen Sie, daß Geschäfte mich ohnehin diesen Weg führen, ob nun einen Tag früher, oder später, das bleibt sich gleich. Jedenfalls aber ist das Vergnügen ganz auf meiner Seite."

Dieser wohlanständigen und höflichen Rede fügte Fuchs jetzt mannichfache Erzählungen hinzu, Schilderungen von fernen Ländern, Kriegs- und Jagdabenteuern, und Ludwig mußte sich gestehen, noch niemals in seinem Leben einen so angenehmen und unterhaltenden Reisegefährten gehabt zu haben. Er sagte ihm das unverhohlen, und fügte hinzu, daß er in Versuchung sei, ihn zu beneiden,

seiner weiten Reisen halber, welche er ohne Zweifel gemacht haben müsse, und seiner vielfachen, während seines Lebens gemachter Erfahrungen.

„Das Schlimme ist das," versetzte Fuchs, „daß man viele dieser sogenannten Erfahrungen, welche man in jungen Jahren macht, häufig erst in späteren Jahren benutzen lernt, so daß man lange Zeit einen ganzen Sack voll dieser Schätze als unbrauchbaren Ballast mit sich herumschleppen muß. Es ist aber nicht unrichtig, daß ich ziemlich in der Welt herumgekommen bin, Vielerlei gesehen und Manches erlebt habe, was abenteuerlich genug klingen möchte."

Man hatte während dieser Gespräche die Höhe des Berges erreicht, und dieser führte nicht alsbald wieder in ein Thal, sondern verlief, freilich durchschnitten von Querthälern und Schluchten, in ziemlicher Ausdehnung fast eben. Mächtige Eichen und Buchen und die reizend gefärbte Birke, neben der finster darein blickenden Fichte, wohl die schönsten und herrlichsten Bäume unseres deutschen Vaterlandes, bildeten in überwiegender Menge den Baumschlag, obgleich einzelne, am höchsten liegende Stellen hie und da ziemlich öde waren und nur dem duftenden Wachholderstrauche Herberge gaben.

An einer solchen blieb Fuchs stehen und überblickte die Landschaft.

„Es ist eigenthümlich," sagte er nach einer Weile, „wie die Erinnerung auf uns einwirkt und wie die zufällige Aehnlichkeit einer Gegend, einer Person, ja nicht selten einer Stimme, eine Reihe von Bildern aus unserer Vergangenheit heraufzaubert und uns in frühere, längst vergangene Zeiten zurückversetzt."

„Meinen Sie die Zeit der ersten Jugend, die Knabenzeit," sagte Ludwig. „Ich höre immer behaupten, daß diese Rückerinnerung wehmüthig-süße Gefühle in uns erwecken soll, aber, offenherzig gestanden, ich habe bis jetzt kaum etwas dergleichen verspürt."

Fuchs lächelte:

„Bis jetzt! Da haben Sie vollkommen die Wahrheit gesagt. Aber später kommt es wohl. Jeder Knabe wird, auch bei den trefflichsten Eltern, immerhin mehr oder weniger gemaßregelt, geschuhriegelt, je nach seiner Art, auch in den anständigsten Häusern. Ja eben dieser verwünschte Anstand verursacht manchem etwas unbändigen Knaben die meisten Molesten. Dann kommen die Meister, die Hofmeister, Sprachmeister, Musikmeister, Zeichenmeister, Rechenmeister, species generalis: die

Schulmeister. Wie karniffeln und coujoniren uns die! Später werden aus diesen Meistern Lehrer, und endlich, in reiferen Jahren, väterliche Freunde, denen wir Vieles verdanken und welche wir bisweilen erst lieben lernen, wenn sie längst in der Gruft liegen. Das Schlimme vergeht, das Gute bleibt, ja, es zeigt sich uns im vortheilhaftesten Lichte, im glänzendsten: die Liebe und Fürsorge unserer Eltern.

Das ist das Süße der Jugenderinnerungen, der wehmüthige Beigeschmack aber rührt von den Jugendträumen her, aus welchen uns das Leben mit rauher Hand erweckte, und von den rosigen Hoffnungen, welche zur aschgrauen Wirklichkeit geworden sind."

„Wundern Sie sich nicht," fuhr er fort, „den Alten, der Ihnen da allerlei Fuchspossen vormachte, also sprechen zu hören? Was mich aber vorhin ergriff, als ich da über die Waldlandschaft hinausblickte, war keine Knabenerinnerung, sondern eine aus jener Zeit, in welcher ich bereits ein junger Mann, so etwa in Ihren Jahren war.

Sehen Sie hier über die Gipfel der unter uns stehenden Bäume hinweg, und über ihr glänzendes Grün, welches nur bisweilen von einer Schlucht unterbrochen wird, oder durch ein Thal,

in welchem ein Waldbach rauscht, und sehen Sie, wie dieses Grün duftiger wird und gebrochen, und wie es endlich einen fast bläulichen Ton annimmt, der, so wie hier, endlich mit dem Himmel verläuft, oder wie dort, durch eine, wieder blau gefärbte, Bergeskette geschlossen wird.

Wir traten, so zu sagen, vorhin fast plötzlich in diese Waldfernsicht, und eben so unerwartet bot sich mir vor vielen Jahren eine ähnliche, oder besser: eine gleiche, und in jener Gegend bestand ich ein sonderbares Abenteuer, an welches sich später eine Reihe anderer, nicht minder toll und wunderbar klingender Geschichten anreihte, und wie ein Spiegelbild liegen alle diese Begebenheiten vor mir, klar, ungetrübt, und einzig hervorgerufen durch diese Waldeshöhe."

Ludwig bat ihn zu erzählen, Fuchs aber lehnte ab.

„Solche Geschichten, wie die meinigen," sagte er, „hören sich besser zwischen vier Wänden. Hier spricht die Natur mit uns, und lange, zusammenhängende Erzählungen darf man nie in einer Gegend vortragen, die anziehend und interessant ist. Eins verliert, Geschichte oder Landschaft."

Dann versprach er ihm heute Abend in der Hütte des alten Waldhüters, wo sie übernachten

würden, jene Jugenderinnerungen zu erzählen, und hierauf schlug man den Weg in ein niedriger gelegenes Revier ein, durch welches der Fahrweg führte, auf dem Johanna fortgeschafft worden war.

Indem trat ein von Kohle und Rauch geschwärzter Junge, von etwa fünfzehn oder sechszehn Jahren, aus dem Gebüsche, und wollte über den Weg gehen, aber Fuchs rief ihm zu, stille zu stehen.

„Ich bin meiner Sache zwar gewiß," sagte er, „eine Bestätigung schadet aber nie. Ohne Zweifel hat der rußige Schlingel da nicht weit von hier seinen Meiler, und es ist Zehn gegen Eins zu wetten, daß er, als er jenen Wagen fahren hörte, sich an den Weg geschlichen und ihn vorüberkommen sah."

Es war wirklich so, der Junge gab die Stunde der Nacht ziemlich genau an, in welcher Johanna vorübergefahren, und fügte bei, daß ein Mann dem Wagen gefolgt sei, Fuchs aber, welcher dieser Mann war, erkannte er nicht.

Ludwig war sichtlich erfreut und reichte dem Jungen ein Geldstück, worauf dieser, nicht minder zufrieden gestellt, im Busche verschwand. Nachdem man bald darauf sich mit den, auf Fuchsens Rath mitgenommenen Vorräthen erfrischt, und

eine Zeit lang geruht hatte, verließ man den Fahrweg wieder, indem man einen Waldpfad einschlug, und endlich gegen Abend erreichte man die Hütte des Waldhüters, eines Bekannten von Fuchs, wo man zu übernachten gedachte.

Es war ein niederes, kleines, mit Stroh gedecktes Haus, dem ein Schuppen oder Stall angebaut war, und aus dem Innern drang bereits Feuerschein.

„Der Alte hat sich Feuer angezündet," sagte Fuchs, „und er hat nicht unrecht. Hier in den Bergen wird es gegen Abend stets noch kühl um diese Jahreszeit, und dann sitzt und schwatzt man doppelt gemüthlich beim flammenden Feuer."

Sie traten ein und fanden den alten Waldhüter neben einem auf dem Herde lustig flackernden Feuer sitzen, und aus einer kurzen Stummelpfeife mächtige Rauchwolken von sich blasend. Er schien kaum überrascht durch den späten, unerwarteten Besuch, indessen drehte er den Kopf nach den Eintretenden und winkte mit nicht unfreundlicher Miene.

Fuchs eröffnete das Gespräch:

„Ich hoffe, Jakob, wir können bei Dir übernachten?"

„Streu!" versetzte Jakob.

„Gut, wir sind damit zufrieden, und etwas zu trinken wirst Du auch haben?"

„Wein!"

„Famos! Wenn Du aber unsere etwas angegriffenen Speisevorräthe einigermaßen ergänzen könntest, wäre es auch nicht übel."

Diesmal begnügte sich Jakob damit, einfach zu nicken.

„Alter Knabe!" rief Fuchs fast ungeduldig, „laß doch heute das dumme Zeug, und rede."

Jakob zeigte mit der Spitze seiner Pfeife nach seinem Ohre.

„Er kann doch nicht taub sein," sagte Ludwig halb laut, „da er Ihre Fragen verstanden zu haben scheint?"

„Ach Gott, nein," rief Fuchs, „er hört im Gegentheil besser als zehn Andere, und mit dem Zeichen, das er so eben gegeben hat, will er wahrscheinlich andeuten, daß er lieber hört als spricht."

Jakob nickte. Er schien sich indessen dennoch einigermaßen besonnen zu haben, denn er setzte hinzu:

„Sag's den Herren!"

„Ah," sagte Fuchs, „haben wir hier einen geschwätzigen Alten! Drei Worte, das ist lange

nicht vorgekommen, und zur Belohnung will ich wirklich für ihn sprechen. Sehen Sie, ich vermuthe, er hat einmal in früheren Zeiten zu viel und recht einfältig geplaudert, und deshalb — —"

Jakob machte eine ungeduldige Bewegung.

„Nun," fuhr Fuchs fort, „wenn das nicht der Fall war, so kommt seine Schweigsamkeit von seinem vieljährigen Umgange mit seinen Schützlingen, den Bäumen, her, und er spart seine Worte, die er im Gedächtnisse behalten hat, für Seine Gnaden den Herrn Forstmeister auf, wenn er alle sechs Wochen hinunter in's Städtchen zur Ruge kommt. Dort versieht er sich wahrscheinlich auch mit den schmackhaften Sachen, welche er uns vorsetzen wird."

Der Waldhüter stand bei diesen Worten auf und ging in ein Nebengemach, aus welchem er alsbald mit Wein und kalter Küche zurückkam, und Ludwig hatte bald Gelegenheit, sich zu überzeugen, daß der schweigsame Einsiedler kein zu übles Leben führe. Während des Essens bedeutete Fuchs Ludwig und Andreas, daß sie ohne Zweifel in jenem Nebengemache schlafen würden, und das zwar auf einem ganz erträglichen Lager von Moos und Haidekraut, wie denn das Lager

des Hausherrn, welches sich in einer Ecke der Küche befand, aus gleichem Materiale bestand.

Der Alte schien in der That, bei dem beschaulichen Leben, welches er führte, mehr auf die leibliche Nahrung zu halten, als auf kostbares Hausgeräth.

Er brachte auch in der That, nachdem man gespeist, noch einige Flaschen Wein herbei, und ließ sich nun, offenbar in gemüthlicher Stimmung, am Herde nieder, rauchend und der Dinge harrend, die da kommen sollten oder wollten.

Als jetzt Ludwig Fuchs an sein Versprechen erinnerte, seine Geschichte zu erzählen, verzog der Waldhüter das Gesicht zu einem grinsenden Lächeln, und als ihn Fuchs fragte:

„Nun, was giebt's?" versetzte er:

„Er spricht für Alle!"

„Vier Worte," sagte Fuchs, „er soll aber recht haben, ich will erzählen, und schon deshalb, weil ein Theil meiner jenesmaligen Erlebnisse gewissermaßen, wenn auch nur lose, zusammenhängt mit unserer gegenwärtigen Fahrt.

Zur Zeit der französischen Revolution befand ich mich in Paris. Es würde zu weit führen, wollte ich Ihnen sagen, als was und in welcher Eigenschaft, aber das will ich bemerken, daß ich

zu jener Zeit für die herrschenden Grundsätze schwärmte und, meiner Ueberzeugung nach, einer der eifrigsten Freiheitsmänner und Despotenfeinde war.

Ich war daher außerordentlich und nichts weniger als angenehm überrascht, als ich, trotz dieser meiner Gesinnungstüchtigkeit, eines schönen Tages die Nachricht erhielt, daß ich in einigen Stunden bereits gefänglich eingezogen und, was zu jener Zeit fast immer der Verlauf der Sache war, sehr wahrscheinlich einige Tage später guillotinirt werden sollte.

Zwar dachte ich nun nicht daran, mich zu vertheidigen und meine Unschuld zu beweisen, denn so wenig Erfahrung ich zu jener Zeit auch hatte, so wußte ich doch, daß die Verurtheilung fast immer gleichzeitig mit der Gefangennehmung erfolgte. Aber ich besann mich, wer der unbekannte Feind sein könne, der mich also verfolge, oder ob den Männern der Freiheit und Brüderlichkeit wirklich so wenig Menschenkenntniß zuzutrauen sei, daß sie mich, einen ihrer leidenschaftlichsten Verehrer, auf so unangenehme Weise verkennen sollten.

Ein Freund, den ich hatte, gab mir indessen den Rath, dieses Nachgrübeln auf eine passendere Zeit zu verschieben.

„Gieb mir die Schlüssel zu allen Deinen Sieben-Sachen," sagte er, „setze Deinen Hut auf, und gehe singend, pfeifend und langsamen Schrittes aus dem Thore. Wenn man Dich aber nicht mehr sehen kann, höre auf zu singen, und verdoppele Deine Schritte. Ich werde indessen das Nöthigste aussuchen, was Du gebrauchst, Deine anderen Habseligkeiten verkaufen, und Dir nachkommen."

Er bezeichnete mir ein Dorf, in welchem wir uns treffen wollten, und ich trollte mich wirklich von hinnen, ohne alle Sorge, daß mein Freund, welcher Bertrand hieß, mich betrügen könnte.

Diese Sorglosigkeit, oder dieses Vertrauen auf die Menschheit ist ein reizendes Vorrecht der Jugend, während die Vorsicht, oder das Mißtrauen, als eine Art Altersgebrechen betrachtet werden kann, welches aber freilich etwas profitabler ist als jenes Vorrecht.

In meinem jenesmaligen Falle aber rettete mir die jugendliche Leichtgläubigkeit nicht nur meine Habe, sondern auch mein Leben, denn zwei Tage später kam Bertrand versprochener Maßen in das bezeichnete Dorf, brachte mir den Erlös für mein verkauftes Besitzthum, und erzählte mir zugleich, unter den Ausbrüchen ungemeiner Heiterkeit, daß

man in kürzester Zeit nach meiner Entfernung gekommen sei, mich aufzusuchen.

Mir erschien die Sache nicht so spaßhaft, denn ich trug Sorge, daß man mir vielleicht nachsetzen könne; Bertrand aber lachte noch stärker und versicherte mich, daß meine guten Freunde, die Republikaner, sich keinenfalls diese Mühe geben würden.

„Es hat ihnen ein Kopf gefehlt, und da sind sie ganz zufälliger Weise auf Dich gerathen," sagte er, „vielleicht ist Dir einer von ihnen ein paar Francs schuldig, oder man sah Dich eben am Fenster vorübergehen. Das ist Alles. Bilde Dir nichts auf Deine Wichtigkeit ein, und sei auch des Schadens halber getröstet, welchen Deine Freunde durch Dein Entweichen erlitten. Sie haben zuverlässig längst einen andern."

Ich erfuhr im Verlaufe unseres weitern Gespräches erst jetzt, daß mein Freund meine politische Gesinnung nicht theile, und ich verübelte ihm das nun nicht so stark, als dies ohne Zweifel einige Tage vorher der Fall gewesen wäre.

Bertrand machte mir hierauf den Vorschlag, ihn in seine Heimath zu begleiten und eine Zeit lang bei seiner Mutter, einer Wittwe, zu wohnen. Sein Vater war Wildhüter auf den Gütern eines

Edelmannes gewesen, aber dessen Schloß war zerstört worden, und er selbst hatte sich geflüchtet, so daß für Bertrand natürlich keine Aussicht war, den Dienst seines Vaters zu erhalten, welches ihn aber wenig zu kümmern schien. Er war überhaupt ein sonderbarer Patron. Leichtsinnig bis zum Exceß, und fast immer heiter und fröhlich, hatte er dennoch einzelne Augenblicke, in welchen sich seiner eine tiefe Schwermuth bemächtigte, und in welchen er reuevoll auf die Vergangenheit und ängstlich in die Zukunft blickte. Sein Muth aber und seine Geistesgegenwart verließen ihn nie, und eben so bewahrte er treu eine einmal gefaßte Neigung, war er gleich bisweilen auf der andern Seite aufbrausend und furchtbar jähzornig.

Seinen Vorschlag, ihn zu begleiten, hatte ich dankbar angenommen, und wir wanderten rüstig und unangefochten längere Zeit weiter durch das schöne Frankreich, dessen Fluren, Felder und Gärten lachend vor uns lagen, und sich wenig um die Ströme von Blut zu kümmern schienen, welche in den Städten flossen.

Endlich gelangten wir in die Gegend, deren Spiegelbild ich Ihnen heute zeigte, und dort hielt Bertrand still und sagte:

„Hier, mein lieber Bénoit, sind wir in meiner

Heimath angelangt. Laß Dich nicht irre machen durch diese bewaldeten Berge. Zwischen ihnen liegen fruchtbare Thäler, und selbst größere, wenigstens früher, trefflich cultivirte Landstriche." Dann zeigte er auf eine Stelle in der Landschaft und sagte: „Dort, am Fuße jenes, fast schon bläulich schimmernden Berges liegt das Häuschen meiner Mutter, und dort, nicht weit davon, ist das Geheimniß verborgen."

Auf meine Frage, was es für eine Bewandtniß mit diesem Geheimniß habe, sagte er mir, daß er sich falsch ausgedrückt habe, und daß er „das Räthsel" hätte sagen sollen.

Hierauf erzählte er mir Folgendes: „In einem, an einer Stelle bedeutend erweiterten Thale befand sich ein See, und in Mitte desselben, wie das nicht selten der Fall, stand auf einer kleinen Insel ein Kloster, und von einer Generation auf die andere hatte sich die Sage fortgeerbt, daß allda große Schätze verborgen liegen sollten. Den Mönchen, so erzählte man sich, war der Ort, wo dieselben aufbewahrt lagen, verborgen, und nur der jeweilige Prior, stets von seinem Vorgänger eingeweiht in das Geheimniß, war davon unterrichtet. Ein mächtiges, vertriebenes Herrschergeschlecht hatte dorthin den Rest seiner Habe gebracht, und ein schwerer

Eid band stets den Prior, solche zu wahren und zu schirmen für vielleicht dereinst kommende bessere Zeiten.

Welchem Volke jene verjagten Könige angehörten, wußte Niemand zu sagen, auch kümmerte das eigentlich die Nachbarn des Klosters nur wenig. Der Schatz war die Hauptsache.

Als die Revolution begann, befanden sich nur wenige Mönche im Kloster, welche im Uebrigen keineswegs ein üppiges Leben führten, so daß, war wirklich die Sage mit dem Schatze gegründet, es auch keinem Zweifel unterlag, daß sie denselben nicht für sich verwenden oder vergeuden durften. Nichtsdestoweniger aber war das Kloster eines der ersten, welches überfallen und zerstört wurde.

Einige der Mönche, die Courage im Leibe hatten, wehrten sich wacker und wurden erschlagen, die anderen entflohen, indem sie schwimmend das Ufer erreichten; der Prior wurde am andern Morgen, nachdem die räuberischen Banden abgezogen waren, auf den Tod verwundet zu einem alten, verarmten Edelmann gebracht, welchen zu verjagen oder zu erschlagen man nicht der Mühe werth gefunden hatte. Er war ein langjähriger Freund des Priors, und der Letztere starb nach einigen Tagen in seinen Armen; was aber die Hauptsache, den

Schatz betraf, so fanden denselben weder die kriegerischen Patrioten, welche das Kloster zerstörten, noch die friedlichen Landleute, welche nach dem Abzuge jener, so eifrig wie sie, nach demselben suchten.

Indessen vermuthete alle Welt, daß der alte Edelmann, der Marquis d'Evermont, in das Geheimniß eingeweiht, oder der Erbe der Schätze geworden sei. Diese Vermuthung wurde bestärkt, als bald darauf der Alte auf die Insel zog und sich in einigen nicht vollkommen zerstörten Baulichkeiten niederließ.

Nach und nach sah man aber wohl ein, daß man sich dennoch geirrt haben mußte. Der Marquis lebte fast noch kümmerlicher als vorher, und als er bald darauf seine einzige Tochter verheirathete, war es notorisch, daß er derselben keinen Sous mitgab, denn dieselbe lebte mit ihrem Manne, der ebenfalls ein armer Teufel war, in kaum weniger besseren Umständen, als der Alte selbst."

Bertrand schwieg, als er mir diese Mittheilungen gemacht hatte, und ich sagte ihm, daß also ohne Zweifel die ganze Geschichte mit dem Schatze eine Fabel sei. Er schüttelte den Kopf und erwiderte:

„Nein! Ich will des Todes sein hier auf dieser

Stelle, wenn ich nicht die feste Ueberzeugung habe, daß er besteht, und zwar, daß er tief unten auf dem Grunde des Sees liegt. Ich habe ihn funkeln und leuchten sehen."

Natürlich lachte ich ihn aus, aber er sagte mir, daß von Zeit zu Zeit des Nachts ein leuchtender Schein aufsteige, fast von der Mitte des Sees aus, und daß man dies schon zu Lebzeiten des alten Priors bemerkt habe, so wie noch jetzt, wo der Marquis die Ruine bewohne.

„Das sind zuverlässig die Strahlen des Mondes, welche sich dort auf irgend eine Weise brechen," sagte ich, aber er erwiderte mir, daß nur in mondfreien Nächten bisweilen dieses Licht gesehen werde, und als ich fragte, warum noch Niemand mit einem Kahne sich jener Stelle genähert hätte, sagte er mir, daß das Licht erlösche, wenn sich ein Kahn bis auf eine gewisse Entfernung demselben nähere, und dann überhaupt meist längere Zeit nicht mehr gesehen werde.

Ich entgegnete ihm, daß dennoch das Ganze sehr wahrscheinlich nur eine optische Täuschung sei, aber er blieb bei seiner Behauptung stehen und versicherte mir, daß er fest entschlossen sei, der Sache auf den Grund zu kommen und den Schatz

zu heben, trotz des Sees, trotz jener verschollenen Königsfamilie, ja trotz des Teufels.

Ich will rasch über die nächstfolgende Zeit hinweggehen. Bei der alten Mutter Bertrand wurde ich auf das freundlichste aufgenommen und bald wie ihr anderer Sohn behandelt.

Obgleich eigentlich unerfahren in ländlichen Arbeiten, lernte ich doch bald der Alten bei ihren Arbeiten behülflich sein, und ich war ihr in der That eine bessere Stütze als Bertrand, der ein abenteuerliches und geheimnißvolles Leben begann. Er schlief bei Tage, brachte aber dafür keine Nacht im Hause zu, und sein ganzes Wesen nahm einen düstern und verschlossenen Charakter an.

Daß der angebliche Schatz mit im Spiele war, unterlag keinem Zweifel, indessen äußerte ich mich gegen ihn darüber nicht; eines Tages aber brach er selbst dieses Schweigen.

Er war wie gewöhnlich gegen Morgen nach Hause gekommen und hatte bis zum Mittage geschlafen, nach dem Essen folgte er mir auf meine Stube, und nachdem er mich eine kurze Zeit hindurch nachsinnend angesehen hatte, sagte er:

„Ich habe ihn!“ Da ich wußte, von was er sprach, entgegnete ich lachend:

„Du hast ihn? wo denn, doch nicht etwa hier in Deiner Tasche?"

„Scherze nicht," versetzte er finster. „Wenn ich sage, daß ich ihn habe, so will ich damit ausdrücken, daß ich weiß, wo er liegt, ja, daß ich ihn oder einen Theil desselben gesehen habe. Du aber sollst mir helfen, in seinen Besitz zu gelangen, und Deinen Antheil haben so gut wie ich."

Ich muß gestehen, daß ich anfing besorgt um Bertrand zu werden. An die Existenz des Schatzes hatte ich nie geglaubt, und den Glauben meines Freundes einfach für eine Grille gehalten. Jetzt erschien mir diese bereits eine großartige Narrheit geworden, da ich aber nicht wußte, was ich sagen sollte, schwieg ich, und begnügte mich, ihn fragend anzusehen. Nach einer kleinen Pause sagte Bertrand:

„Kannst Du schwimmen?"

„Ja, so ziemlich!"

„Kannst Du tauchen und längere Zeit unter Wasser bleiben?"

„Ich denke wohl."

Er blickte mich nachdenklich an und sagte hierauf:

„Nun, sei es, wie es wolle, da mir nichts Schlimmes begegnen kann, so hoffe ich, daß Du,

wenn ich Dich unter meine Flügel nehme, auch unversehrt davon kommst."

Der arme Teufel war verrückt geworden, das unterlag keinem Zweifel, ich that indessen, als ginge ich auf seine Gedanken ein, und versprach ihm, mich des Nachts nach zehn Uhr bereit zu halten und ihm zu folgen, denn er wollte mir noch in dieser Nacht den Schatz zeigen.

Er hatte mich übrigens im Laufe desselben Nachmittags ermahnt, sobald wir das Haus verlassen hätten, alles unnöthige Geräusch zu vermeiden, leise aufzutreten, nicht zu sprechen, aber mich dicht an ihn zu halten, und überhaupt zu thun, was ich ihn thun sähe. Als wir daher heimlich das Haus verlassen hatten, schlichen wir still und behutsam durch die Felder und Gärten, und nur hier und da duckten wir uns an irgend einem Gehölz nieder, um, ich wußte nicht auf was, zu lauschen.

Die Nacht war dunkel, indeß aber durch einzelne Sterne in so weit erhellt, daß man, war man einmal eine Zeit lang im Freien, die nächsten Gegenstände erkennen konnte, und sich überhaupt zurecht fand, und nachdem wir etwa drei Viertelstunden gegangen waren, sahen wir den See vor uns liegen, und in der Mitte desselben, als eine

dunkle, unförmliche Masse die Ruinen des Klosters, welche der Marquis von Evermont bewohnte.

Alles war indessen dunkel und fast unheimlich still. Aus den Ruinen drang keine Spur eines Lichtschimmers; die bewaldeten Berge, welche den See umgaben, lagen nur undeutlich und schwach vom Horizonte abgegrenzt vor uns, und blos hier und da spiegelte sich für einige Augenblicke ein eben nicht von den Wolken verdeckter Stern auf dem Wasser des Sees, welcher glatt und eben wie ein Spiegel vor uns lag, denn es regte sich kein Lufthauch, und nicht das Zittern eines Blattes war zu hören.

Mir war nicht ganz wohl zu Muthe. Bertrand hatte mich gefragt, ob ich schwimmen und tauchen könne, unbedingt beabsichtigte er also, mit mir, in diesem unangenehm stillen und tiefen Wasser, eine wahnsinnige Suchjagd nach dem eingebildeten Schatze anzustellen. Er war, wie ich wußte, freilich ein guter Schwimmer, und auch ich selbst war nicht ungeschickt, unbedingt war es aber eine verfängliche Sache, mit einem Verrückten mitten in der Nacht eine Schwimmparthie anzustellen.

Wir hatten abermals dicht am Ufer eine kurze Zeit hindurch lauschend still gestanden, und als Bertrand jetzt wieder voran schritt, folgte ich ihm

zwar, nahm mir aber vor, unter allen Verhältnissen mich zu widersetzen, wenn es an das Schwimmen gehen sollte. Nachdem wir darauf etwa zehn Minuten lang vorsichtig zwischen den Weiden hindurchgekrochen waren, welche an jenen Stellen das Ufer umsäumten, blieb Bertrand plötzlich stehen und zeigte mit der Hand nach dem Spiegel des Wassers.

Und siehe da, etwa hundert Schritte von uns entfernt stieg dort ein grünlicher Lichtschimmer auf, schwach, aber deutlich leuchtend und unbedingt aus der Tiefe des Sees emporbringend, und kein Wiederschein irgend eines andern Lichts.

Bertrand preßte meinen Arm zwischen seinen Fingern, und das ersetzte eine lange Rede, denn er begann sich jetzt zu entkleiden, und ich folgte sogleich ohne alle weiteren Bedenken seinem Beispiele, obgleich ich heftig zitterte und meine Brust keuchend auf- und niederflog, keineswegs indessen aus Bangigkeit oder Furcht, sondern in Folge meiner heftigen Erregung.

Wer hat nicht schon Aehnliches empfunden, dem etwas lange Geläugnetes und für vollkommen unmöglich Gehaltenes plötzlich klar und unwidersprechbar vor Augen kommt?

Einige Minuten später schwammen wir bereits Beide dem geheimnißvollen Lichte zu.

Ich hütete mich, so wenig Geräusch als nur immer möglich zu machen, und staunte über Bertrand, welcher vollkommen unhörbar und fast ohne ersichtliche Bewegung durch die Fluthen glitt, und gleichzeitig bemerkte ich, daß der Lichtschein stärker wurde, je mehr wir uns der Mitte des Sees näherten. Nun aber hielt mein Begleiter plötzlich still:

„Jetzt," flüsterte er, „mache keine Bewegung!" Dabei ergriff er mich am Arme und zog mich rasch in die Tiefe. Das Licht wurde heller und heller, und nach einigen Augenblicken hatte es sich in eine glänzende, grüne runde Scheibe aufgelöst, aus welcher zwei helle blitzende Punkte strahlten, Ein einziges Mal streifte ich an einem Felsen an, dann waren wir am Ziele.

Bertrand preßte mein Gesicht gegen den leuchtenden, nach oben gewölbten Gegenstand, und ich sah jetzt durch einen jener helleren Punkte in die Tiefe, freilich nicht so lange, als es bedarf, Ihnen zu erzählen, was ich wahrnahm.

Ich sah in ein mäßig großes gewölbtes Gemach, halb in Felsen gehauen, zum Theil aber auch künstlich aufgemauert. An den Wänden

dieses Gemaches, oder dieser Höhle, standen mächtige eiserne Kisten, und einige derselben waren geöffnet, und in ihnen befanden sich Säcke, ohne Zweifel gemünztes Gold enthaltend, während aus anderen Edelsteine blitzten, Schmuck, und mit funkelnden Juwelen gezierte, köstliche Waffen. Inmitten aller dieser Dinge endlich, an einem Tische von kunstreicher Arbeit, auf welchem eine Lampe stand, saß ein alter Mann, den ich sogleich für den Marquis von Evermont erkannte, da ich ihm früher bereits einmal begegnete. Er war indessen keineswegs seiner kostbaren Umgebung gemäß gekleidet, sondern trug ein altes, fadenscheiniges Röckchen, Pantoffel, und auf der Nase eine große Brille, durch welche er eifrig in vor ihm liegenden Papieren zu lesen schien. Neben ihm lagen zwei Reiterpistolen und ein Degen.

Man kann in Zeit von zehn Secunden Dinge sehen, welche für ein ganzes Leben ausreichen zu angenehmen, mitunter aber auch zu sehr unangenehmen Betrachtungen, und so lange hatte ich jenesmal Zeit, die so eben erwähnten Schätze und etwa den kleinen, magern Marquis zu betrachten, denn alsdann verließen mich die Sinne.

Als ich wieder zu mir kam, fand ich mich zwischen jenen Weiden am Ufer, von welchen aus

wir uns in den See begeben hatten, auf dem Boden liegen, und sah Bertrand bereits angekleidet neben mir stehen.

Er sah mich mit einem eigenthümlichen Blicke an, welchen ich, freilich erst später, mit dem eines Naturforschers vergleichen konnte, welcher an einem Kaninchen irgend ein Experiment angestellt, und ein befriedigendes Resultat erhalten hat.

„Es geht also doch, sagte er mit zufriedener Miene, „und es reicht für Zwei!"

Dann ermahnte er mich, sogleich meine Kleider anzulegen, und mich mit ihm nach Hause zu begeben, und dies geschah mit derselben Vorsicht und Schweigsamkeit, mit welcher wir ausgezogen waren. Nachdem wir aber unser Haus erreicht hatten, begannen wir zu plaudern, und ich erfuhr von Bertrand Folgendes:

Schon seit mehreren Nächten hatte er den Schein auf der Oberfläche des Sees leuchten sehen, und da er von früher her wußte, daß derselbe verschwand, sobald sich ein Boot mittelst Rudern auf dem Wasser bewegte, so versuchte er sein Heil durch Schwimmen und erreichte glücklich die gewölbte Scheibe, welche entweder von Glas oder von Krystall, aber dermaßeu mit Moos und Schlamm überzogen war, daß er nicht im Stande

war, durch dieselbe zu blicken. Er kehrte wieder und reinigte zwei kleine Stellen von diesem Ueberzuge, und sah dann das Gleiche, oder Aehnliches, was ich bereits erzählte. Es schien also sehr wahrscheinlich, daß der Marquis von dem sterbenden Prior zum Hüter jener Kostbarkeiten aufgestellt worden war, und daß er, eben so wie jener zu gewissen Zeiten gethan haben mochte, das ihm anvertraute Gut musterte, um vielleicht den uns wenigstens unbekannten Besitzern Bericht oder Rechnung abzustatten. Das war uns indessen ziemlich gleichgültig. Die Hauptsache blieb, daß der Schatz wirklich vorhanden, und Bertrand schwur jetzt, daß er sich einen Theil desselben aneignen werde.

„Willst Du den alten Mann ermorden," sagte ich, „diesen Ehrenmann, der selbst darbt und fremdes, ihm anvertrautes Gut mit solcher Treue hütet?"

„Bewahre," versetzte Bertrand, „ich will mir nur einen kleinen Theil dieses Ueberflusses aneignen, und denke nicht daran, den Alten zu verletzen."

„Du willst also stehlen?"

„Nein, ich will einziehen," sagte er, „einverleiben, das heißt einen Theil jenes Besitzes

dem meinigen. Die Republik zieht gegenwärtig die Güter des Adels ein, jene der Klöster, und das Vermögen der Abgeschlachteten wird dem der Republik einverleibt. Ich will das Beispiel, welches die gute Mutter giebt, nachahmen, und überdies wird solches für den alten Evermont von dem größten Nutzen sein, denn ich werde, sobald ich einverleibt habe, ihm äußerst höflich schreiben, und genau die Mittel und Wege angeben, welche ich hierzu eingeschlagen habe. Es wird ihn für kommende Fälle, welche in Aussicht stehen, sicher stellen, er kann meinen Brief als Quittung in eine seiner Kisten legen und Sorge tragen, jenes einfältige Loch zu verstopfen, welches keinen andern Zweck zu haben scheint, als die Leute auf jene Reichthümer aufmerksam zu machen."

Man sieht, daß Bertrand ganz im Interesse des Marquis von Evermont handelte, wenn er ihn bestahl, und er theilte mir jetzt mit, welchen Plan er sich ausgesonnen hatte.

Der alte Mann wohnte ganz allein in den Ruinen, ohne Zweifel, um unbeachtet sein Hütergeschäft ausüben zu können, und nur täglich einmal brachte ihm ein alter Diener, den er auf seiner ärmlichen Besitzung zurückgelassen hatte, auf einem Kahne den nöthigen Lebensunterhalt.

Bertrand und ich wollten uns nach Anbruch der Dunkelheit auf die Insel begeben, lauern und dem Marquis nachschleichen, wenn er sich in das Gewölbe begeben würde. Bertrand war als Junge nicht selten im Kloster, er hoffte sich jetzt ebenfalls in den Ruinen zurecht zu finden, und eben so den Weg zum Gewölbe später, auch ohne den Marquis, nicht zu verfehlen, wenn er ihn nur einmal kennen würde.

Er fügte aber hinzu, daß dies rasch geschehen müsse, denn er glaube bemerkt zu haben, daß man ihn auf seinen nächtlichen Ausflügen beobachtet habe, und daß es ihm scheine, als wolle man sich seiner gewissermaßen als eines Spürhundes bedienen.

Allerdings war es nun richtig, daß seit einiger Zeit sich im Dorfe verschiedene fremde Gesichter gezeigt hatten, welche mit einigen der jungen Burschen in gutem Einvernehmen zu stehen schienen, und da Bertrand als ein gewandter und verwegener Bursche schon seit seiner frühesten Jugend bekannt war, war seine Vermuthung nicht ganz unwahrscheinlich.

Wir bestimmten also schon die folgende Nacht zur Ausführung unseres Planes, und während ich den ganzen Tag hindurch mich eines ängstlichen

Gefühles nicht erwehren konnte, hatte Bertrand seine frühere verschlossene und düstere Stimmung vollkommen verlassen, und er war heiter und aufgeräumt, als sei eine große Last von ihm genommen.

Wir verließen schon bei Tage unser Haus, und erreichten, jeder für sich allein, kurz nach Einbruch der Dunkelheit eine Stelle an dem oberen Theile des Sees, wo ein kleines Boot lag, und nachdem wir längere Zeit sorgfältig gelauscht, fuhren wir in möglichster Stille zur Insel.

Meine Gefühle will ich nicht beschreiben, denn daß wir, trotz der Sophismen Bertrand's, dennoch im Begriff standen, ein Unrecht zu begehen, war klar, und trotzdem, daß unser Unternehmen auf jeden Fall höchst gefahrlos war, klopfte doch mein Herz in mächtigen Schlägen, als wir die Insel betraten.

Dort herrschte das Schweigen des Todes, und nichts verrieth Leben, als ein schwacher Lichtschimmer, der aus einem Theile der noch stehenden Klosterüberreste drang. Wir schlichen uns dorthin und fanden, daß der Marquis zu ebener Erde in einem Theile der ehemaligen Schaffnerei seine Wohnung aufgeschlagen hatte, und zogen uns hierauf hinter eine halb eingestürzte Mauer

zurück, um die Thür zu beobachten, durch welche er heraustreten mußte.

Ohne Zweifel hatten wir Beide ziemlich dieselben Gedanken.

Die Schaffnerwohnung stand zuverlässig in keiner Verbindung mit dem Schatzgewölbe, aller Wahrscheinlichkeit nach mußte also der Marquis über den Hof gehen, um irgend einen andern Eingang zu demselben zu betreten, und es war nicht schwer, ihm alsdann unbemerkt zu folgen.

Wenn er überhaupt kam!

Das war die andere, die Hauptfrage, denn es war auch möglich, daß er mit der von uns vermutheten Revision seiner Schätze bereits zu Ende war.

Wir mußten also harren und abwarten, und wir thaten das mit der möglichsten Geduld.

Endlich, etwa gegen die zehnte Stunde der Nacht, sahen wir einen Schatten sich vor dem Lichte vorüber bewegen, und jetzt wurde dieses mehrmals von einer Stelle an die andere gesetzt.

Wahrscheinlich rüstete er sich also zu seinem nächtlichen Gange, und in der That sahen wir ihn nach einigen Minuten aus der Thür treten.

Ich habe vergessen zu bemerken, daß sich schon seit einiger Zeit ein eben nicht schwacher Wind

erhoben hatte, welcher uns trefflich zu statten kam, da er ein etwaiges, unwillkürliches Geräusch von unserer Seite verdecken mußte, indem wir ihm jetzt, nachdem er an unserem Verstecke vorüber war, folgten.

Er war gekleidet wie gestern, hatte sich mit einem Degen umgürtet und im Gürtel ein paar Pistolen stecken, ohne Zweifel aber waren das Vorsichtsmaßregeln, welche er nur aus Gewohnheit beibehalten hatte, denn er schien nichts weniger als irgend eine Störung zu befürchten, und schritt anscheinend sorglos vorwärts.

Ich stieß einmal mit dem Fuße an einen Stein, welcher abwärts rollte, aber er hob nicht einmal seine Laterne, um sich umzusehen. Wer in einer Ruine wohnt, hat sich an das Fallen der Steine gewöhnt.

Endlich stand er an einem verfallenen Gemäuer still, schloß eine kleine niedrige Thür auf, welche wohl früher sorgfältig verborgen gewesen war, und trat ein. Sein spärliches weißes Haar flatterte in der ihm entgegenströmenden Zugluft, aber er trat ein, ohne die Thür hinter sich zu schließen.

Was Bertrand gethan hätte, wenn der Alte

einen Versuch gemacht, dies zu thun, weiß ich nicht, da es aber nicht geschah, folgten wir ihm.

Ohne Zweifel war das Gewölbe, welches wir jetzt durchschritten, auch in früherer Zeit nicht als Keller benutzt worden, denn es war enge und jetzt an vielen Stellen bereits ziemlich verfallen, im Uebrigen verlief es jedoch ziemlich eben, endlich aber kam eine zweite Thür, von welcher aus etwa vierzig Stufen abwärts führten. Der Marquis verschloß auch diese Thür nicht hinter sich, sondern stieg abwärts, bis er sich am Anfange eines niedrigen und engen, vollkommen in den Felsen gehauenen Ganges befand, welcher anfänglich abwärts, dann aber bogenförmig wieder aufwärts führte.

Ich vermuthe, daß hier die Kunst nur nachgeholfen hatte, um eine natürliche Spalte des Gesteins zu erweitern und zu jenem Gange umzugestalten. Vollkommen unerklärlich war und blieb mir aber die frische und erquickende Luftströmung, welche uns hier entgegenkam, während weiter oben die Luft dumpf und moderig erschien. Hier indeß, wo wir uns bereits unter dem Spiegel des Wassers befinden mußten, war ein Einströmen frischer Luft von außen eine vollkommene Unmöglichkeit. Je mehr wir aber, indem wir wieder

etwas aufwärts stiegen, uns dem Ende des Ganges näherten, schien die Atmosphäre auch wieder schwerer und drückender zu werden.

Der Marquis von Evermont stand jetzt vor einer eisernen Thür still, welche er indessen ziemlich rasch öffnete und, nachdem er eingetreten war, weit offen stehen ließ. Während er die oberen Thüren, nachdem er eingetreten, sehr wahrscheinlich im Gefühle seiner vollkommenen Sicherheit, nicht hinter sich abgeschlossen, sondern nur angelehnt hatte, ließ er diese zuverlässig deshalb vollkommen geöffnet, um der frischen Luft aus dem gekrümmten Gange den Zutritt in das Gewölbe zu gestatten.

Er selbst aber schritt in die Mitte desselben, und zündete die auf dem Tische befindliche Lampe am Lichte seiner Laterne an, und während dessen schlüpften Bertrand und ich ebenfalls geräuschlos in das geheimnißvolle Gemach, und bargen uns hinter mehreren größeren dort aufgeschichteten Gegenständen, welche wir bald als Särge erkannten, die zum Theil an den Wänden lehnten, zum Theil auf dem felsigen Boden standen.

Später erst, nachdem ich in dergleichen Dingen mehr Erfahrung gewonnen hatte, erkannte ich, daß diese Särge sehr verschiedenen Perioden an-

gehört haben mußten, denn es befanden sich etliche von Metall unter ihnen, mittelalterliche wahrscheinlich, während andere, roh aus einem einzigen Baumstamme gezimmert, auf die früheste Zeiten schließen ließen. Jenesmal aber hatten diese Särge kein anderes Interesse für uns, als daß wir uns trefflich hinter denselben verbergen konnten, und unsere ganze Aufmerksamkeit war auf den Marquis und seine Umgebung gerichtet. Das Gemach, oder die Höhle, welche ein ziemlich regelmäßiges Viereck bildete, hatte etwa fünfundzwanzig bis dreißig Fuß Länge, und seine Höhe mochte ungefähr zwanzig Fuß betragen.

Die Scheibe an der Decke, durch welche unsere räuberischen Augen zuerst in jenes Heiligthum gedrungen waren, hatte vielleicht anderthalb Fuß Durchmesser, und war, von innen gesehen, vollkommen einer Tafel von Malachit ähnlich, sicherlich wegen des sie von unten bekleidenden Mooses. Mehr aber als alles das beschäftigte uns die nächste Umgebung des Marquis.

Ohne Zweifel hatte er gestern noch längere Zeit gearbeitet, denn heute standen auf dem Tische vor ihm und neben ihm auf dem Boden geöffnete Säcke, deren Inhalt gemünztes Gold war, und kleinere, wahrscheinlich gezählte Haufen Gold

lagen neben ihm. Auch die Waffenstücke von gestern waren verschwunden, und eine kleine geöffnete Truhe von dunklem Holze ließ seltsame Dinge erkennen, die einer alten, längst entschwundenen Zeit angehören mochten, Armringe, Gefäße, und unter Anderem einen einfachen Kronenreif von Eisen mit ungeschliffenen Edelsteinen besetzt.

Der Marquis berührte indessen keinen dieser Gegenstände, und schien sich für den Augenblick allein mit seinen Rechnungen oder Verzeichnissen zu beschäftigen, indem er Zahlen zusammen zu rechnen und bisweilen Randbemerkungen zu machen schien.

Was mich betraf, so fragte ich mich endlich, was wir, oder vielmehr, was Bertrand zu thun beabsichtigte. Er stand regungslos, und starrte nach dem Marquis und dem vor ihm aufgehäuften Golde.

Hatte er im Sinne, plötzlich über den alten Mann herzufallen und ihn vielleicht zu tödten, oder wenigstens zu knebeln, hierauf sich und mich mit Gold zu beladen und zu entfliehen?

Ich war entschlossen, für diesen Fall den Marquis zu beschützen.

Wollte er aber zu einer andern Zeit wiederkehren, um sein Vorhaben auszuführen, so wußten

wir jetzt genug, und es wäre Zeit gewesen, uns hinwegzuschleichen.

Während ich diesen Gedanken Raum gab, faßte mich Bertrand plötzlich am Arme, so wie er gestern gethan, als wir den ersten verrätherischen Schein auf dem Wasserspiegel erblickten, und ich glaubte, daß nun der Augenblick gekommen sei, in welchem er sich auf den Marquis stürzen wolle. Als ich aber in sein von den Streiflichtern der Lampe beleuchtetes Antlitz sah, bemerkte ich freilich, daß ich mich geirrt hatte.

Es drückte heftigen Schrecken aus, und während er mit den Zähnen seine Unterlippe gefaßt hatte, winkte er mit seinen Augen nach dem Eingange des Gewölbes.

Ich erblickte nichts. Einige Augenblicke später aber glaubte ich ein leises Geräusch im Gange zu hören, und jetzt — jetzt wußte ich, daß ich mich nicht getäuscht hatte. Ziemlich deutlich hörte man das, wenn auch offenbar vorsichtige Nahen mehrerer Personen.

Einige Secunden später tauchten Gestalten aus dem Dunkel auf, und nun wurden unter der Thür, und im schwach beleuchteten Theile des Ganges, etwa acht bis zehn Menschen sichtbar.

Ich erkannte zwei Bursche aus unserem Dorfe,

die übrigen indessen waren mir vollkommen unbekannt. Während ich aber, auf den Tod erschrocken, nach ihnen hinblickte, wurde ich durch eine Bewegung des Marquis auf diesen aufmerksam gemacht.

Offenbar hatte er erst in diesem Augenblicke die Eindringlinge erblickt, denn sein Antlitz war erdfahl und drückte, neben heftigem Schrecken, Schmerz und Verzweiflung aus.

Die unter der Thür hatten sich bis jetzt nicht genähert, als sie sich aber entdeckt sahen, machten sie Miene, einzudringen. Aber der alte Mann hatte sich aufgerichtet, und mit jeder Hand eine seiner Pistolen haltend, rief er mit kräftiger Stimme:

„Halt! Keinen Schritt vorwärts! Was wollt Ihr?"

„Dein Geld, Du alter Hund, und Dein Leben!" rief einer derselben. In diesem Augenblicke sprang Bertrand, gefolgt von mir, hervor und rief:

„Zurück, Ihr Schurken! Fest gehalten, Herr von Evermont! Wir stehen zu ihnen!"

Die Räuber, denn da wir uns jetzt für den Marquis erklärt hatten, darf ich jene wohl so nennen, die Räuber also wichen unwillkürlich einige Schritte zurück; denn obgleich sie sehr wahrscheinlich von unserer Anwesenheit Kenntniß hatten, so kam ihnen doch unser plötzliches Auftreten un-

erwartet. Evermont aber schien von uns nicht die geringste Notiz zu nehmen, und uns, obgleich wir ihm nahe standen, weder zu fürchten, noch irgendwie eine Hoffnung auf unseren Schutz zu setzen, sondern er hatte blos die unter der Thür im Auge, und hob jetzt eine seiner Pistolen:

„Der Erste, der einen Schritt vorwärts geht, ist des Todes!"

Keiner von jenen machte anfänglich eine Bewegung, aber dann sprang Einer hervor:

„Versuch's, alter — —"

Er sprach nicht aus, denn der Marquis hatte Feuer gegeben, und der Mann sprang hoch auf, und stürzte im andern Momente lautlos zu Boden.

Die in erster Reihe Stehenden wichen zurück, aber es schien, als würden sie von ihren Hintermännern gehalten, und jetzt riefen einige Stimmen:

„Vorwärts! Vorwärts!"

Ein dichter Pulverdampf hatte gegen die Thür hin, nach welcher Richtung zu der Schuß gefallen war, das Gemach erfüllt, und aus diesem Nebel traten jetzt allmälig die Gestalten der sich gegenseitig vorwärts Drängenden hervor.

Der Marquis von Evermont hob jetzt langsam und ohne ein Wort zu sprechen seine zweite Pistole, aber er richtete sie nicht gegen die Räu-

ber, sondern gegen die Decke, gegen die grüne, malachitähnliche Scheibe, und gab zum zweiten Mal Feuer.

Ich glaube, daß sich Keiner in dem Gewölbe befand, der nicht ebenfalls dorthin geblickt hätte, und was wir sahen, war Folgendes:

Die Kugel hatte die Scheibe durchbohrt, gleichzeitig aber auch gesprengt.

Einen Augenblick lang fuhr zischend ein dünner Wasserstrahl nieder, dann borst die gesprungene Scheibe, und der See ergoß seine Fluthen brausend und mit furchtbarer Wucht in das Gewölbe.

Nach einigen weiteren Secunden standen wir bereits bis an die Kniee im Wasser.

Jetzt nahm der Marquis die Lampe und schleuderte sie in die Fluthen, und nun umgab uns die dichteste Finsterniß."

Nachdem Herr Fuchs so weit erzählt hatte, stand er auf und sagte:

„Es ist aber nun hohe Zeit, daß wir unser Lager suchen, damit wir morgen bei Zeiten unsere Reise fortsetzen können."

„Sie werden doch wahrhaftig nicht gerade jetzt aufhören wollen!?" rief Ludwig, aber Fuchs erwiderte:

„Morgen, junger Herr, morgen!"

„Punctum!“ fügte Jakob hinzu, indem er ebenfalls aufstand und seine Lampe ergriff, als wolle er sie, wie der alte Marquis die seinige, zu Boden schleudern, aber er leuchtete nur seinen Gästen mit derselben zu ihrer Streu, auf welcher sie nun, wohl oder übel, Platz nehmen mußten.

Ende des zweiten Bandes.

Druck von G. Pätz in Naumburg.

Im Verlage von Hermann Costenoble in Jena und Leipzig erschienen ferner folgende neue Werke:

Gerstäcker, Friedrich, Im Busch. Australische Erzählung. **Wohlfeile Volksausgabe.** Classikerformat. 3 Bde. broch. 1 Thlr. 12 Sgr.

Gerstäcker, Friedrich, Die beiden Sträflinge. Australischer Roman. Zweite, durchgesehene Auflage. **Wohlfeile Volksausgabe.** 8. 3 Bde. broch. circa $2\frac{1}{2}$ Thlr.

Gerstäcker, Friedrich, Der Wilderer. Ein Drama in 5 Aufzügen. Miniat.-Ausg. broch. 27 Ngr.

Gerstäcker, Friedrich, Achtzehn Monate in Süd-Amerika und dessen deutschen Colonien. 6 Theile in 3 Bänden. 8. broch. $5\frac{1}{3}$ Thlr.

Gerstäcker, Friedrich, Die Regulatoren in Arkansas. Aus dem Waldleben Amerika's. Erste Abtheilung. 3 Bde. 4. Aufl. 2. Stereot.-Ausgabe. 8. broch. $1\frac{2}{3}$ Thlr.

Gerstäcker, Friedrich, Die Flußpiraten des Mississippi. Aus dem Waldleben Amerika's. Zweite Abtheilung. 3 Bde. 4. Auflage. 2. Stereot.-Ausgabe. 8. broch. $1\frac{2}{3}$ Thlr.

Gerstäcker, Friedrich, Der Kunstreiter. Eine Erzählung. 3 Bde. 8. broch. 3 Thlr. 15 Ngr.

Gerstäcker, Friedrich, Unter dem Aequator. Javanisches Sittenbild. 3 Bde. 8. broch. $4\frac{1}{4}$ Thlr.

Gerstäcker, Friedrich, Das alte Haus. Erzählung. 8. broch. $1\frac{1}{2}$ Thlr.

Gerstäcker, Friedrich, Nach Amerika! Ein Volksbuch. Illustrirt von Th. Hosemann und Karl Reinhardt. 6 Bde. 8. broch. 6 Thlr. 12 Ngr.

Gerstäcker, Friedrich, Der kleine Goldgräber in Californien. Eine Erzählung für die Jugend. Mit 6 colorirten Bildern. 8. In Buntdruck-Umschlag gebunden. $1^2/_3$ Thlr.

Gerstäcker, Friedrich, Tahiti. Roman aus der Südsee. Zweite Auflage. 4 Bde. 8. broch. 6 Thlr.

Gerstäcker, Friedrich, Der erste Christbaum. Ein Märchen mit 6 color. Bildern. 8. In Buntdruck-Umschlag gebunden 1 Thlr.

Gerstäcker, Friedrich, Der kleine Walfischfänger. Erzählung für die Jugend. Mit einem Titelkupfer. 8. In Buntdruck-Umschlag gebunden. $1^1/_3$ Thlr.

Gerstäcker, Friedrich, Gold! Ein Californisches Lebensbild aus dem Jahre 1849. 3 Bde. 8. broch. 4 Thlr.

Guseck, Bernd v., Deutschlands Ehre. Historischer Roman. 3 Bde. 8. broch. 4 Thlr.

Guseck, Bernd von, Girandola. Novellen. Zweite Auflage. 4 Bde. 8. broch. 3 Thlr.

Guseck, Bernd von, Die Hand des Fremden. Historischer Roman. 2 Bde. 8. broch. $2^3/_4$ Thlr.

Guseck, Bernd von, Der erste Raub an Deutschland. Historischer Roman. 4 Bde. 8. broch. $5^1/_2$ Thlr.

Haan, Dr. Wilhelm, Königl. Sächs. Superintendent und Pastor an der Stadtkirche St. Matthäi zu Leisnig. Das Gebet vermag viel! Stunden religiöser Erbauung für alle Lebensverhältnisse evangelischer Christen. Mit 1 Titelkupfer. gr. 8. broch. $1^1/_3$ Thlr. Eleg. geb. mit vergold. Deckenverzierungen $1^3/_4$ Thlr.

Humboldt's, Alexander von, Briefwechsel mit Heinrich Berghaus aus den Jahren 1825 bis 1858. 3 starke Bde. gr. 8. broch. à Band 2 Thlr. 12 Ngr.

Jenssen-Tusch, G. F. von, Die Verschwörung gegen die Königin Caroline Mathilde und die Grafen Struensee und Brandt. Nach ungedruckten Quellen und in selbstständiger deutscher Bearbeitung nach L. J. Flamand. gr. 8. broch. $2\frac{1}{2}$ Thlr.

Wichtig in Bezug auf Schleswig-Holstein.

Kleucke, Dr. H., Swammerdam oder die Offenbarung der Natur. Ein culturhistorischer Roman. 3 Bde. 2. Aufl. 8. broch. 3 Thlr.

Körner, Friedrich, Director an der höhern Handelsakademie in Pesth. Der Volksschullehrer. Pädagogik der Volksschule. 2. Aufl. 8. broch. 27 Ngr.

Körner, Friedrich, Director an der höhern Handelsakademie in Pesth. Die Erziehung der Knaben in Haus und Schule. Ein Handbuch für Eltern und Erzieher. (Das Buch der Erziehung in Haus und Schule. Zweite Abtheilung.) 8. broch. 27 Ngr.

Körner, Friedrich, Director an der höhern Handelsakademie in Pesth, Geschichte der Pädagogik von den ältesten Zeiten bis zur Gegenwart. Ein Handbuch für Geistliche und Lehrer. 2. Aufl. gr. 8. broch. $1\frac{1}{3}$ Thlr.

Tzarogy.

Dritter Band.

Tzarogy.

Roman

von

Ernſt Freiherrn von Bibra.

Dritter Band.

Jena und Leipzig,
Hermann Coſtenoble.
1865.

Erstes Kapitel.

Während am andern Morgen Fuchs die Vorräthe des schweigsamen Waldwärters zehntete, und zugleich Andreas mit einigen Flaschen Wein bepackte, hielt Ludwig eine kleine, wohlgesetzte und dankende Rede an denselben, deren Schluß war, daß er nicht wage, nach der Zeche zu fragen, daß er indessen hoffe, einen kleinen Schadenersatz in seine Hände niederlegen zu dürfen.

Jakob blickte starr und schweigend in die glimmenden Kohlen des Herdes, auf denen er das Frühstück bereitet hatte, und da er gleichzeitig hartnäckig beide Hände in den Taschen seiner Beinkleider verbarg, so legte Ludwig den wenigstens dreifachen Betrag des Genossenen auf den Rand des Herdes, worauf der Waldwärter seine Rechte hervorzog, sie Ludwig reichte und einfach „Ades" sagte.

Als man im Freien war, sagte Andreas, der mißbilligend auf die reichliche Summe geblickt hatte:

„Wir kommen da auf der Reise mit tollen Käuzen zusammen, Herr Ludwig. Herr Jeses, wenn der gnädige Herr Papa das viele Geld gesehen hätte!"

Statt der Antwort fragte Ludwig Fuchs, was die Ursache der übergroßen Schweigsamkeit des Waldwärters sei, und jener erwiderte lachend:

„Ich hab' es Ihnen gestern schon angedeutet, daß er früher bei gewissen Gelegenheiten allzu viel gesprochen hat, und dadurch in allerlei Verlegenheiten gerathen ist. Nun ist er in die entgegengesetzte Thorheit verfallen, und wägt und zählt die Worte. Immer aber verkehre ich lieber mit solchen ein wenig absonderlichen Persönlichkeiten, als mit den langweiligen Pinseln, die nur die Schablone ausfüllen, welche ihnen die Alltäglichkeit und die Mode vorgezeichnet hat. Aber von etwas Anderen! Heute ist es mir noch gestattet, Sie zu begleiten, und ich kann Sie auf zwei Wegen zum Ziele führen, welches ich Ihnen verspreche. Das heißt, wir können heute in einer Mühle übernachten, in welcher wir ganz anständig aufgehoben sein werden, oder im Walde bei einem

Köhler, bei welchem freilich Alles nicht so bequem ausfallen dürfte, wenn gleich die Romantik unser Lager theilen wird."

„Wenn es Ihnen gleich ist, so habe ich meinen Entschluß bereits gefaßt," erwiderte Ludwig, „wir wollen aber einmal hören, was Andreas meint, da bei einem Kriegsrathe die Jüngsten stets zuerst gefragt werden."

„Hm!" sagte Andreas, „ich kenne die Person nicht, die da bei uns schlafen soll. Wenn aber die Fräulein Johanna da herum in der Nähe steckt, so kann das leicht fatale Geschichten geben. Es wird Alles ausgeplaudert, man mag es anfangen, wie man will, und auf den Bedienten wird nachher Alles geschoben. Herr Jerum! wenn Gretchen — —"

„Höre auf," rief Ludwig lachend, „Du bist nicht klug, und hast Herrn Fuchs ganz falsch verstanden. Die Romantik ist kein lebendes Wesen der Art, wie Du dachtest. Aber der Teufel kann sich da klar ausdrücken. Doch gieb Acht: Die Romantik hat eine Gegnerin, welche man die Prosa nennt.

Stelle Dir ein Getreidefeld vor, das gut bestellt ist, eben verläuft, und welches eine regelmäßige, breite und gut erhaltene Landstraße durch-

schneidet, welche an ihren beiden Seiten mit sauber gehaltenen Obstbäumen bepflanzt ist.

Das ist die Prosa.

Jetzt aber blicke hinunter in dies wilde Waldthal. Steil fallen seine beiden Wände ab, so steil und schroff, daß sie an vielen Stellen nur durch die zackigen Felsen gehalten scheinen, die kühn sich zwischen Baum und Strauchwerk hervordrängen. Drunten auf der Sohle braust ein Waldbach, der keck über die Steine springt, welche ihm den Weg versperren wollen. Erlen säumen nicht seine Ufer, und ihre röthlichen Wurzeln suchen nicht die schmalen Streifen Wiesen- oder Grasboden vor seinen Uebergriffen zu schützen. Felsen sind seine Wächter, und nur wenige Stunden des Tages sendet die Sonne ihre Strahlen hinab zu dem übermüthigen Sohne des Gebirges, um mit seinen Wellen zu spielen, und die wenigen Gräser, die dort sprossen, zu grüßen und zu trösten.

Dort wohnt die Romantik!"

Andreas hatte aufmerksam in das Thal geblickt, dann strich er sich die Haare und sagte:

„Wenn sie das thäte, wäre sie, mit des Herrn Ludwig Erlaubniß, nicht recht bei Troste. Gott sei Dank, sehe ich aber Niemand da unten. Ich merke aber schon, wie's gemeint ist. Wo es höf-

lich und manierlich hergeht, da ist die Prosa, und wo Alles contrair und unsauber ist, die Romantik. Ich thue für die Prosa stimmen."

„Schön," versetzte Ludwig, „nichtsdestoweniger wollen wir aber doch bei dem Köhler einkehren, wenn nämlich Herr Fuchs nicht anderer Meinung."

Dieser stimmte bei, versprach auf den Abend den Rest seines Abenteuers abzuwickeln, versäumte aber nicht, während sie ihren Weg fortsetzten, Ludwig auf die Schönheiten und Eigenthümlichkeiten von Wald und Gebirge aufmerksam zu machen.

Der junge Mann fand, daß die Romantik nicht blos in jener Schlucht wohne, sondern allenthalben zu treffen sei, so weit sein Auge reichte. Er hörte ihre Stimme aus den breiteren Thälern ertönen, wo hier und da ein Mühlrad klapperte, sie blickte mit stolzem Lächeln auf ihn nieder von einer Felsengruppe, die den Gipfel eines Berges krönte. Er sah sie über die blitzende Fläche eines kleinen Sees schweben, der aus der Ferne ihm Grüße zuwinkte, und folgte mit Entzücken ihren Fittigen, welche sie wehenden Fluges über die Fernsichten trugen, die nicht selten sich weithin erschlossen.

Er sah, daß der deutsche Wald ihre liebste Heimath. —

Der dünne Rauch, der von den glimmenden Meilern aus sich durch die grünen Arme der Eichen wand, verkündete die Nähe der Köhlerhütte, dann folgten die schwarzen Stellen, die Grundflächen früherer Meiler, untrügliche Anzeichen der Nähe einer Köhlerwohnung, und endlich diese selbst inmitten einer kleinen Lichtung.

Fuchs ging voraus, einige Worte mit dem Köhler wechselnd, und dieser nahm seine Gäste willig auf.

Der Mann war mutterseelen allein, da sein Junge in's Dorf gegangen, als man aber in die Hütte getreten war, fand man dieselbe kaum mit weniger Bequemlichkeit ausgestattet, als die Jakob's, des Waldwärters, auch bot ein Schuppen so ziemlich ein gleiches Nachtlager.

Was den Hausherrn selbst betraf, so besaß derselbe in hinreichendem Maßstabe die beiden hervorragenden Eigenschaften aller seiner Collegen, mit welchen wir selbst nicht allzu selten verkehrten. Er war nämlich über und über mit Ruß und Kohlenstaub bedeckt, und hieb wacker in die Vorräthe ein, welche seine Gäste mit sich führten.

Als man aber endlich sich gemüthlich um das flammende Feuer geschaart, forderte Ludwig seinen

Führer auf, sein Abenteuer in der Schatzhöhle weiter zu berichten.

„Daß Sie selbst lebendig herausgekommen sind," sagte er, „unterliegt keinem Zweifel. Aber wie wurde es mit Bertrand, mit dem alten Marquis, so wie mit den Persönlichkeiten, welche Sie als Räuber bezeichneten? Ich hoffe, die ganze, wenn gleich ziemlich gemischte Gesellschaft hat, durch irgend eine Absonderlichkeit, glücklich einen Ausweg gefunden."

„Nicht so ganz," versetzte Fuchs. „Ich glaube, ich habe meine Erzählung abgebrochen, als eben die Scheibe an der Decke vollständig brach, das Wasser in Mannesdicke in das Gewölbe stürzte, und der Marquis seine Lampe zerschmetterte.

Unter die angenehmsten Erinnerungen meines Lebens gehören jene Augenblicke nicht, obgleich sie noch mit der größten Deutlichkeit vor meinem Gedächtnisse stehen. Der mit furchtbarer Gewalt niederstürzende Wasserstrahl verursachte einen so bedeutenden Lärmen, daß man die Flüche und Verwünschungen der Räuber, welche diese ohne Zweifel ausstießen, nicht hören konnte, so wie die Dunkelheit, welche im Gewölbe herrschte, nichts von Allem wahrnehmen ließ, was sich dort ereignete, denn nur an der Stelle, wo das Wasser

eindrang, zeigte sich ein unheimlicher graugelber Schein.

Ich wurde indessen mehrmals heftig angestoßen, ohne Zweifel von den bis jetzt am Eingange Stehenden, denn da der felsige Boden sich dort senkte, so stürzte das zuerst eindringende Wasser mit Heftigkeit dorthin und in den Gang, und jene flüchteten instinctartig nach dem höher gelegenen Theile der Höhle, obgleich man wenige Secunden nach der Katastrophe auch dort bereits bis über die Kniee im Wasser stand. Was ich während diesen Secunden dachte, weiß ich nicht. Ich glaube aber, daß ich gar keines Gedankens fähig war und nur das Brausen der Fluthen hörte. Jetzt wurde ich aber am Arme gefaßt, und ich erkannte Bertrand an seinem mir bereits bekannten Griffe, und gleichzeitig riß er mich mit sich vorwärts, so daß wir im andern Augenblicke schon bis an den Gürtel im Wasser standen, und an der heftigen Strömung, welche uns gleich darauf ergriff, merkte ich, trotz meiner Todesangst und Betäubung, dennoch sogleich, daß wir uns in dem zum Gewölbe führenden Gange befanden. Dann schlug das Wasser über unseren Köpfen zusammen, nach nicht langer Zeit aber konnten wir wieder Luft schöpfen, obgleich wir von dem rasch nach-

dringenden Wasser stets noch mit großer Heftigkeit vorwärts getrieben wurden, halb schwimmend, halb laufend, und theilweise uns auch wieder an den Wänden des Ganges stützend oder weiter helfend. Dann kamen wir an eine Stelle, an welcher das Wasser nur langsam vorwärts drang, ohne Zweifel das Niveau mit dem Stande desselben im Gewölbe, und dort hielt Bertrand still.

Wir konnten jetzt beobachten, daß das Wasser an unseren Füßen stoßweise stieg, und zugleich schienen die Wände des Ganges von Zeit zu Zeit erschüttert zu werden. Das Brausen des in's Gewölbe eindringenden Wassers aber hörte man nur noch dumpf und wie aus weiter Ferne.

„Es kommt keiner mehr," sagte Bertrand, nachdem wir vielleicht eine Minute dort gestanden hatten, und ich weiß bis auf den heutigen Tag nicht, wartete er dort, um irgend Einem, der sich auf gleichem Wege wie wir zu retten versucht hätte, zu Hülfe zu kommen, oder um ihn zu ermorden.

Dann stiegen wir aufwärts, und anstatt auf die Kniee zu sinken und Gott für unsere Rettung zu danken, liefen wir, Bertrand voran und ich hinterdrein, nach der Stelle, an welcher der Die-

ner des Marquis gewöhnlich, wenn er auf die Insel kam, sein Boot anzulegen pflegte.

Bertrand nickte mit dem Kopfe:

„Die Hunde sind auf diesem herübergefahren," sagte er, „jetzt aber vorwärts!"

Wir fuhren hierauf auf dem unsrigen an's jenseitige Ufer des Sees, und schlugen, schon unserer durchnäßten Kleidung halber, möglichst rasch den Heimweg ein. Die kleine Insel mit den Ruinen des Klosters lag so ruhig und still dort, als dies bei unserem Kommen der Fall war, während wir aber längs dem Ufer des Sees hinliefen, sahen wir gegen dessen Mitte zu freilich eine eigenthümliche Bewegung des Wassers, und hörten mitunter einen seltsam klingenden, kollernden oder gluckſenden Ton.

Bertrand schüttelte sich und sagte:

„Pfui Teufel! jetzt kommt das Unangenehmste für die Gauner da drüben, im Falle sie noch nicht ertrunken sind." Sei froh, Kleiner, daß Du nicht drinnen steckst. Die Luft muß dort jetzt furchtbar zusammengepreßt sein, und sie entweicht von Zeit zu Zeit aus dem Loche, welches der Alte gemacht hat, worauf wieder neues Wasser eindringt. Ich vermuthe, der Marquis hat sich

in seinen Degen gestürzt. Es war ein nobler Kerl."

„Eigentlich sind wir doch immer die Schuld an all' dem Unheile," entgegnete ich.

„Wer hieß die Dummköpfe mir nachlaufen?" erwiderte er. Vom Marquis sprach er nicht weiter. Auch später nicht.

Am andern Morgen weckte uns Bertrand's Mutter mit Jammern und Wehklagen.

Der größte Theil der Insel und sämmtliche Ruinen des Klosters, sagte sie, seien während der Nacht im See versunken, und der alte Herr von Evermont ohne allen Zweifel dabei verunglückt. Es verhielt sich in der That so, und das zwar wahrscheinlich durch das in die ohnehin schon schadhaften Gewölbe eindringende Wasser.

Auch einige Bursche des Dorfes vermißte man an den folgenden Tagen, aber Niemand dachte daran, ihr Verschwinden in irgend eine Beziehung mit dem versunkenen Kloster zu bringen, und man vermuthete, sie seien zur Armee gelaufen, welche zu jener Zeit gegen die deutschen Truppen kämpfte.

Bertrand schlug mir vor, dies in der That zu thun, und ihm dorthin zu folgen.

„Soll ich gegen meine Landsleute kämpfen?"

sagte ich, „und willst Du der Kampfgenosse derjenigen werden, welche gegen Deine politischen Grundsätze streiten?“

„Wenden wir die Sache um,“ versetzte Bertrand. „Ich kämpfe für meine Landsleute gegen ihre Feinde, und Du, der Republikaner, streitest für Dein Princip. Ich denke, so wird die Sache in Ordnung gebracht sein, denn jedes Ding hat seine zwei Seiten.“

Ich war schwach genug, mich beschwatzen zu lassen.

Jener Feldzug ist zu häufig beschrieben worden, als daß ich versuchen sollte, Ihnen auch nur eine kleine Skizze desselben zu geben, und die Abenteuer, welche wir erlebten, würden viele Stunden erfordern, um sie Ihnen, selbst in gedrängter Kürze, vorzutragen. Ich muß mich also darauf beschränken, zu berichten, daß, während ich mehrmals verwundet wurde, Bertrand stets mit heiler Haut davon kam, und das zwar auf eine Weise, welche mir endlich auffiel und von Tag zu Tag räthselhafter wurde.

Wenn im Handgemenge ein Mann in nächster Nähe sein Gewehr auf ihn abfeuerte, so versagte dieses entweder, oder der Schuß ging fehl und tödtete einen Nebenmann. Traf ihn aber eine

Kugel, so zeigte er mir gewöhnlich lachend dieselbe später, denn stets hatte sie sich breit geschlagen an irgend einem harten Gegenstande, welchen er bei sich trug, an größeren Geldstücken in seiner Tasche, an der Säbelkuppel, oder an anderen Dingen, und mit Bajonnet- und Degenstichen war das der gleiche Fall, so daß die Feinde es ordentlich abgesehen zu haben schienen auf seine Knöpfe, auf Schnallen oder starkes Lederzeug, und die Brieftasche, welche er auf der Brust trug, war wie ein Sieb durchlöchert.

Andere Fatalitäten, welche unseren Kameraden das Leben kosteten, oder doch wenigstens schwere Wunden eintrugen, gingen auf gleiche Weise spurlos an ihm vorüber, und dabei artete sein Muth bisweilen in wirklich frevelhafte Tollkühnheit aus.

Machte ich ihm deshalb Vorstellungen, so lachte er mich aus, denn sein ganzer früherer Leichtsinn war in verstärktem Maße wiedergekehrt, war er gleichwohl zu anderen Zeiten, wenn gleich selten, wieder trübsinnig und schwermüthig.

In einem solchen Augenblicke machte er mir ein Geständniß, welches ihn früher weder Leichtsinn noch Uebermuth abgelockt hatte, und vertraute mir an, daß er sich im Besitze eines Ta-

lismans befinde, der ihn zuverlässig in aller und jeder Leibes- und Lebensgefahr beschütze, ja daß derselbe, wie es an mir selbst sich gezeigt habe, auch Andere vor Schaden bewahre, wenn der Besitzer des Talismans dieselben unter seine Flügel nähme.

Ich zweifelte keinen Augenblick an seinen Worten, da ich oft genug Gelegenheit gehabt hatte, ihn unverwundet aus allen Fährlichkeiten hervorgehen zu sehen, trotzdem war er aber nur schwer zu bewegen, mir sein Amulet zu zeigen, und ehe er das endlich that, mußte ich ihm einen heiligen Schwur leisten, keinem lebenden Wesen eine Silbe von der Sache mitzutheilen.

Er zeigte mir hierauf einen sog enannten Georgsthaler,*) den er, sorgfältig eingenäht, an einer

*) Der Glaube an die Schutzkraft dieser Thaler ist alt, wenn gleich nur ungewisse Notizen vorzuliegen scheinen, da Jeder, der sich im Besitze eines solchen Thalers befand, die Sache geheim hielt. Schon in den frühesten Zeiten war der heilige Georg der Schutzpatron der Männer vom Schwert, man sagt aber, daß die schützende Kraft erst recht klar hervorgetreten sei bei einem Reiter, der mehrmals von Kugeln getroffen, die sich aber auf einem solchen Georgsthaler, welchen er bei sich trug, stets platt geschlagen. Zu verschiedenen Zeiten legte man auch verschiedenen solcher Thaler größeren Werth bei, und es waren vorzugsweise die von den Grafen von Mansfeld geprägten Thaler die gesuchtesten. So einer, der vor uns liegt,

seidenen Schnur um den Hals trug, und welcher auf der Vorderseite den heiligen Georg mit dem Drachen zeigte, und im Hintergrunde eine auf einem Felsen knieende gekrönte Jungfrau, auf der Rückseite aber den schlafenden Jesus in einem Schiffe auf hochgehenden Wogen, mit der Aufschrift: „In tempestate securitas.“

von Peter Ernst ꝛc., Graf und Fürst zu Mansfeld, geb. 1517 — und noch lebend 1595. Der Thaler ist ohne Jahreszahl und hat die Umschrift: Peter, Ernst, Christ(stoph), Hans Hoier. Der auf dem links gekehrten Turnierpferde sitzende geharnischte und mit einem Federbusche auf dem Helme gezierte heilige Georg stößt mit dem Degen auf den unten liegenden Drachen. Auf der Rückseite steht das neue vermehrte Wappen, mit dem heldrungischen Löwen auf dem Helme, und das alte, mit den acht Standarten auf demselben, nebeneinander. Oben ein Weinblatt als Münzzeichen. Die Umschrift ist: Comites et Domini in Mansf(eld). Der Thaler, welchen wir oben Bertrand umgehängt haben, ist schwerlich ein Mansfelder, wenigstens kommt er nicht in von der Hayen 1778 erschienenen „Münzbeschreibung des gräflichen und fürstlichen Hauses Mansfeld“ vor, welche allein 184 Abbildungen enthält. Aber eben diese Thaler wurden in den letzten italienischen Kriegen stark gesucht, und auch die oben angegebene, den Thaler kräftig wirkend machende Art des Erwerbes war als Sage im Umlauf. Höchst wahrscheinlich, ja fast sicher, wurden sie in den niederungarischen Bergstädten geprägt, als diese noch die Freiheit hatten, von ihrer Ausbeute Schaumünzen zu Familiengeschenken zu prägen, und man schätzte sie vorzugsweise deshalb, weil sie, der Rückseite halber sowohl für den Land- als auch für den Seedienst tauglich und schützend waren. B.

Ich betrachtete das Amulet mit einer Art von Scheu, während auf der andern Seite der lebhafte Wunsch in mir erwachte, einen ähnlichen Schatz zu besitzen.

„Was kostet so ein Thaler?" fragte ich.

„Nichts," versetzte Bertrand, „das heißt, er taugt nicht und hat nicht die mindeste Kraft, wenn man ihn gekauft, oder denselben zum Geschenke erhalten hat."

Auf meine Frage, wie man denn alsdann in den Besitz des Amulets gelangen könne, erhielt ich eine höchst sonderbare Antwort.

„Es genügt," sagte Bertrand, „wenn Du ihn stiehlst; wenn Du ihn einem Todten abnimmst, ist es schon etwas besser, wenn Du aber den Mann selbst erschlagen hast, und besonders in der Absicht, des Thalers habhaft zu werden, hat er alle möglichen guten Eigenschaften, welche man billiger Weise von ihm verlangen kann."

Da Bertrand's Georgsthaler sich stets als ein ganz ausgezeichnetes Exemplar gezeigt hatte, so schien die Art, wie er denselben acquirirt hatte, eben nicht besonders zweifelhaft. Dennoch war ich einfältig genug, ihn deshalb zu befragen.

Er sah mich einige Augenblicke düster an, und sagte dann einfach:

„Geh' zum Teufel."

Am nächsten Tage war Bertrand ganz wieder der frühere leichtsinnige Patron, und jede Spur von Trübsinn schien verschwunden. Da wir aber eben zu jener Zeit nicht vor dem Feinde standen, sondern friedlich in einem Landstädtchen lagen, erprobte er seine schutz- und hülfebringende Kraft auch auf dem Schlachtfelde der Liebe, und es hatte in der That den Anschein, als bewähre er sich auch hier.

Was übrigens mich betraf, den er zum Teufel geschickt hatte, so war nichts unnöthiger, als diesem Befehle nachzukommen, indem der Teufel sich mit der größten Zuvorkommenheit zu mir verfügte, und keinen Augenblick mehr von meiner Seite wich.

Mit anderen Worten: Ich sann Tag und Nacht darüber nach, wie ich in den Besitz von Bertrand's Thaler gelangen könnte, und die drei Methoden, welche er mir zu dessen zweckmäßiger Erwerbung angegeben hatte, flossen in meinem Gehirn auf eine ganz eigenthümliche Weise zusammen.

So wenig wir indessen, nach dem Ereignisse in der Schatzhöhle, jemals wieder ein Wort über dieselbe sprachen, so wenig wurde später des Thalers

mit einer Silbe erwähnt, und ich glaube, daß es Bertrand bereuete, mich in sein Geheimniß eingeweiht zu haben, wozu er in der That alle Ursache hatte, indem ich, wenn gleich furchtlos, schlecht genug war, alle möglichen Mittel anzuwenden, um meinen Wunsch zu erfüllen.

Ich rief Wein, Karten und Weiber zu Hülfe, herrliche Sachen, mit welchen man Mancherlei ausrichten kann, aber mein Freund betrank sich, ohne daß es mir gelungen wäre, ihm den Thaler abzunehmen, er verlor sein Geld im Spiele, behielt aber sein Amulet, und die erste Delia, welche sich ihm mit der Scheere nahte, behandelte er auf so wenig galante Art, daß keine zweite zu bewegen war, den Versuch zu wiederholen.

Endlich wurde er krank, und da man ihm Opium verschrieben hatte, erlaubte ich mir die angegebene Dosis einigermaßen zu verstärken, und — nun das Uebrige errathen Sie!"

Fuchs schwieg und Ludwig sagte:

„Sie sind verzweifelt offenherzig, aber sagen Sie mir, war die Dosis, welche Sie einigermaßen verstärkten, so stark, daß der bewußte Thaler in die erste Rangklasse seiner Collegen kam?"

„Nein," versetzte Fuchs, „sie schien auf Ver-

trand, wie ich später erfuhr, sogar höchst wohlthätig eingewirkt zu haben. Ich aber machte mich jenesmal auf die Sohlen, das heißt, ich desertirte, und erreichte unangefochten meine Heimath."

„Und haben Sie den Thaler noch?"

„Nein! wie gewonnen, so zerronnen!" Jetzt aber, Freund Köhler, zeigt uns unsere Streu. Gute Nacht!" —

Man schläft in einer Köhlerhütte nicht so lange, als zu Hause im eigenen Bette, und unsere Reisenden waren am andern Morgen wohl schon eine halbe Stunde gewandert, bis die Sonne in das enge Thal blickte, welches sie eben durchschritten.

Aber jetzt küßte sie die Thauperlen von den Spitzen der Gräser, und erlaubte dem Walde, sein üppiges glänzendes Grün zur Schau zu tragen, welches sie vorher röthlich gefärbt hatte mit ihren ersten Strahlen.

„Heute also," sagte endlich Ludwig, „werden Sie, Herr Fuchs, mich an den Ort führen, an welchen man meine Johanna gebracht hat."

„Ich werde Ihnen die Stellen zeigen," erwiderte Fuchs, „und zwar in kurzer Zeit."

Man wendete sich jetzt gegen die eine Bergwand und verließ das Thal, indem man steil

aufwärts stieg, bis endlich der schmale Bergpfad durch einen Weg gekreuzt wurde, der nach kurzer Zeit in einen wundervollen Buchenwald führte. Ludwig bewunderte die Pracht desselben, aber es schien, als fänden seine Gedanken nicht recht Anklang bei seinen Begleitern, denn Andreas machte einige höchst profane, auf Scheit-, Klafter- und Brennholz bezügliche Anmerkungen, Fuchs aber schien offenbar ganz andere Dinge im Kopfe zu haben.

Endlich stand er still und sagte:

„Gestehen Sie mir einmal offen: haben Sie meine Geschichte von der Schatzhöhle und dem Georgsthaler nicht recht unwahrscheinlich gefunden?"

„Was den Thaler betrifft," erwiderte Ludwig, „so muß es freilich Jedem freigestellt bleiben, an seine Wunderkraft zu glauben oder nicht; da es aber eine Menge Menschen giebt, welche in ähnlichen Dingen nicht im mindesten zweifeln, so ist die Thalergeschichte an und für sich weder unwahrscheinlich, noch wahrscheinlich, sondern einfach wahr. Bezüglich der Höhle aber, so ist die ganze Erzählung in so hohem Grade unwahrscheinlich, daß sie unmöglich vollständig eine Erdichtung sein kann."

„Bravo!“ rief Fuchs, „so etwas höre ich gern, obgleich es mir scheinen will, als könne man mit ein wenig Logik auch vollkommen erdichteten Geschichten den Anstrich der Wahrheit geben. Jetzt sagen Sie mir aber, halten Sie einen Mann, welcher sagt, ein Roman- oder Novellenschreiber erzähle Lügen, nicht für einen Einfaltspinsel?“

„Freilich thue ich das,“ versetzte Ludwig. „Ein Roman oder eine Novelle können langweilig sein, unwahrscheinlich erfunden, und man kann ihnen tausend andere schlimme Dinge mit Recht oder Unrecht nachsagen. Wenn man aber eine Erzählung, welche durch den Titel „Roman oder Novelle“ schon an und für sich in die Reihe des Erdichteten, Erfundenen gestellt ist, eine Unwahrheit nennt, begeht man zuverlässig einen Blödsinn.“

„Schön,“ sagte Fuchs, „aber sehen Sie, dort vor uns fangen die Bäume schon an auseinander zu laufen, was eigentlich auch wieder eine Unwahrheit ist, so wie es als eine grobe Lüge bezeichnet werden muß, wenn man ihre Wurzeln Füße, ihre Aeste Arme, und ihre Blätter auf einer Seite „grünes Haar“ nennt, während man sie auf der nächsten vielleicht gar flüstern, oder mit dem Abendwinde kosen läßt. Aber ich wollte sagen, daß der Wald anfängt sich zu lichten, daß er

dünner wird, daß weniger Bäume dort wachsen, und daß ich dort mein Versprechen erfüllen und dann Abschied von Ihnen nehmen muß."

Wenige Minuten später sahen die Wanderer einen sanft abfallenden Thalkessel vor sich liegen, bewaldet bis auf seine Mitte, in welcher sich Gebäude befanden, und jetzt stand Fuchs still, und zeigte mit der Hand nach diesen:

„Dort!" Er sah hierauf Ludwig mit eigenthümlichen Blicken an, und fuhr fort:

„Es ist möglich, daß Sie eine schlimme Meinung von mir bekommen werden, ja es ist dies vielleicht schon jetzt der Fall. Aber es ist auch wieder zuverlässig, daß Sie später diese ändern und nicht unvortheilhaft von mir denken werden. Adieu!"

„Nein," rief Ludwig, „nein, ich habe die beste schon jetzt von Ihnen, und danke Ihnen aufrichtig für Ihre Güte! Aber sagen Sie mir, dort ist Johanna?"

„Dort wohnt Bertrand," sagte Fuchs mit Nachdruck. „Sehen Sie einmal aufmerksam hin!"

Ludwig und Andreas traten einige Schritte vorwärts und blickten angestrengt nach den Gebäuden. Sie schienen zu zittern und zu wogen, denn der Morgen war warm, und in der Mitte

des kesselförmigen Thales hatten sich die Strahlen der Sonne ein Stelldichein gegeben. Aber den scharfen Augen der beiden jungen Leute war es nicht möglich, irgend etwas besonders Auffälliges zu bemerken.

Als sich aber Ludwig umwendete, um Fuchs zu befragen, war dieser verschwunden.

Andreas sprang wie der Blitz hinter einige der stehenden Bäume, und lief dann eine Strecke zurück, aber umsonst! Ihr Führer hatte sich geräuschlos und vollständig à la Reinecke unsichtbar gemacht. Obgleich weit entfernt vom Riesengebirge, dachte dennoch Ludwig an Rübezahl, und rief spottend dessen Namen, aber ebenfalls ohne allen Erfolg, und es blieb jetzt nichts übrig, als sich dem hoffentlichen Endziele ihrer Reise zu nähern.

Ludwig begann jetzt ernstlicher als gestern an die Geschichte mit dem Thaler zu glauben, und er dachte sich, daß, im Falle Fuchs jenem Bertrand schon einmal einen so schlimmen Streich gespielt, er nicht zum zweiten Male, wenigstens nicht direct, an demselben zum Verräther werden wolle. Auch daß er, trotz der langen Zeit, die verflossen war, dennoch vielleicht nicht gern mit jenem verkehrte, schien ihm erklärlich. Auffällig erschien es ihm indessen, daß dieser Bertrand jetzt so plötzlich in

sein eigenes Leben verwickelt werden sollte, obgleich Fuchs schon Anspielungen deshalb gemacht hatte.

Er theilte diese seine Gedanken Andreas mit, und dieser sagte:

„Berg und Thal kommen nicht zusammen, wohl aber die Menschenkinder. Ich glaube indeß, daß deswegen doch Alles erlogen ist, und bin froh, daß der rothe Spitzbube flöten gegangen. Jetzt ist Unsereins doch auch wieder „Ofä", wie die gnädige Tante Fortenberg zu sagen pflegt, wenn sich einer wieder mausig machen kann!"

Er schnitt sich bei diesen Worten einen tüchtigen Knüppel aus dem Busche, und als ihn Ludwig um den Zweck fragte, erwiderte er:

„Wenn's drunten losgeht!"

Nur widerstrebend gehorchte er, als ihm Ludwig befahl, dies unterwegs zu lassen.

Man hatte sich während dessen aber mehr und mehr den Gebäuden genähert, und Ludwig sah jetzt, daß er eine Art Schloß zu bestürmen haben werde, denn es schien, als liefe eine starke und ziemlich hohe Mauer rings um das ganze Anwesen.

Sein Herz begann heftig zu klopfen bei dem Gedanken, daß dort seine Johanna weile, und daß, wäre ihm das Glück günstig, er vielleicht in kur-

zer Zeit sie sprechen, oder wenigstens doch sehen könne.

Dann begann er aber ernstliche Pläne zu schmieden, wie es anzufangen, oder besser: er verwarf alle bisher gefaßten, und beschloß, vor Allem auf irgend eine Art in jene Mauern einzudringen, dann aber das Weitere einem günstigen Zufalle zu überlassen, oder einen solchen auszubeuten, wenn er sich böte.

Er war jetzt nahe genug gekommen, um von seinem immer noch etwas erhöhten Standpunkte aus das Ganze übersehen zu können, und es berührte ihn angenehm, daß Vorland wenigstens einen ganz angenehmen Aufenthalt für Johanna ausgesucht hatte, konnte er sich gleichwohl nicht recht denken, wie derselbe die Bekanntschaft dieses Bertrand gemacht hatte, da er, mit Ausnahme seiner Universitätsjahre und einiger nicht sehr ausgedehnter Reisen, eigentlich nur wenig unter die Menschen gekommen war.

Der Besitz Bertrand's schien ursprünglich ein Kloster gewesen zu sein; darauf deuteten die unregelmäßigen hohen Mauern, welche wohl den Doppelzweck hatten, sowohl das Hinein-, als auch das Herauskommen zu verhindern, und ferner die Ruinen einer kleinen Kirche, welche im Innern lag.

Aber dieses Kloster mußte wohl schon vor ziemlich langer Zeit in weltliche Hände übergegangen sein, wie zwei kleine schloßähnliche Gebäude zeigten, die im Innern standen, und einige dicht an die Mauer angelehnte thurmartige Häuser, unbedingt mehr zu dem Zwecke der Befestigung als des Bewohnens erbaut.

Aber der Blick auf die bewaldeten Höhen ringsum mußte von dort aus reizend sein, und Buschwerk und Bäume, welche die Gebäude und die Ruinen der Kirche umgaben, deuteten an, daß auch das Innere freundlich ausgestattet sein müsse.

Als unsere beiden jungen Wanderer endlich unten angekommen waren, sahen sie, daß ein Theil der äußeren Mauer mit Wasser umgeben war, und daß eine hölzerne, auf Steinpfeilern ruhende Brücke zu einem Thore führte, welches übrigens verschlossen war.

Ludwig beschloß einen Versuch zu machen, die Burg oder das Kloster zu umgehen, um vielleicht eine offene Pforte zu finden, oder, wäre ihm das Glück günstig, Johanna an irgend einem Fenster zu erblicken und ihr ein Zeichen geben zu können. Er fand aber, daß jene die Mauer überragenden Häuser nur an der Seite des Thores angebaut waren, und daß die Mauer selbst, obgleich er sie

gänzlich umging, kein einziges Fenster, ja nicht einmal eine Schießscharte zeigte.

Als man wieder an der Brücke angelangt war, sagte Andreas:

„Wir gehen da außen herum, wie die Katze um den heißen Brei, und kommen so im Leben nicht hinein. Ich denke, wir gehen entweder geradeweges über das hölzerne Ding da, und klopfen wacker an, oder der Herr Ludwig verstecken sich, und ich gehe allein hinüber und probir's. Ich habe schon eine Lüge im Sacke, und fressen werden mich die da drinnen auch nicht."

Ludwig erwiderte ihm, daß man sie Beide wahrscheinlich von innen schon beobachtet habe, daß also der letzte Plan nicht wohl ausführbar sei. Den ersten Vorschlag seines Schildknappen billigte er aber, und Beide drangen jetzt muthig vorwärts bis zu der fest verschlossenen Thür, und Ludwig zog die Glocke.

Er erschrak indeß fast über den furchtbaren Lärm, den die dicht hinter der Pforte angebrachte Glocke machte, und der fast augenblicklich von zwei, der Stimme nach mächtig großen Hunden unterstützt wurde, welche wie wüthend bellten und gegen die innere Seite der Thür sprangen.

„O weh," sagte Andreas, „das lautet nicht plaisirlich, und jetzt wird gleich irgendwo ein Fen-

ſter aufgehen, und wir werden allerlei Grobheiten zu hören bekommen.

Er ſchien auch in der That richtig vorhergeſagt zu haben, denn oberhalb der Thür eines kleinen Ueberbaues wurde jetzt ein Fenſter geöffnet, und es blickte der Kopf eines alten Mannes aus demſelben, der auf die Untenſtehenden ſah; ehe aber noch Ludwig Zeit hatte, ein Wort zu ſprechen, ſagte der Alte mit freundlichem Tone:

„Gleich, lieber junger Herr, gleich, ich öffne den Augenblick!“

„Das geht ja herrlich!“ ſagte Ludwig, und Andreas flüſterte: „Ja, wenn ſie die Hunde nicht auf uns hetzen!“ Das geſchah indeſſen nicht; denn als gleich darauf der Alte die Pforte aufgeſchloſſen und Beide eingetreten waren, ſtanden die beiden rieſigen Köter, friedlich wie Lämmer, neben dem Pförtner, der, als er den Blick des Andreas auf dieſelben gerichtet ſah, ſagte:

„Wenn ſie nicht angehetzt werden, ſind es die beſten Kerle von der Welt.“

Er führte hierauf die beiden Ankömmlinge über den Hof in ein längliches, niederes Gebäude, welches von außen kaum geſehen werden konnte, und als ſie eingetreten waren, ging er, um, wie er ſagte, den Hausherrn zu rufen.

Das Gemach, in welchem sie sich jetzt befanden, war unbedingt das frühere Refectorium eines Klosters, bedeutend länger als breit, indessen ziemlich hoch, vollständig bis an die Decke mit dunklem Holze vertäfelt und reichlich mit trefflicher Schnitzarbeit verziert. Trotz dieser dunklen Farbe von Wand und Decke aber war der Eindruck, den das Ganze machte, ein durchaus gemüthlicher, und an den Fenstern vertheilte Töpfe mit blühenden Blumen schufen ihn selbst zu einem höchst freundlichen um.

„Ich vermuthe, daß man uns trennen wird, sagte Ludwig zu Andreas, „denn es scheint mir hier ein wenig anders zuzugehen, als beim alten Jakob und in der Köhlerhütte. Sei in diesem Falle höchst vorsichtig, und falle nicht mit der Thür in's Haus, hast Du aber irgend eine Nachricht, so theile sie mir unter irgend einem Vorwande mit."

Andreas blinzelte pfiffig, denn in diesem Augenblicke öffnete sich die Thür, und es trat ein Mann in den fünfziger Jahren ein, den Jedermann auf den ersten Blick für einen Franzosen erkennen mußte, so deutlich war der Typus seiner Nation in seinen Zügen ausgesprochen. Er begrüßte mit gewinnender Artigkeit Ludwig,

äußerte sein Vergnügen, daß dieser, ohne Zweifel auf einer romantischen Streifpartie begriffen, an seinem Hause nicht vorübergegangen sei, und schloß dann mit den Worten:

Da wir uns selbst gegenseitig vorstellen müssen, so erlaube ich mir, Ihnen zu sagen, daß ich Bertrand heiße."

Es war unvermeidbar, daß Ludwig seinen Namen jetzt ebenfalls nennen mußte, aber gerade an diesen Fall hatte der junge Mann bis jetzt am allerwenigsten gedacht, er gerieth daher für einen Augenblick in Verlegenheit, sagte indessen im nächsten: „Ich habe die Ehre, mich Ihnen als Andreas Hall vorzustellen."

Es war ein Glück, daß in diesem Augenblicke der alte Diener erschien, um den wirklichen Andreas mit sich zu nehmen, denn kaum hätte Ludwig sein Lächeln länger unterdrücken können über die Miene seines Dieners bei diesem Namensraube.

Herr Bertrand schien indessen nichts zu bemerken, „es ist bei uns auf dem Lande gebräuchlich," sagte er, „daß man liebe fremde Gäste, sobald sie eingetreten, mit dem bewirthet, was das Haus bietet. Ich mache von dieser Regel in so fern eine Ausnahme, daß ich unsern Mittagstisch auf eine frühere Zeit bestimmte, und da wir

also in einer halben Stunde speisen werden, erlaube ich mir, Sie bis dorthin ein wenig in meinem alten Kloster herumzuführen."

Ludwig nahm sich einen Anlauf, den indessen selbst der Anstand gebot:

„Darf ich bitten, mich vorher Ihren Damen vorzustellen, im Falle nämlich — — —"

„Nein," versetzte Bertrand, „ich bin unbeweibt, und eine Verwandte von mir, welche sich gegenwärtig in meinem Hause befindet, wird heute nicht bei Tische erscheinen, da sie ein wenig leidend. Aber ich denke, daß Sie ihre Bekanntschaft in den nächsten Tagen machen werden."

Ludwig's Herz pochte ungestüm. Es war also wirklich, wie Fuchs gesagt. Johanna befand sich hier, und zwei Blinde, die Liebe und das Glück, hatten ihn sicherer geführt, als die schlauste und sorgfältigste Berechnung. Während er aber innerlich jubelte, tauchten zugleich Befürchtungen in ihm auf, und er fragte möglichst unbefangen, ob das Leiden jener unsichtbaren Anverwandten doch nicht von Bedeutung? Bertrand lächelte.

„Wissen Sie nicht, daß Eigensinn und Laune die zwei Hauptkrankheiten der Frauen sind?"

„Er macht wenig Umstände," dachte Ludwig. Auch fand er es höchst unpassend, daß Vorland

seine Tochter so ohne Weiteres in das Haus eines unverheiratheten Mannes geschickt habe, und dabei nahm er sich vor, energisch einzuschreiten, im Falle er das Geringste bemerken würde, was ihm nicht gefiele. Es war das aber vorläufig nicht der Fall. Nachdem ihm Bertrand seine Wohnung gezeigt, welche nett und geschmackvoll eingerichtet war, führte er ihn in das größere der beiden Schlößchen, welche sich innerhalb der Klostermauern befanden, und sagte:

„Dies ist Ihre Residenz, schalten und walten Sie hier nach Belieben. Dort drüben aber ist verbotener Boden. Dort haust meine Verwandte. Sie kommt herüber, wenn es ihr gerade beliebt, aber ich gehe nicht in ihr Gebiet, wenn sie es mir nicht erlaubt. Wir haben das so eingeführt."

In der That bemerkte Ludwig, daß ein zierlicher, aber hoher hölzerner Zaun das Innere der Besitzung in zwei so ziemlich gleiche Hälften schied, aber von den Baulichkeiten in der andern Hälfte war wenig zu sehen, denn theils verwehrten eine quer vorlaufende Mauer, theils Bäume und Buschwerk fast alle Einsicht.

Nach dem Essen sagte Bertrand, daß er einen Gang in das Holz zu thun habe, daß er Ludwig aber nicht zumuthen wolle, ihn zu begleiten,

da er ohne Zweifel am Morgen schon hinlänglich gelaufen sei; „überhaupt," fuhr er fort, „ist nichts unangenehmer für den Gast, als wenn der Hausherr ihm immer auf dem Nacken sitzt. Hier ist Ihr Haus, Sie finden dort eine kleine Bibliothek, im Falle Sie sich auf diese Weise unterhalten wollen. Ziehen Sie es vor, in's Freie zu gehen oder zu jagen, denn die Jagd ringsum hier in der Gegend gehört mein, so versieht Sie mein alter Diener mit dem Nöthigen, und öffnet Ihnen zu jeder Zeit die Pforte. Thun Sie also genau so, als ob Sie im eigenen Hause wären. Nur auf diese Weise befindet man sich im fremden behaglich."

Er ging, und Ludwig stellte jetzt seine Betrachtungen an.

Den Hausherrn selbst betreffend, so war derselbe unstreitig unterrichtet und gebildet, aber es schien Ludwig, als sei dies die Frucht eigener Bemühung, und wohl erst später in der Welt erworben, nicht aber durch die erste Jugenderziehung gewonnen, so daß das Schicksal und Erlebtes später solches ersetzte. Außerordentlich sonderbar erschien ihm aber die Abtheilung des Besitzes, welche natürlich schon längere Zeit bestanden haben mußte. Hatte Vorland um diese Einrichtung

gewußt? Er war sonst nichts weniger als Geheimnißkrämer, aber dennoch hatte er von Bertrand niemals eine Silbe gesprochen! Und jetzt hauste Johanna dort drüben ganz selbstständig und wie auf eigenem Grund und Boden. Diese Art sich zu benehmen lag durchaus nicht in ihrem Charakter, doch aber unterlag es wieder keinem Zweifel, daß jene Dame niemand Anderes als Johanna war.

Andreas war nirgends zu sehen, überhaupt schien das ganze Gehöft wie ausgestorben.

Ein paar Mägde, welchen Ludwig vor Tische bei der Rundschau begegnet war, schienen verschwunden, und mit dem Diener war das der gleiche Fall. Der junge Mann verließ endlich sein Zimmer und stieg auf den Bodenraum des Hauses, um vielleicht einen Blick in das jenseitige Gebiet thun zu können, aber das schien von dort aus fast noch unmöglicher, denn das Blattwerk hatte nach oben ein dichtes Gewölbe gebildet. Aergerlich stieg er wieder hinab, und beschloß, jetzt ohne Weiteres einen Sturm zu wagen.

Er wollte zu der Thür des trennenden Zaunes gehen, pochen, seinen Namen nennen und Einlaß verlangen. „Für was bin ich hier?“

dachte er, „und wer weiß, ob sich so bald wieder eine so günstige Gelegenheit darbietet.

Er war schon auf dem Hofe, als er plötzlich Andreas auf sich zukommen sah, der mit den Augen winkte und ihm andeutete, wieder umzukehren, und Ludwig sah augenblicklich an der siegreichen Miene des Burschen, daß er wichtige Erfolge errungen haben mußte.

„Also, was ist los," sagte er, als Beide das Zimmer wieder erreicht hatten.

„Es ist Alles in Ordnung," versetzte Andreas, „ich habe es eingerichtet, und da beißt keine Maus einen Faden herunter!"

„Laß den Unsinn und sprich deutlich!"

„Nun, wenn der Herr Ludwig wollen, so kommen Sie heute Nacht, wenn der alte Herr schläft, hinüber zum Fräulein, da können Sie nach Herzenslust plaudern; sie geht auch flöten mit Ihnen, ganz nach Belieben, denn der alte Herr hat nichts darein zu reden."

„Mensch!" rief Ludwig, „Herr Bertrand hat nichts darein zu reden! Was ist das für ein Blödsinn? Für was haben sie denn Johanna hier eingesperrt?"

„Nun," versetzte Andreas, „ich sage nur, was mir die Kammerzofel — —"

„Zofe heißt es," sagte Ludwig.

„Das bleibt sich gleich. Also, was mir die Kammerzofel gesteckt hat. Daß da drüben ein Frauenzimmer logirt, haben mir schon die Dienstboten beim Essen gesagt, aber da der Herr Ludwig mir befohlen hatten, daß ich nicht mit der Thür in's Haus fallen sollte, so ließ ich mir nichts merken, und ging, als der alte Herr fort war, an den Zaun und hustete und räusperte mich da anfänglich ganz leise und dann stärker, und nachher nahm ich einen Stecken und klapperte damit an den Zaunspfählen, indem ich auf und nieder ging, Sie wissen schon wie. Gleich war da eine Jungfer bei der Hand, die freilich zuerst sagte: „Was macht der Bauertölpel da für einen unnützen Lärm?" Nachher aber gab ein Wort das andere."

„Weiter! Weiter!"

„Nun, ich fragte, ob das Fräulein drinnen stecke, und ob wir sie sprechen könnten? Da lief sie fort, kam aber bald wieder, und sagte, der Herr Ludwig von Stellenbach sei willkommen."

„Sie weiß also, daß ich da bin?"

„Na natürlich," sagte Andreas. „Sie können sich denken, daß die Weibsleute da drüben heute Morgen schon, als die Hunde so lärmten, herüber-

speculirt haben. Neugierde ist ihr Erbtheil, heißt es in der Schrift."

„Daß es Johanna ist, unterliegt da kaum einem Zweifel," sagte Ludwig nachdenklich.

„Zweifel!" rief Andreas, „Zweifel! So dumm bin ich nicht. Ich habe gefragt, ob's auch richtig das Fräulein sei, und die Jungfer hinter dem Zaune hat mir's zugeschworen. Das ist ein lustiges Ding. Nichts als Lachen und Plaisirlichkeit, und wenn der Herr Ludwig heute Nacht hinübergehen, husche ich auch mit hinein. Ein Bedienter läßt bei solchen Sachen seinen Herrn nicht stecken."

Ludwig dachte einige Augenblicke nach, dann sagte er:

„Glaubst Du, daß Du noch eine Nachricht hinüberbringen kannst?"

„Dort hinüber," versetzte Andreas, indem er mit dem Daumen über die Schulter nach der fraglichen Richtung zeigte, „dort hinüber? Zehne für eine. Da kennen Sie die Weibsleute schlecht. Die lustige Jungfer hat mir nachgesehen, als ich ging, und jetzt wartet sie auf Antwort. Das ist so gewiß als zweimal zwei viere. Sie hat mich ja mit Ihnen in's Haus gehen sehen."

„So gehe und frage, ob ich, wenn Alles still im Hause, kommen könne."

Ludwig sah seinem Liebesboten nach und bemerkte, daß derselbe, sobald er an den Zaun gelangte, von einer innerhalb desselben stehenden Person sogleich angesprochen wurde, und es schien, daß man das Gespräch mit großer Heiterkeit führte, denn Andreas lachte und trieb allerlei Possen.

Als er endlich zurückkehrte, sagte Ludwig:

„Es scheint, die Jungfer dort hinter dem Zaune hat eine Generalvollmacht, denn ich bemerkte deutlich, daß sie sich keinen Augenblick entfernte, um weitere Befehle einzuholen."

„Ich weiß nicht, was das ist, was ihr der Herr Ludwig zumuthen," versetzte Andreas, „ich hoffe aber, daß es nichts Unrechtes ist, die Hauptsache aber bleibt, daß wir nicht nur hinüber dürfen, sondern daß sie uns sogar erwarten. Freilich scheint der Mond, aber das hat nichts auf sich, denn einmal geht's dem Alten nichts an, und dann schleichen wir uns im Schatten fort, wie wir's bei uns zu Hause machen, wenn wir einen Gang haben, den nicht Jedes zu wissen braucht."

Als Beide sich des Nachts zur günstigen Stunde wirklich auf diese Weise dem Zaune näherten, sagte Ludwig flüsternd zu Andreas:

„Würde es nicht besser sein, wenn Du außerhalb des Zaunes stehen bleiben und Wache halten

würdest? Ich weiß nicht, ob es ganz passend ist, wenn ich Dich mit hineinnehme."

„Passend oder nicht," versetzte Andreas, „ich gehe mit, denn einmal verlasse ich meinen Herrn nicht, und zweitens scheint ja da draußen der Mond glockenhell. Da sieht mich Jedermann, ich passe von innen auf."

Die Thür des Zauns wurde geöffnet, als sie sich demselben genähert hatten, indessen nicht, wie das bei ähnlichen Gelegenheiten zu gehen pflegt, von unsichtbaren Händen, sondern von denen eines ganz artigen Kammermädchens, welches laut, und ohne ihre Stimme im mindesten zu dämpfen, Ludwig einzutreten und ihr zu folgen bat, da sie ihn zum Fräulein führen wolle. Zu Andreas sagte sie:

„Du närrischer Kerl bleibst hier stehen. Ich komme gleich wieder, um Dich zu beaufsichtigen, damit Du mir keine Blumen abbrichst, nicht in die Beete trittst, und überhaupt nichts Einfältiges anstellst."

Wäre das hochklopfende Herz Ludwig's nicht ganz mit dem Gedanken an Johanna erfüllt gewesen, so hätte er vielleicht sich in eine jener reizenden Geschichten von tausend und eine Nacht

versetzt glauben können, so plötzlich und rasch war der Wechsel der Umgebungen.

Draußen ein Stück Mittelalter mit Renaissance vermischt, hier morgenländische Klänge mit modernem Luxus vereint.

Im Zickzack und in allerlei Windungen durchschritt er Bogengänge, die von wohlriechenden Schlinggewächsen gebildet waren; er kam an Gruppen von großblätterigen tropischen Pflanzen, und Beeten voll duftender Blumen vorüber, an kleinen lauschigen Lauben und zierlichen Moosbänken. Endlich stand seine Führerin unweit eines niedlichen und im orientalischen Style erbauten Hauses still, vor welchem eine Fontaine mit den Strahlen des Mondes ihr Spiel trieb, und dann geräuschlos niederfiel auf die bemoosten Steine, aus welchen sie emporgestiegen.

„Dort," sagte das Mädchen, indem sie zurückging, wahrscheinlich, um, ihrem Versprechen gemäß, Andreas von allerlei Unarten abzuhalten, und Ludwig schritt über den weichen Rasenboden auf die geöffnete Thür des Hauses zu, aus welchem Licht schimmerte.

Eine Frau, oder ein Mädchen stand jetzt plötzlich vor ihm, die zwar nicht die mindeste Aehnlichkeit mit Johanna hatte, nichtsdestoweniger

aber wunderschön war, und diese Frau empfing ihn jetzt mit jenem verführerischen Lächeln, von welchem auch der halb Erfahrene augenblicklich weiß, daß es gewinnen soll, und von welchem man sich eben deshalb sehr häufig und sehr rasch wirklich gewinnen läßt.

„Zürnen Sie mir vor Allem nicht, Herr von Stellenbach," sagte die lächelnde Dame, „und dann sagen Sie mir aufrichtig, ob Sie wirklich das Fräulein von Vorland hier zu finden hofften?"

Ludwig verbeugte sich artig und erwiderte:

„Vor den Mauern dieses bezauberten Castells war ich es fest überzeugt; nachdem ich Einlaß erhalten, erweckten die Nachrichten meines Dieners einige Zweifel in mir, unter der Pforte Ihres Feenpalastes aber wußte ich zuverlässig, daß ich Johanna nicht finden würde."

„Und warum? wenn ich fragen darf?"

„Weil mich Johanna schon dort empfangen haben und mir um den Hals gefallen sein würde."

Die Dame schien sich einige Augenblicke zu besinnen, ob sie nicht auch hier noch diesen Fehler nachholen könne, sie mochte indessen diesen Gedanken verworfen haben, denn sie bat jetzt Ludwig, neben ihr Platz zu nehmen.

Hierauf begannen Erklärungen. Sie bat ihn, vor Allem sie Julia zu nennen, denn sie heiße in der That so, obgleich man sie bisweilen auch anders nenne; dann berichtete sie weiter.

Sie war die Nichte Bertrand's, welcher schon vor längerer Zeit Frankreich verlassen und sich hier angekauft hatte; als ihre Eltern gestorben, hatte er sie zu sich genommen, und als sie in den Besitz ihres Vermögens gekommen, hatte sie ihm einen Theil des Klostergutes unter gewissen Bedingungen abgekauft, so daß eigentlich eine Art Ganerbschaft aus dem Ganzen geworden. Sie lebte indessen nicht immer hier, sondern verließ ihre Einsiedelei bisweilen, um in der Welt zu leben, obgleich sie stets gern wieder in ihre Klause zurückkehrte.

Ludwig hatte also eine Dame vor sich, welche eigentlich Julia, uneigentlich aber auch anders hieß, welche hier, aber auch an anderen Orten wohnte, und welche endlich sich unbedingt alle Mühe gab, ihm zu gefallen.

Er verbeugte sich lächelnd, als sie eine Pause machte, und sagte, daß der Aufenthalt, welchen sie sich hier geschaffen, so reizend sei, daß kaum eine große Ueberwindung dazu gehöre, sich dahin zurückzuziehen, dann aber fragte er plötzlich, was

ihm das Glück verschaffe, von ihr gekannt zu sein, da sie vorhin seinen Namen genannt habe.

Julia lächelte und sagte:

„Das ist eine lange Geschichte, ich erzähle Ihnen das vielleicht ein andermal. Es hat mir indessen ausnehmend gefallen, daß Sie heute Morgen so rasch entschlossen den Namen Ihres Dieners annahmen. Befand sich Ihre Johanna wirklich hier, so war ihrem Hüter ohne Zweifel Ihr Name ebenfalls bekannt, kaum aber der Ihres Dieners. Erfuhr aber die von Ihnen Gesuchte, daß ein Herr Andreas Hall sich hier befände, so wußte sie zuverlässig, daß Sie selbst auch nicht weit."

„So wußte also ohne Zweifel Herr Bertrand ebenfalls heute Morgen schon, wer vor ihm stand?"

„Nun natürlich! Wir sahen Sie die Runde um das Kloster machen; da nun Johanna wirklich hierher gebracht werden sollte, und wir später erfuhren, daß Sie sich auf den Weg gemacht, sie zu suchen, war das nicht schwer zu errathen."

„Ich bin also verrathen und verkauft," sagte Ludwig halb lächelnd, halb ernst.

„Verrathen, ja! Verkauft, nein!" entgegnete Julia. Aber *ich* habe Sie nicht verrathen, und ich würde Sie auch nicht *verkaufen* lassen."

Das wurde mit einer gewissen Beziehung ausgesprochen, aber Ludwig schien es nicht zu bemerken, sondern sagte unbefangen:

„Ich möchte doch eigentlich wissen, wo man Johanna hingebracht hat?"

„Wirklich!" erwiderte Julia ernsthaft, „wirklich! Das ist in der That kaum zu glauben. Aber kommen Sie, wir wollen in's Freie gehen. Mein kleiner Erdenwinkel hier nimmt sich in einer Mondnacht, wie heute, am besten aus. Ich will Ihnen auch sagen, was ich von Johanna weiß, weiter aber sage ich für heute nichts."

Sie gab ihm ihren Arm, und der junge Mann begann jetzt eine Reihe der angenehmsten Bewunderungen zu erleben.

Er bewunderte zuerst die Kunst, mit welcher man den Garten angelegt hatte, da seine geschickt verschlungenen Wege denselben zehnmal größer erscheinen ließen, als er wirklich sein konnte.

Dann bewunderte er die wunderbaren Blüthen, so wie die seltsamen Blattformen fremdländischer Pflanzen, welche ohne Zweifel erst kurze Zeit aus dem Treibhause entlassen, doch hier wie alte Bekannte neben ihren deutschen Schwestern dufteten, grünten und rankten.

Dann bewunderte er die Unpartheilichkeit, mit

welcher die Strahlen des Mondes sich auf diesen fremden und einheimischen Kindern der Flora wiegten, und das tändelnde Spiel, welches sie mit denselben trieben, indem sie ihnen bald ihre natürlichen Farben raubten, bald ihnen dieselben glänzender, prachtvoller wiederschenkten.

Mit Bewunderung sah er ferner jetzt die Ruinen der alten Klosterkirche vor sich liegen, welche, bisher versteckt vom Buschwerke, nun plötzlich vor ihm standen, epheuumschlungen, mondbeglänzt, ruhig, still, scharf und klar ihre Schatten auf Rasen und Kiesweg abzeichnend.

Julia führte ihn durch eine kleine Pforte in das Innere der Kirche, wo noch einzelne schlanke Pfeiler himmelan strebten, umrankt von wundervollem Stein-Laubwerke, das vor Jahrhunderten der Menschengeist entstehen ließ. —

Die keusche Luna blickte, was sie häufig und schon sehr lange in allen mondhellen Nächten zu thun pflegte, lächelnd auf die Pfeiler und dieses Laubwerk, und verzog auch keineswegs ihr silbernes Antlitz, als sie bemerkte, daß der junge Mann seine Begleiterin umarmt hatte und sie küßte. Wir sagen weder herzlich, noch zärtlich, noch sonst etwas, als: er küßte sie.

Was die keusche Luna betrifft, welche sich

hierüber nicht ärgerte, so ist das eine alte Geschichte.

Die liebe Sonne scheint über Gerechte und Ungerechte, ja die größten Tagediebe und passionirtesten Spaziergänger erfreuen sich am häufigsten ihrer Strahlen.

Auf ganz gleiche Weise versilbert der Mond den Pfad des nächtlichen Diebes, das Dach, auf welchem der liebende Kater wandelt, den Blumenkelch, aus welchem der Nachtfalter Honig saugt, und wenn er das flüssige Silber seiner Strahlen auch über ein paar arme Menschenkinder ausgießt, die sich zufällig küssen, wer kann ihn tadeln?

Sollen sie etwa, wie Finsterlinge, im Schatten schleichen?

Freilich kann man sagen: Das kam ja ganz verzweifelt schnell!"

Aber wir wissen nicht, was Beide sprachen und verhandelten, während Ludwig den Garten und die Ruinen bewunderte, wir wissen nicht, ob der junge Mann neben Blättern, Blumen und Lichteffecten auch die reizenden Formen Julia's bewunderte, aber wir wissen, daß, wenn man eine hübsche Frau küssen will, man weder eine schriftliche Eingabe überreicht, noch eine lange Rede vorhergehen läßt, und endlich, und das mag alle

Welt zufriedenstellen, vermuthen wir, daß das Geschehene deshalb geschah, weil Julia ihm anvertraut hatte, daß Johanna zu Bertrand gebracht hatte werden sollen, daß dieser aber, aus Gründen, sie nicht aufgenommen hatte, und daß man sie in die Stadt geführt habe.

Aus einem edlen Gefühle der Dankbarkeit also, welche glücklicherweise in jungen Herzen noch nicht gänzlich erloschen ist!

Als Ludwig und Andreas, diesmal weniger behutsam als vorher, über den Hof nach ihrer Wohnung zurückgingen, sagte Andreas, indem er seinen Herrn leise anstieß:

„Herr Ludwig, sagen Sie fein dem Gretchen nichts, daß ich da auf die Jungfer habe Acht geben müssen, während Sie drinnen bei der Andern — —"

„Schlingel," erwiderte Ludwig, „Du hast also gewußt, daß es nicht Johanna war, und führst mich da zu einer wildfremden Person!"

„Na, es wird so schlimm nicht abgelaufen sein!" versetzte Andreas.

Ludwig theilte ihm, ehe er zu Bett ging, mit, daß sie morgen noch im Kloster bleiben würden. Julia würde herüberkommen und habe ihm ver-

sprochen, von Bertrand zu erfahren zu suchen, zu wem Johanna in der Stadt gebracht worden sei.

Andreas rieb sich vergnügt die Hände:

„Ich hätte es im Leben nicht gedacht," sagte er, „daß es auf so einer Tour so plaisirlich wäre, und vielleicht wäre es gut, wenn wir noch ein paar Tage zugäben. Wer weiß, was wir da Alles noch erfahren thäten!"

Als Ludwig allein war und sein Licht ausgelöscht hatte, umgaukelten ihn sonderbare Träume vom orientalischen Hause, vom alten Kloster und von anderen Dingen. Daß Johanna's Bild siegreich hervorging aus diesen Nebelformen, können wir berichten, und wir freuen uns dessen, obgleich Träume Schäume sind.

Drüben aber, im orientalischen Hause, dämmerte noch ein schwacher Lichtschein durch die Gebüsche, und drinnen saß, das Haupt in die Hand gestützt, Julia.

Ihre Zofe stand vor ihr und sah sie fragend an.

„Nun ja," sagte endlich Julia, „er hat mich geküßt."

Das Mädchen machte eine glückwünschende oder freudige Bewegung; aber ihre Gebieterin schüttelte das Haupt:

„Er küßte mich, wie eben ein junger Mann eine Frau küßt.“ Sie warf einen flüchtigen Blick nach dem Spiegel, einen Blick, der das Wort „hübsche“ ersetzte, und dann fuhr sie fort: „Aber nicht wie eine Frau, welche man liebt! Er liebt mich nicht, er liebt nur Jene.“

„Läßt sich das nicht machen?“ fragte das Mädchen.

„Nein! Schon deshalb nicht, weil ich nun nicht will, weil ich ihn liebe. Fluch dem dort!“

Sie drohte mit der Hand nach einem Gemälde, welches im Nebenzimmer hing, das aber zu wenig beleuchtet war, um es deutlich erkennen zu können.—

Das Leben im Kloster war des andern Tages ein ganz verändertes, und es kam Ludwig bisweilen vor, als sei er schon Wochen, ja Monate dort ein gern gesehener Gast.

Bertrand besuchte ihn am Morgen auf seiner Stube, und machte so wenig als gestern Julia ein Geheimniß daraus, daß er seinen Gast gekannt habe. Er kenne aber die Jugend, und habe befürchtet, daß Ludwig ihn sogleich wieder verlassen werde, wenn er ihm die reine Wahrheit sagen würde. In seiner Einsamkeit indessen seien Gäste eine zu seltene und liebe Erscheinung, als daß man sie sogleich wieder ziehen lasse.

Zum Leidwesen Ludwig's aber versicherte er auf das ernstlichste, daß er die Person nicht wisse, zu welcher Johanna in die Stadt gebracht worden sei.

Auch Julia, welche ganz ungezwungen, und ohne besondere Förmlichkeit, bald darauf erschien, berichtete, daß alle Mühe, den Aufenthalt Johanna's zu erfahren, umsonst gewesen sei, und daß sie die Ueberzeugung gewonnen habe, derselbe sei ihrem Oheim in der That unbekannt.

Sie selbst benahm sich gegen Ludwig auf eine ganz eigenthümliche, und gegen gestern sehr verschiedene Weise. Daß sie gestern gefallen wollte, und Liebesschlingen legte, war nicht zu verkennen. Hatte sie heute noch eine ähnliche Absicht, so schlug sie unbedingt ganz andere Wege ein.

Sie war einfach und ohne alle Schautragung von Liebenswürdigkeit, und schien als ältere Freundin des jungen Mannes, als seine Rathgeberin auftreten zu wollen.

Bei Tische äußerte Bertrand den Wunsch und die zuversichtliche Hoffnung, daß Ludwig noch längere Zeit im Kloster bleiben werde, und als dieser dankend ablehnte, und sagte, daß, so ungern er scheide, er dennoch morgen sich verabschieden müsse, sagte Julia:

„Da Sie hier mein Gast nicht sind, so darf ich offenherzig sprechen. Mein Oheim meint es ernstlich, und es wäre ihm höchst erwünscht, Sie länger hier sehen zu können. Ich aber sage: Gehen Sie morgen, wohin Ihr Herz Sie ruft."

Sie sah bei diesen Worten starr vor sich hin. Bertrand blickte sie fast verwundert an, dann zog er die Schulter.

Julia sagte jetzt lächelnd:

„Sehen Sie, er ist wie ein guter Papa, der den Willen seines verzogenen Kindes zwar nicht billigt, demselben aber dennoch seinen Willen läßt."

Die Aeußerung Bertrand's:

„Ich bin weder ein guter Papa, noch habe ich Dich verzogen," schien Julia zu überhören.

Die Bemühungen Ludwig's, Bertrand auf eine ungezwungene Weise auf die Ereignisse seines früheren Lebens zu bringen, waren anfänglich vergebens. Als er indessen später gesprächsweise erzählte, daß er auf seiner Reise Fuchs getroffen, versetzte Bertrand:

„Ach, den kenne ich genau. In Frankreich habe ich manches Abenteuer mit ihm bestanden, und endlich dienten wir zusammen. Er machte sich indessen plötzlich unsichtbar, und ich sah ihn lange

Zeit nicht wieder; denn kurz nachdem er verschwunden war, wurde ich schwer verwundet, mußte meinen Abschied nehmen, und hatte jenesmal die schlimmsten Tage meines Lebens. Die Bluthunde rückten nämlich auch mir auf den Leib, obgleich ich wacker für ihre Sache gestritten; ich floh nach Deutschland, wo es mir längere Zeit schlecht genug ging, und erst später kehrte ich nach Frankreich zurück, um eine Erbschaft zu erheben.

Freilich hatte ich mir diese größer vorgestellt, als sie in der That war, dennoch aber reichte sie hin, mich hier anzukaufen, und erst jetzt sah ich ganz unverhofft meinen alten Freund Fuchs wieder, der ein noch tollerer Bursche geworden war, als früher."

„Schön," dachte Ludwig: „Wir kennen die mit Fuchs bestandenen Abenteuer, wir wissen den Grund, warum dieser gute Bertrand nach der Abreise seines Freundes verwundet wurde, und wenn die Erbschaft nicht so groß ausfiel, als man erwartete, so hatte das ohne Zweifel in der Tiefe des Sees seinen Grund, und darin, daß gewisse Kisten mit allzu vielen und großen Steinen des zusammengestürzten Gewölbes bedeckt waren."

Des Nachmittags nahm man den Kaffee bei

Julia im orientalischen Hause, und Bertrand empfahl sich bald, um wie gestern in den Wald zu gehen.

Als er ging, fühlte Ludwig sein Herz heftig schlagen, und das zwar an derselben Stelle, an welcher er gestern der verführerischen Frau keck und unverzagt entgegengetreten war.

Aber es legte sich dieses Herzpochen, obschon Julia ihm jetzt einen Gang durch den Garten vorschlug, welchen sie gestern im Mondenschein durchwandelt, und obgleich die Abendsonne kaum weniger reizend Alles beleuchtete, als gestern das Mondlicht.

Auch die bewußte Stelle in den Ruinen der Kirche ging vollständig gefahrlos vorüber, und als die Sonne gesunken war, sagte Julia:

„Da ich eine Frau bin, und da ich mir ferner vorgenommen habe, Ihre Freundin zu sein, so möchte ich Sie jetzt bitten, mich zu verlassen."

Sie waren fast bis in die Nähe der Pforte gekommen, als Julia diese Worte sprach, und als sie dieselbe erreicht hatten, bot sie ihm die Hand: „Adieu!"

„Sehe ich Sie morgen, ehe ich gehe, nicht wieder?" sagte Ludwig mit gepreßter Stimme.

„Nein!"

Sie zog ihn heftig an sich und küßte ihn leidenschaftlich, während er seine Arme um sie schlang und sie erregt an sich preßte. Aber sie hatte sich losgewunden, und er stand vor der Pforte, die sich hinter ihm schloß, ohne daß er recht wußte, wie ihm geschah.

„Adieu!"

Einige Augenblicke lauschte er, aber er hörte sie auf dem Kieswege sich entfernen, und jetzt ging auch er, und rief, auf seiner Stube angelangt, Andreas, dem er befahl, das leichte Reisegepäck zu ordnen, da sie morgen bei Zeiten abreisen würden. Dann fragte er ihn:

„Gehst Du heute wieder zur Jungfer da drüben?"

„Zu der?" versetzte Andreas gedehnt. „Nein! Das ist ein obstinates Ding, mit dem ich nichts zu schaffen haben will!"

Ludwig lächelte unwillkürlich und sagte halblaut: „Ja, sie haben den Teufel im Leibe, wenn sie wollen, und wenn sie nicht wollen."

Einige Stunden später, als Beide am andern Tage das Kloster verlassen hatten, kam Julia zu Bertrand.

„Zuerst wolltest Du ihn betrügen," sagte die-

ser, „dann verführen, und jetzt willst Du ihn beschützen?“

„„Ja, mein theurer Oheim,“ versetzte sie, „es ist genau so, wie Du sagst!“

Zweites Kapitel.

Der Präsident von Fortenberg hatte den Grundsatz, daß man einem Garten ansehen müsse, daß es ein Garten sei, das heißt: ein durch die Kunst ausgeschmücktes Stück Feld, und keine künstliche Wildniß, und aus diesem Grunde gab er den nach alt-französischem Style angelegten Gärten den Vorzug vor den sogenannten englischen Anlagen.

Der Garten, welchen er vor der Stadt besaß, war deshalb auch vollkommen in diesem Style belassen worden, und man sah in demselben hohe, stets streng unter der Scheere gehaltene Laubwände, Taxusbäume, welche in Pyramiden- oder Kugelform zugestutzt waren, Blumenbeete mit farbigen Glaskugeln eingefaßt, vertiefte Rasenrondels, umstanden von mächtigen Rüstern, Alleen von Fichten und Lärchenbäumen, zwischen denen

sich die steinernen Bildnisse diverser Götter und Göttinnen, Schäfer und Schäferinnen, Jäger und Jägerinnen, Fischer und Fischerinnen befanden, und endlich verschiedene Kindergruppen, ebenfalls behangen mit den Attributen dieser arkadischen oder ländlichen Beschäftigungen.

Von selbst versteht es sich, daß mehrere Springbrunnen vorhanden waren, und etwas abgelegen eine Grotte, welche sowohl schüchternen, als unternehmenden Liebenden ein kostbares Asyl zu gewähren versprach, in der That aber eine Menge boshafter und heimtückischer Wasserkünste verbarg, die den Uneingeweihten schlimm mitspielten.

So ziemlich in der Mitte aller dieser Herrlichkeiten befand sich ein von Stein erbautes, ziemlich geräumiges Gartenhaus, reichlich geschmückt mit Blumenkränzen, Muscheln, Liebesgöttern und anderen analogen Dingen, und von dort aus hatte man einen Blick in die vorzüglichsten Parthien des Gartens, welche so gestellt und geordnet waren, daß sie den ganzen Besitz wenigstens dreimal so groß erscheinen ließen, als er es in der That war.

Wir führen den verehrten Leser, acht oder zehn Wochen nach den im vorigen Kapitel geschilderten

Vorgängen, in jenes Gartenhaus, in welchem der Präsident eine kleine Gesellschaft versammelt hatte, von deren Mitgliedern uns mehrere bereits bekannt sind, und in welcher die Tante Fortenberg für heute eine Hauptrolle zu spielen schien.

Merkwürdiger Weise hatte die wackere alte Dame, obgleich sonst durchweg dem alten Régime angehörend, doch stets gegen den Geschmack ihres Vetters, des Präsidenten, bezüglich seines Gartens geeifert. Sie behauptete, man müsse mit der Mode fortschreiten, und hätte gern Alles oben Angegebene in eine mit niederem Buschwerk besetzte Anlage verwandelt, durchzogen mit einer Menge vielfach gewundener Wege, und unterbrochen durch Grasplätze und grün angestrichene Bänke.

Heute indessen schienen jene altmodischen Dinge einigermaßen Gnade vor ihren Augen gefunden zu haben, um eine Zeit an ihr vorübergehen zu lassen, deren Ende sie als Kind, oder als beginnende Jungfrau verlebt hatte.

„Ja," sagte sie, „wenn ich in jene altväterischen Laubgänge, in diese, mit zum Theil sehr anstößigen Figuren überladenen Alleen blickte, wenn ich mir die bunten Glaskugeln, die Taxushecken und all' den veralteten Kram ansehe, sehe ich auch *ihn* zwischen all' dem wandeln, wie ich ihn

vor Jahren sah, diesen merkwürdigen und unergründlichen Mann. Er ist es, es waltet kein Zweifel ob."

„Aber meine liebe Cousine, eigentlich ist es doch vollkommen unmöglich," sagte die Präsidentin.

Die Fortenberg erwiderte mit einem gewissen heroischen Tone:

„Unmöglich ist überhaupt nur wenig, ihm aber scheint fast Alles möglich zu sein."

Der Präsident sagte lachend:

„Das klingt ja fast wie Frevel, beste Fortenberg."

„Das ist mir gleichgültig," versetzte sie, „denn seit ich ihn erkannte, und es wie Schuppen von meinen Augen fiel, schwärme ich für ihn, und für den ich schwärme, für den kämpfe ich auf Tod und Leben."

„Wie haben Sie die Ueberzeugung gewonnen, daß dieser Tzarogy in der That Saint-Germain ist, der doch in den achtziger Jahren in Holstein gestorben sein soll?"

„Ach soll! soll!" rief die Fortenberg, „aber dieses „on dit" verschwindet im Augenblicke der Wahrheit, und mir ist nichts unbegreiflich, als daß ich diesen Mann, den ich vor vierzig und etlichen Jahren in Paris gesehen habe, nicht bei

der ersten Begegnung sogleich wieder erkannt habe, obgleich eben vielleicht die Schuld daran lag, weil er während jener Zeit sich auch nicht im mindesten verändert hat.

Aber ich habe Ihnen neulich Andeutungen gegeben, und gestern versprochen, zu sagen und zu beweisen, wer dieser Tzarogy sei. Das will ich nun heute thun!

„Zu meiner Zeit machte Saint-Germain in allen Schichten der Bevölkerung und fast in ganz Europa das ungeheuerste Aufsehen, und dieses erlosch selbst nicht, als er plötzlich verschwunden schien. Er erschien indessen nach neun bis zehn Jahren in Deutschland wieder, und das zwar in den Anspachschen Staaten, eben unter dem Namen Tzarogy, den er heute noch führt. Am Hofe des Markgrafen erfuhr man indessen bald, daß er seinen wahren Namen verberge, und sein ganzes Wesen führte bald zu der Vermuthung, daß er der Graf Saint-Germain sei. Er war bereits der Gast des Markgrafen, als dieser aber seine Vermuthung äußerte, läugnete Saint-Germain beharrlich, und der Markgraf begann jetzt Erkundigungen anzustellen.

Ich will Ihnen jetzt eine Stelle aus einem Briefe an meine Mutter vorlesen, welchen ihr eine

Freundin aus Anspach schrieb zu der Zeit, in welcher der Markgraf sich alle mögliche Mühe gab, um mit Sicherheit zu erfahren, ob sein Gast in der That der berühmte Saint-Germain sei.

*) „Unsere Nachforschungen währten lange," schreibt jene Dame, „allein endlich setzte der Prinz seinen Willen doch durch. Er verschaffte sich in Paris ein Portrait des Grafen Saint-Germain aus der Zeit, wo er am Hofe Ludwig's XV. erschien. Dieses Portrait bewahrte der Marquis von Châtelet auf, und es war dem vorgeblichen Ungarn vollkommen ähnlich. Es ist eben so wahr als unbegreiflich, daß im Jahre 1776 das Gesicht des Grafen von Saint-Germain eben so frisch war, als auf dem Portrait, das er im Jahre 1750 der Frau von Urfé, der Großmutter des Herrn von Châtelet, schenkte. Erinnert man sich nun, daß die Frau von Vegy diesen sonderbaren Mann in Versailles eben so jung wiedersah, als sie ihn im Jahre 1700 in Venedig gekannt hatte, so sieht man mit Staunen, daß sechsundsiebzig Jahre über dem Gesichte dieses Menschen hingingen, ohne es nur im geringsten zu verändern.

*) Wörtlich nach dem Original.

Das vermag selbst der stärkste Verstand sich nicht zu erklären."

So weit die Freundin meiner Mutter. Die folgenden Nachrichten, welche wir von ihm erhielten, sind so zuverlässig wie jene aus Anspach.

Er verließ den Hof des Markgrafen, machte eine Reise durch fast ganz Europa, und erschien endlich am Hofe des Kurfürsten von Hessen-Cassel, versehen mit Empfehlungsbriefen von Dänemark.

Der Kurfürst nahm ihn sehr gütig auf, und gab ihm eine Wohnung in seinem eigenen Schlosse. Er langte jenesmal ohne alles Gepäck, ohne Equipage, ohne Gefolge und zu Fuße an. Bald indessen ließ er eine ungeheure Menge von Diamanten sehen, und begann ein eben so kostspieliges Leben, wie er es in Paris geführt hatte. Französische Reisende, welche ihn im Gefolge des Kurfürsten sahen, erkannten ihn wieder, so wie er sich vor zweiunddreißig Jahren im Oeil de Boeuf gezeigt hatte, allein so gern er sich auch artig beweisen wollte, vermochte er doch in den durch das Alter gebeugten Greisen die kräftigen Männer nicht wieder zu erkennen, die sie damals gewesen waren.

Er verschwand vom Hofe des Kurfürsten, wie er gekommen war, und hierauf, etwa zwei Jahre später, verbreitete sich das Gerücht, er sei in Hol-

stein gestorben. Daß dies eine Unwahrheit, liegt am Tage, da er lebend unter uns wandelt, lebend und genau mit demselben Aussehen, wie ich ihn in Anspach sah.

Man zeigte ihn mir dort, einsam wandelnd in den fürstlichen Gärten, als einen merkwürdigen Mann, und seine Erscheinung hat sich mir allerdings tief eingeprägt, aber ich war jenesmal ein Geschöpf von fünfzehn oder sechszehn Jahren, und die Süßigkeiten, welche mir die Hofjunker des Markgrafen Carl Alexander sagten, ließen mich bald einen Mann vergessen, von welchem Niemand zweifelte, daß er wenigstens ein paar Hundert Jahre alt sei.

Etwa zehn Jahre später erinnerte ich mich seiner wieder, als ich in Triesdorf die Zimmer sah, welche er bewohnt hatte, und die man ziemlich unverändert in demselben Zustande beließ.

Ich sah dort Proben einer Menge theurer Lederarten, welche zum Theil von seiner eigenen Hand überschrieben waren, so zum Beispiel:

Cuirs, absolument inconnus, qu'on les coupe et on sentira la résistance.

oder:

Cuirs à fort bon marché, et qui se font tous

seuls sans la moindre manœuvre avec les fondrilles, qui ne peuvent plus servir pour fair les peaux.

Ein Muster von Tuch trug folgende Ueberschrift:

Ce noir précieux est teint sans vitriol, ni noix de galles et sans bouiller, il ne roussit jamais et se fait de fin Bleu de Russie.

Es lagen ferner Stangen verschieden gefärbter Metalle dort, roth gefärbtes Garn, und die Fenster trugen noch deutliche Spuren von einer Menge der verschiedensten Farben, mit welchen er dieselben bestrichen hatte, vielleicht um ihre Haltbarkeit zu erproben.

Als eine große Merkwürdigkeit zeigte uns jenesmal der Hausmeister ein Taschenmesser, dessen Klinge zur Hälfte biegsam wie Blei, aber schneidend, die andere unbiegsam und harter Stahl war.

Wissen Sie, aus welchem Grunde ich im Stande bin, Ihnen so genau von allen diesen Dingen zu berichten? Einfach deshalb, weil ich vor kurzer Zeit alle diese Dinge bei Tzarogy wiedersah.

Hatte er dieselben mehrfach besessen, hatte er sie von Triesdorf als sein Eigenthum zurückgefordert, ich weiß es nicht, aber ich kämpfte mit meinem Erinnerungsvermögen, um zu erfahren, an welchem Orte ich schon früher diese Sachen gesehen

hatte, welche jenesmal, als sie mir zuerst vor die Augen kamen, ein wenig langweilig erschienen, welche aber jetzt anfingen mich im höchsten Grade zu interessiren.

Glauben Sie mir, daß ich, Gott weiß warum, fast tödtlich erschrak, als diese Erinnerung plötzlich vor mich trat?

In Triesdorf zeigte man uns in jener von Tzarogy bewohnten Stube in den unteren Räumen des Schlosses (die oberen bewohnte die Freundin des Markgrafen, die berühmte Schauspielerin Clairon), auch das Portrait Tzarogy's, welches, wie ich schon erzählte, aus Paris gekommen war. Dort erinnerte ich mich augenblicklich des Originals, welches ich als junges Mädchen lebend gesehen, hatte, aber ich dachte nicht mehr an jenes Bild als vor Kurzem Tzarogy eine kleine Gesellschaft, bei welcher ich mich auch befand, durch einige seiner Zimmer führte.

Grübelnd und darüber nachdenkend, wo ich jene Lederproben, das Tuch, die Messer und die übrigen Dinge wohl schon gesehen haben könnte, folgte ich der übrigen Gesellschaft, und jetzt öffnete der Graf die Thür einer andern Stube, und das Erste, auf was meine Auge fielen, war jenes

Bild des Grafen von Saint-Germain, welches ich vor langen Jahren in Triesdorf gesehen hatte.

Ich unterdrückte einen Schrei, aber ich fühlte, daß ich die Farbe wechselte, und starrte in unnennbarer Aufregung nach den räthselhaften Zügen.

Es waren die des Mannes, den ich in den Laubgängen des fürstlichen Gartens zum ersten Male gesehen hatte.

Dieser Mann stand jetzt vor mir, unverändert wie vor vielen, vielen Jahren!

Der Graf von Saint-Germain stand vor mir!!

Während die übrige Gesellschaft in lobenden Worten sich über die Aehnlichkeit des Bildes aussprach, welches sie ohne Zweifel erst vor Kurzem gemalt glaubte, blickte ich wie gebannt nach demselben, keines Wortes mächtig und, wie ich vorhin sagte, fast mehr erschrocken als verwundert.

Kann das auffallen, wenn etwas vollkommen Unbegreifliches und Wunderbares so plötzlich und in unläugbarer Wahrheit vor uns tritt?

Der Graf hatte seine Augen fest auf mich gerichtet, als sollten sie mich durchbohren. Dann sagte er, mit einem Tone seiner Stimme, welchen ich nie vergessen werde:

„Es ist so, wie Sie denken!“

Der wunderbare Mann hatte also meine Gedanken errathen, oder besser: er wußte sie. In diesem Sinne sagte ich:

„Aber ist es denn möglich?"

Er lächelte:

„Halten Sie das für unmöglich, was Sie vor sich sehen?"

Ich erzählte ihm jetzt athemlos und in kurzen abgebrochenen Sätzen, was Sie bereits wissen.

Er nickte bejahend, und erinnerte sich an Alles, ja die unbedeutendsten Kleinigkeiten, welche ich längst vergessen, standen klar vor seinem Gedächtnisse. Dann nannte er die Namen aller zu jener Zeit am Hofe Carl Alexander's befindlichen Personen, und unter anderen auch die jener Hofjunker, welche mir dazumal am eifrigsten die Cour machten. Doch muß ich gestehen, daß das mich ein wenig genirte, denn er nannte mich „Kleine" und „liebes Kind," pätschelte mich auf Kopf und Wangen, und drohte mir scherzhaft mit dem Finger, kurz er behandelte mich alte Person vollkommen wie einen Backfisch."

Der Präsident lachte und sagte:

„Meine liebe Fortenberg, einem Manne gegenüber, der jedenfalls ein paar Hundert, vielleicht aber auch eben so viele Tausend Jahre zählt, sind

Sie nicht einmal mit einem Backfisch zu vergleichen."

„Daß Sie einmal nicht an die Sache glauben wollen," erwiderte die Fortenberg etwas piquirt, „liegt am Tage, es ist indessen nicht diese Aehnlichkeit allein und eben so wenig seine genaue Kenntniß aller Vorgänge jener Zeit, die mich zu meiner Ueberzeugung führten, es sind auch noch andere Umstände da, welche beweisen, daß unser Graf identisch ist mit Saint-Germain. Alle Welt weiß, daß Niemand so viele Diamanten und andere edle Steine besessen hat, als eben Saint-Germain. Sehen Sie die Schätze an, welche Tzarogy besitzt, und sehen Sie ferner, wie wenig Werth er auf dieselben zu legen scheint, so geht noch nebenher daraus hervor, daß er den größten Theil dieser Juwelen selbst gefertigt hat."

Der Präsident zuckte leicht mit den Schultern und schüttelte den Kopf, als verwundere er sich über diese Leichtgläubigkeit, der Doctor Brunner aber sagte:

„Es ist indessen immer auffallend, daß der Graf sich eben im Besitze von Juwelen befindet, welche früher Saint-Germain angehört haben."

„Wie, auch Du mein Sohn Brutus," rief der Präsident. „Auch Sie, lieber Doctor, werden ab-

fällig und gehen in's Lager der Leichtgläubigkeit über. Aber woher wissen Sie, wenn ich fragen darf, welche Juwelen jener erste Saint-Germain besessen hat?"

„Nun," versetzte der Doctor etwas zögernd, „ich kann nicht läugnen, daß, nachdem das Fräulein so gütig war, mir vor einigen Tagen Andeutungen über die Person des Grafen zukommen zu lassen, ich mich ein wenig in der über jenen Mann erschienenen Literatur umgethan habe, und ich fand da allerlei Dinge, welche mich im höchsten Grade überraschten. So spricht zum Beispiel der Baron von Gleichen, der Gesandter des Königs von Dänemark war, und dessen Glaubwürdigkeit allgemein anerkannt ist, in seinen „Mémoires depuis 1760—1771" von Saint-Germain, und stellt es, wie vorhin bereits das Fräulein sagte, als vollkommen erwiesen hin, daß er seit siebzig Jahren sich nicht verändert habe.

Noch interessanter war mir aber, was er über seine Juwelen äußert, und was wörtlich so lautet: „Auch zeigte er mir eine Menge von schönen Edelsteinen, und vorzüglich farbige Diamanten von vorzüglicher Größe und Vortrefflichkeit. Ich glaubte Schätze aus dem Feenreiche zu sehen. Unter anderen fand sich darunter ein Opal von

riesenhafter Größe, und ein Sapphir so groß wie ein Ei, dessen Glanz den aller anderen Steine, die ich ihm zur Vergleichung an die Seite legte, übertraf. Ich darf mich rühmen, in Kenntniß der Juwelen nicht unerfahren zu sein, und kann versichern, daß das Auge keine Ursache fand, die Feinheit dieser Steine in Zweifel zu ziehen, um so mehr, da sie nicht gefaßt waren."

So weit Gleichen. Dieser riesenhafte Opal aber, und der weiße Sapphir befinden sich im Besitze des Grafen Tzarogy, denn es ist kaum möglich, daß ähnliche Exemplare, wie die bezeichneten, sich zufällig wieder so zusammen gefunden haben sollten, und überdies sind farbige Steine wieder die vorzüglichste Zierde seiner reichen Juwelensammlung."

„Und daraus schließen Sie also, daß dieser Tzarogy wirklich der Graf Saint-Germain ist, der also jetzt abermals vierzig oder fünfzig Jahre älter geworden, ohne sich im mindesten verändert zu haben?" fragte der Präsident.

Der Doctor gab keine Antwort, die Fortenberg aber versetzte:

„Ich schließe nicht, ich weiß es. Ihr Männer seid großen und außerordentlich begabten Personen Eures Geschlechts alle aufsässig, und sucht den-

selben bei jeder Gelegenheit irgend etwas anzuhängen. Wir Frauen aber sind gerecht. Wir erkennen und verehren die wahre Größe, ohne über Kleinigkeiten zu mäkeln."

Die Präsidentin und noch einige Damen der Gesellschaft stimmten der Tante Fortenberg bei, und diese versicherte jetzt mit Bestimmtheit, daß der Graf das Geheimniß besitze, Diamanten und andere edle Steine zu schmelzen, und daß er dies auf seiner Reise nach Indien, welche er 1755 mit dem Oberst Clive unternommen habe, gelernt hätte. Es sei deshalb keine besondere Kunst für ihn, in den Besitz solcher großer Juwelen zu kommen, zudem es ihm ein Leichtes sei, unreine und fleckige Steine zu reinigen.

„Ich bin nicht so unerfahren in den Kunststücken und Sonderbarkeiten des Grafen Saint-Germain, wie Sie vielleicht glauben," sagte der Präsident, „und ich muß gestehen, daß nicht blos die von Ihnen und dem Doctor angeführten Gründe für die Identität dieser beiden Tzarogy's zu sprechen scheinen, sondern auch noch andere Dinge. So zum Beispiel gleich seine Passion, Fabriken einzurichten; denn wie der heutige unseren guten Stellenbach plötzlich zu einem Fabrikanten umgewandelt hat, so laborirte der von

dazumal mit Ludwig XV., mit dem Markgrafen in Anspach, und endlich mit dem Prinzen Carl von Hessen."

„Ah," rief die Fortenberg triumphirend. „Der Herr Vetter hat also auch, wie der Doctor sagte, „die Literatur" über den Grafen zur Hand genommen. Wir werden einen Gläubigen mehr bekommen, und die Wahrheit wird siegreich an das Licht treten!"

„Vielleicht," versetzte der Präsident, „aber ich bin noch nicht zu Ende. Es ist bekannt, daß 1770 Saint-Germain in Livorno unter einem russischen Namen und als russischer General auftrat, und daß der sonst so stolze und hochfahrende Graf Alexis Orlow ihn mit ganz besonderer Auszeichnung behandelte. Dieses Benehmen scheint im Zusammenhange mit einer Aeußerung zu stehen, welche Fürst Gregor, der Bruder von Alexis Orlow, dem Markgrafen von Anspach machte.

Als Saint-Germain sich nämlich ein paar Jahre später unter dem Namen Tzarogy bei dem Markgrafen aufhielt, bewog er ihn, da jener berühmte Günstling der Kaiserin durch Nürnberg reiste, denselben in seiner Gesellschaft zu besuchen. Damals sagte Orlow leise zum Markgrafen, indem er von Saint-Germain sprach, welchen er über-

aus zuvorkommend empfangen hatte: „Dieser Mann hier hat eine große Rolle in unserer Revolution gespielt."

Er schien also zu jener Zeit ziemlich festen Fuß in Rußland gefaßt zu haben. Sie erinnern sich aber, daß der heutige Tzarogy, mit in der That vollkommen guten Pässen und anderen Papieren versehen, aus Rußland hier ankam. Eine abermalige Aehnlichkeit der Beiden liegt also abermals vor."

„Sehen Sie!" sagte die Fortenberg.

Der Präsident fuhr fort.

„Nun scheint aber Niemand von Ihnen zu wissen, daß der Graf von Saint-Germain ein ganz famoser Musiker war."

„Doch," fiel der Doctor ein. „Bei seiner ersten Zusammenkunft mit dem Herrn von Gleichen, bei der Wittwe des Chevalier Lambert in Paris, hörte ihn Gleichen sagen: „Ich kann allein über diesen Gegenstand sprechen, denn ich habe ihn aus dem Grunde studirt und erschöpft, gleich der Tonkunst, die ich wieder aufgab, nachdem ich Alles darin leistete, was zu leisten möglich war."

„Die Violine war sein Hauptinstrument," sagte der Präsident, „aber er hatte die Eigenschaft, sich nie zu zeigen, wenn er spielte, sondern that dies stets hinter einem Schirme oder einer

spanischen Wand. Sein Spiel soll aber so ausgezeichnet gewesen sein, daß Ohrenzeugen versichern, nie etwas Aehnliches gehört zu haben, und daß man häufig ein Quartett zu hören glaubte, anstatt eines einzigen Künstlers. Kam er aber hierauf hinter seinem Schirme wieder hervor, so sah er blaß und angegriffen aus, und soll häufig so erschöpft gewesen sein, daß er keines Wortes mächtig war. Ich wäre doch begierig, zu erfahren, ob unser Graf diese Fertigkeit auch besitzt!"

„Ich schwöre Ihnen zu," rief die Fortenberg, „daß das der Fall ist, wenn nämlich das, was Sie so eben sagten, Grund hat. Ich werde ihn ganz einfach fragen, und er wird keinen Anstand nehmen zu spielen."

Als sich später die Gesellschaft trennte, war beschlossen worden, den Grafen auf die Probe zu stellen, und ihn zu ersuchen, sich hören zu lassen, der Präsident aber bat sich aus, daß dies in seinem Hause geschehe, indem er sagte, daß, da die Wände bekanntlich Ohren hätten, er ihnen auch so viel Gefälligkeit für einen Künstler zutraue, die Töne einiger Collegen desselben durch sich hindurchdringen zu lassen.

Die Fortenberg übernahm den Auftrag, den

Grafen aufzufordern, und im Falle seiner Zusage war man übereingekommen, daß nur die heute Anwesenden Zeugen sein sollten.

Die Sache machte sich überraschend schnell.

Als das Fräulein von Fortenberg, anfänglich freilich mit einigen Umschweifen, ihre Mission begonnen hatte, fiel ihr Tzarogy plötzlich in die Rede:

„Ich merke schon, wo Sie hinaus wollen, liebe Kleine," sagte er. „Man hat gehört, oder wahrscheinlich gelesen, daß ich der erste Musiker der Welt bin, und möchte mich ein wenig auf die Probe stellen. Es kann geschehen, obgleich es mir eigentlich nicht lieb, daß jetzt alle Welt zu wissen scheint, wer ich eigentlich bin."

„Nennen Sie mich doch nicht immer Kleine, oder gar Kind," sagte die Fortenberg schämig, „ich bin ja beinahe so groß als Sie und stark in den Sechszigern."

„Mir gegenüber sind Sie weniger als ein Säugling," erwiderte der Graf, „und was kann ich dafür, daß ich Sie noch immer mit Ihrem „Coeffeur-Chapeau" im Hofgarten zu Anspach herumlaufen sehe, und hinterdrein die zweibeinigen Chapeaux, wissen Sie noch? die Herren von — —"

„Pfui," rief die Tante, „seien Sie nicht unartig!"

Sie hielt ihm den Mund zu, und unterdrückte einen Seufzer.

Tzarogy, der dem äußeren Ansehen nach wenigstens um zehn Jahre jünger war als die Fortenberg, blickte mit dem wohlgefälligen Lächeln eines Großvaters, der seine Enkelin betrachtet, auf sie, dann sagte er:

„Nun, kleiner Eigensinn, ich thue ja Alles, was Sie wollen, ich bin still, wenn Sie befehlen, und spiele Violine, Alles auf Commando. Bestimmen Sie nur den Tag, und tragen Sie Sorge für eine Geige, denn als ich die Musik hinter mir hatte, schenkte ich die meinige dem Marschall von Belle-Isle. Das war zu einer Zeit, in welcher Sie, kleines Geschöpfchen, noch nicht auf der Welt waren."

Acht Tage später hatte sich im Hause des Präsidenten die Gesellschaft von neulich abermals versammelt, und nur der Doctor hatte sich entschuldigen lassen. Was die Tante Fortenberg betraf, so schien sie in einer fieberhaften Aufregung zu sein, und trotz aller Mühe, welche sie sich gab, dieselbe zu bemeistern, wollte ihr es dennoch keineswegs gelingen.

Ihr Schützling, oder vielleicht besser: ihr Herr und Meister, hatte so rasch zugesagt, daß sie, sie wußte selbst nicht recht warum, Sorge trug, er habe unüberlegt ein Versprechen gegeben, welches er nicht genügend zu lösen im Stande sein werde.

Dann fürchtete sie, daß er unter irgend einem Vorwande absagen lassen werde, und endlich hoffte sie dies fast. Mit dem letzten Glockenschlage der bestimmten Stunde indessen trat der Erwartete in's Zimmer, wie er es in solcher Gesellschaft stets zu halten pflegte, mit der Gewandtheit eines vollendeten Weltmannes und mit einer so vortheilhaften Toilette, daß er gegen sein gewöhnliches Aussehen um Jahre verjüngt schien.

Nach kurzer Zeit ging er aber auf den Zweck seines Kommens über, und wenn es, woran wir nicht zweifeln, richtig ist, daß ein Mann von wahrer Bildung die Grenzen einer gewissen, gemessenen Bescheidenheit niemals überschreiten soll, so erlaubte sich der Graf hier allerdings eine kleine Ausnahme zu machen, denn nachdem er in den verbindlichsten Worten gedankt hatte, daß man ihm erlaube, die Gesellschaft einige Augenblicke unterhalten zu dürfen, wünschte er den Anwesenden Glück, daß es ihnen vergönnt sei,

den ersten Violinspieler der gegenwärtigen Zeit, so wie aller vergangenen und zukünftigen Zeiten zu hören.

Der Präsident, welcher als ein tüchtiger Musikkenner bekannt war, äußerte nun in verbindlichster Weise seine Bedenken, daß Tzarogy auf einer fremden Violine spielen wolle.

„Ich habe," sagte er, „zwar einige ganz gute Geigen, aber Jedermann spielt doch lieber auf seiner eigenen, und ich habe Künstler gekannt, welche nicht um alle Schätze der Welt ein fremdes Instrument berührt hätten, aus Furcht, sich den Fingersatz zu verderben."

Der Graf zog lächelnd die Schulter:

„Auf einem schlechten, oder auch nur mittelmäßigen Instrumente spiele ich nie; dagegen ist mir die Bauart vollkommen gleichgültig, wenn die Geige gut. Wen das Griffbrett beirrt, ist kein Künstler."

„O," dachte der Präsident, „also da will er hinaus. Er weiß nicht, daß ich famose Geigen besitze, und hofft sich auf diese Weise durchzuwinden."

Er ließ indessen seine Violinen herbeiholen, und die Kisten standen nun geöffnet auf dem Tische vor dem Grafen.

Dieser tippte, ohne sie herauszunehmen, auf den Deckel der ersten:

„Eine Guarneri," sagte er, „ein Instrument von ausgezeichneter Qualität; es lassen sich Wunder mit derselben wirken!"

Der Präsident war also unbedingt auf falscher Fährte. Der Graf aber berührte auf gleiche Weise, wie vorher, die zweite Violine:

„Stradivari! Ich mache Ihnen mein Compliment, Excellenz; solche Schätze durfte ich kaum erwarten!"

Die dritte und letzte der Violinen berührte er nicht, sondern er sah dieselbe einige Augenblicke starr an.

Dann stieß er einen leisen Aufschrei aus, und seine Augen füllten sich mit Thränen:

„O mein Andrea, mein edler, unvergeßlicher Andrea!"

Er wandte sich ab, und als er, gefaßt, sich wieder gegen die erstaunten Anwesenden wendete, sagte er:

„Entschuldigen Sie meine Schwäche, einen Fehler, den gerade ich am allerwenigsten besitzen sollte, aber — ich besaß Jahre lang dieses Instrument — —"

„Verzeihen Sie," fiel der Präsident ein, „mein

Großvater kaufte dasselbe schon in seinen Jugendjahren, und es kam nie aus dem Besitze unserer Familie; es muß da doch ein Irrthum mit unterlaufen."

„Andrea Amati schenkte mir dieselbe zu Cremona im Jahre 1583," versetzte der Graf, „Andrea, der edelmüthigste aller Menschen, den die Welt nun nur noch als einen Geigenmacher kennt, und seine übrigen Tugenden vergessen hat. Haben Sie seine Söhne Antonio und Geronimo gekannt? Es waren wackere Burschе, aber dem Alten reichten sie das Wasser nicht."

Da Niemand etwas erwiderte, so nahm er das Geschenk des unvergeßlichen Andrea aus dem Gehäuse und hielt dasselbe gegen das Licht, indem er schief über den Deckel hinwegblickte. Dann sah er durch eines der beiden F auf den Boden der Geige.

Er nickte mit dem Kopfe:

„Ich täuschte mich nicht," sagte er ruhig, und begann jetzt die Violine zu stimmen, wozu er sich indessen, gegen die gewöhnliche Regel, des Bogens nicht bediente. Nun aber ergriff er denselben und entlockte dem Instrumente einige so abscheuliche Mißtöne, daß die Anwesenden mehr erschrocken als verwundert zurückfuhren.

Die Tante Fortenberg wechselte die Farbe.

Der Präsident nahm sich offenbar gewaltsam zusammen. Der Graf aber schlug die Augen gegen den Himmel, und schien sich in einem hohen Grade der Verzückung zu befinden.

Dann aber wendete er sich gegen den Präsidenten und sagte: „Ich weiß nicht, ob es Ihnen bekannt ist, daß ich vor Augenzeugen nicht spielen kann. Darf ich um einen größeren Schirm, um eine spanische Wand, oder ein ähnliches Versteck bitten?"

„Im Fall Sie wirklich spielen wollen," versetzte der Hausherr mit einer gewissen Beziehung im Tone, „so ist für dieses Versteck gesorgt."

„Ja," sagte der Graf mit offenbarer Ironie, „ich gedenke wirklich zu spielen!"

Die Präsidentin warf ihrem Gemahl einen Blick zu; sie befürchtete irgend eine ärgerliche Scene. Aber dieser öffnete die Thür des anstoßenden Gemaches, in welchem in der That bereits eine spanische Wand aufgestellt war, und der Graf begab sich rasch hinter dieselbe, während die Uebrigen schweigend, die Tante Fortenberg aber einem zur Schlachtbank geführten Lamme gleich, das Zimmer betraten.

Und jetzt begann der Graf ein Spiel, so rei-

zend, so wundervoll, so wahnsinnig, und doch wieder so erhaben, daß seine Zuhörer später sich sämmtlich gestanden, nie etwas Aehnliches gehört zu haben.

Wir haben schon früher ausgesprochen, daß uns die kunstgerechten Ausdrücke nicht geläufig sind, mit welchen ähnliche Leistungen belobt oder getadelt werden; wir müssen dies hier entschuldigend wiederholen, und uns einzig auf die Eindrücke beschränken, welche die Phantasie des Grafen auf die horchende Gesellschaft hervorbrachte, von welcher Einige unwillkürlich einen Schritt näher traten, und Andere verwundert und entzückt nach dem bergenden Schirme blickten, während der Präsident beide Hände leicht gehoben und den Kopf vorgebeugt hatte, und Triumph und stilles Entzücken aus den Zügen der Tante leuchteten.

Aber so rasch wie der Graf sein Spiel begonnen hatte, so plötzlich endigte er es jetzt, nicht mit einem wehmüthigen Accorde, nicht mit einem schreienden Mißton (wie solches in ähnlichen Fällen nicht selten zu geschehen pflegt), sondern mit einem raschen, ganz unerwarteten Verstummen, mit einer, mitten in einem Tacte urplötzlich eintretenden Todtenstille.

Auch außen, vor der spanischen Wand, war

man stille und wagte kaum zu athmen. Man wartete auf eine geniale Fortsetzung des Spiels, auf etwas Neues, Unerhörtes, noch niemals Dagewesenes.

Aber nichts rührte und regte sich, und nach einigen Minuten athemloser Stille begann man sich verwundert und endlich mit ängstlichen Blicken anzusehen.

„Herr Graf," sagte jetzt der Hausherr, „Sie flößen uns fast Besorgniß ein; ist Ihnen etwas?"

Als aber immer noch kein Zeichen erfolgte, fuhr der Präsident fort:

„Ich glaube nicht unbescheiden zu sein, wenn ich nachsehe."

Er trat hinter die Wand, und Alle folgten ihm, und jetzt sah man den Grafen dastehen, starr, einer Bildsäule gleich, mit gläsernen Blicken, todtenbleich, und Violine und Bogen krampfhaft festhaltend.

Die Fortenberg stürzte jammernd auf ihn zu, wehklagend, daß er sich getödtet habe, und suchte ihm gleichzeitig mit ihrem Riechfläschchen Hülfe zu schaffen. Die Uebrigen unterstützten ihn und leiteten ihn zu einem Armsessel, mehr oder weniger rathlos, und Alle höchlich überrascht, da sich Alles ganz anders gestaltet hatte, als man erwartete.

Der Graf kam indessen nach kurzer Zeit wieder zu sich. Sein Auge gewann seine Lebhaftigkeit wieder, und nachdem er tief aufgeathmet hatte, sagte er:

„Ich hätte es nicht thun sollen; ich wußte es ja!"

Man erschöpfte sich in Beileidsbezeigungen und dann in Lobsprüchen; der Graf aber begnügte sich, lächelnd zu sagen:

„Ich sagte es Ihnen ja, daß Sie einen der besten Violinspieler der Welt hören würden. Daß es mich aber jedesmal furchtbar angreift, verschwieg ich. Nun, Sie haben gehört und gesehen."

Er bat dann um den Wagen des Präsidenten, und begab sich, offenbar noch matt und leidend, bald nach Hause.

Das Urtheil über sein Spiel war ein ungetheiltes. Niemals hatte man etwas Aehnliches gehört, und man zerstreute sich bald, um Anderen von dem Glücke zu erzählen, dessen man theilhaftig geworden.

Als der Präsident und seine Gattin sich allein befanden, sagte die Letztere:

„So viel ich davon verstehe, war das Spiel des Grafen reizend und wunderbar. Aber weißt Du, daß mir die Tante, die Fortenberg, fast eben

so wunderbar vorkommt. Sie, die sonst der personificirte Anstand war und fortwährend von Schicklichkeit sprach, bemuttert jetzt auf eine etwas auffällige Weise diesen Grafen, wenn man nicht geradezu sagen will: sie macht ihm die Cour. Sie ist freilich in dem Alter, in welchem — — aber passend ist das doch zuverlässig nicht."

„Die Damen sind eben hier und da in Lob und Tadel ein wenig excentrisch," versetzte der Präsident, „dieser Fremde aber scheint, trotz seiner Abenteuerlichkeit, dennoch eine Tasche voll ganz solider Recepte zu besitzen, um die halbe Welt verrückt zu machen. Seine Ohnmacht, oder sein musikalischer Starrkrampf, mag Comödie gewesen sein, sein Spiel war ächt! Sind nicht in mir selbst ganz sonderbare Gedanken aufgestiegen, als ich ihn spielen hörte!" — —

Wie man weiß, hatte sich der Doctor Brunner beim Präsidenten entschuldigen lassen. Der Grund war aber der, weil er in den letzten Tagen jede nur halbwege freie Stunde am Krankenlager der Regine Limmer zubrachte, an einem Krankenlager, welches, wie er nur zu gut wußte, in der kürzesten Zeit ein Sterbelager werden würde.

Er saß an ihrem Bette, ihre Hand lag in der

seinen, und eine stille Seligkeit schien aus ihren Augen zu leuchten.

Da die Nachmittagssonne an den Fenstern lag, hatte man an zweien derselben die Gardinen herabgelassen, und nur eins stand geöffnet, und gestattete der Luft und den Strahlen der Sonne freien Eingang.

„Soll ich die Vorhänge nicht herunterlassen an jenem Fenster," sagte Brunner, „ich fürchte, die Sonne belästigt Dich!"

Sie haschte eifrig nach seiner Hand, welche er ihr, halb im Begriffe aufzustehen, entzogen hatte, und rief:

„Nein, laß meine liebe alte Freundin, die Sonne, nur hereinblicken zu mir. Sie will Abschied nehmen. Du aber laß mir Deine Hand, obgleich wir Beide keinen Abschied nehmen."

„Nein," erwiderte Brunner beklommen, „ich hoffe, es wird nicht nöthig sein!"

„So meine ich's nicht," erwiderte sie. „Siehe, noch vor wenigen Tagen fühlte ich mich so matt, so krank und elend, daß mich bisweilen eine furchtbare Beängstigung überkam. Jetzt ist mir wohl und leicht, mir scheint, ich athme wie in gesunden Tagen, alle Angst ist verschwunden, und ich bin heiter und fast fröhlich. Hätte ich nicht in Deinen

Büchern gelesen, so könnte ich wohl thörichte Hoffnung schöpfen, so aber weiß ich, was das zu bedeuten hat."

Er wollte sie beruhigen, aber sie lächelte, und sagte:

„Laß mir Deine Hand, Du weißt nicht, wie glücklich es mich macht, sie in der meinigen zu halten, aber gieb Dir keine Mühe, mich zu täuschen. Ich kenne dieses Wohlbefinden und diese Ruhe. Aber ich sagte, wir nehmen keinen Abschied, weil wir uns wiedersehen, bald wiedersehen, denn was ist das höchste Menschenalter gegen die Ewigkeit!"

„Ja," sagte Brunner mit schmerzlichem Tone, „ja, wir werden uns wiedersehen, aber ich hoffe, wir trennen uns noch nicht so bald."

„Laß das Heinrich, aber sage mir, glaubst Du, was Du eben gesprochen? Glaubst Du es wirklich, daß wir uns wiedersehen? Ach, täusche mich nicht, sprich die Wahrheit!"

„Ich glaube es," rief er fast heftig, „ich schwöre es Dir bei meiner Liebe zu Dir, bei dieser Liebe, die mir den Glauben gab an das Wiedersehen. Oh mein Gott, eine ewige Trennung wäre ja eine Unmöglichkeit!"

Sie war zufrieden, ja sie schien glücklich, daß die Liebe zu ihr ihn gläubig gemacht, war es frei-

lich nur eine irdische. Aber dafür war sie ein Weib, wenn gleich ein armes, krankes, sterbendes Weib.

Dann neigte sie sich mit halb geschlossenen Augen zurück in die Kissen ihres Lagers, und süße Träume zogen an ihr vorüber, welche ihr die Vergangenheit in dem rosigen Lichte zeigten, welches die Zukunft des Sanguinikers beleuchtet.

Ihre ärmliche Kindheit trat vor sie, und der Geiz und die Härte ihrer Mutter, aber sie gedachte derselben als einer strengen, doch braven Frau, welche wacker gegen das allzu bescheidene Loos ankämpfte, welches ihr das Schicksal beschieden.

Freudig erinnerte sie sich hierauf an ihre ersten Bestrebungen, ihr Brod selbst zu verdienen, und die Erinnerung an manche Verirrung der folgenden Zeit schreckte sie nicht, denn er hatte sie freigesprochen von jeder Schuld.

Und dann stand er vor ihr, wie sie ihn zum ersten Male gesehen, den ernsten und doch so gütigen und freundlichen Mann, der sie, die arme Näherin, behandelte wie eine reiche Dame, und den sie wie einen Gott verehrte, ehe sie ihn zu lieben wagte.

Nun schwelgte sie in der Erinnerung an diese Liebe, an diese reine, unschuldige und uneigen-

nützige Liebe, die sie ihm nicht verbarg, obgleich sie dieselbe nicht erwidert glaubte.

Als sie aber an die ersten Zeichen seiner Gegenliebe gedachte, überkam sie jetzt eine stille Seligkeit, während sie in jener Zeit erschreckt und geängstet gewesen, da sie ihren Abgott nicht zu sich herabziehen wollte.

Aber er war freiwillig zu ihr herabgestiegen, trotz ihrer aufopfernden Gegenwehr, trotz ihrer Bitten, trotz ihrer Geständnisse, und das machte sie jetzt selig, denn ihr höchstes Glück war durch keine Schuld erkauft, sie hatte seinethalben dagegen angekämpft.

Daß sie seinen wissenschaftlichen Flug nicht gehemmt, wußte sie wohl, daß sie aber vielleicht seiner bürgerlichen Existenz geschadet, das verzieh sie sich jetzt, denn wenn es geschehen, so geschah es gegen ihren Willen.

Hatte sie nicht hartnäckig verweigert, seine Frau zu werden? Die Frau des allgemein geachteten Mannes, die Frau des Mannes, den sie tausendfältig mehr liebte als sich selbst.

Während tausend Andere sich glücklich geschätzt hätten, sein Weib zu werden, ward sie es nicht, weil sie ihn liebte.

Das sprach sie frei von aller Schuld, und diese

Schuldlosigkeit stand jetzt tröstend, ja sie beglückend, vor ihr in den letzten heiligen Augenblicken, die näher und näher rückten.

Dann sah sie sich vereint mit ihm droben in den glänzenden Hallen, in welchen die Seligen wandeln, und daran trug sie wieder die Schuld, denn aus Liebe zu ihr hatte er ja an ein Wiedersehen glauben gelernt!

So hatte sie ihn ja doppelt glücklich gemacht, hier durch ihre Liebe, und dort durch den Glauben, den er durch sie gewonnen.

Und jetzt umfloß die arme kranke Näherin eine blendende, nie gesehene Helle, und ein Schauer durchbebte sie, als nähere sie sich einer unbegreiflichen, einer nie geahnten Majestät, ein Schauer, der jedem Sterblichen nur einmal nahe tritt.

In der kleinen Stube der Regine Limmer aber begann es zu dunkeln, denn die Sonne war bereits hinter den Bergen verschwunden. — —

Als der Doctor Brunner einige Tage später, wie früher täglich, zum Präsidenten kam, sagte dieser:

„Wo haben Sie gesteckt, Doctor? Sie haben viel versäumt. Unser Graf hat Unglaubliches geleistet!"

„Ich habe sie begraben!“ versetzte der Doctor tonlos.

Der Präsident mußte ohne Zweifel sogleich errathen haben, wem der Doctor die letzte Ehre erwiesen hatte, denn er drückte ihm die Hand und sagte:

„Alle Trostgründe, die man sich nicht selbst giebt, sind meistens vag. Aber Sie sind ein Mann, und waren längst vorbereitet auf den traurigen Fall.“

„Das war ich allerdings,“ versetzte jener, „obgleich das meinen Kummer wohl immerhin nur wenig mindert. Aber was mich quält, und seit die Arme die Augen geschlossen, unaufhörlich peinigt, ist, daß ich dem armen Wesen, dem einzigen, welches mich je wahrhaft liebte, mein Wort gebrochen, daß ich sie belogen habe.“

Fortenberg sah ihn verwundert an!

„Das ist doch wohl eine Selbsttäuschung,“ sagte er dann, „Sie haben sie ja auf den Händen getragen. Sie wollten ihr Ihre Hand reichen, und wichen während ihrer Krankheit kaum eine Minute von ihrer Seite. Was können Sie sich da vorzuwerfen haben?“

„Eine Lüge,“ versetzte Brunner, und dann erzählte er dem Präsidenten, was uns bereits be-

kannt, nämlich daß die Verstorbene ihn um seiner selbst willen gebeten, den Grafen ihrer Krankheit halber nicht zu Rathe zu ziehen, und daß er es dennoch gethan.

Der Präsident tröstete ihn wegen dieser Wortbrüchigkeit und sagte:

„Wenn sie herabsieht auf uns, so wird sie Sie doppelt segnen, weil Sie aus Liebe zu ihr sich möglicherweise einer Bloßstellung aussetzten, obgleich ich glaube, daß Niemand etwas erfahren hat, und der Graf discret war. Aber welchen Rath gab er Ihnen?"

„Keinen," versetzte der Doctor. „Ich schilderte ihm ihren Zustand genau und nach allen Regeln der Kunst, und er erwiderte mir, daß er zwar kein Arzt sei, daß er aber wisse, daß es gegen die Schwindsucht kein Mittel gebe, und daß ich ihre letzten Augenblicke mit Mitteln zu erleichtern suchen solle, welche ohne Zweifel mir besser als ihm bekannt sein dürften."

„Ihnen gegenüber konnte er kaum anders sprechen," erwiderte der Präsident, und dann suchte er Brunner nach Kräften zu beruhigen, und fügte endlich hinzu, daß er glaube, an des Doctors Stelle eben so gehandelt zu haben.

Als Brunner gegangen, erinnerte sich der Prä-

sident an dessen früheren Ausspruch, daß der überwiegende Theil der Menschen leichtgläubig sei, wenn man ihnen Gerngehörtes erzähle.

„Er hat den Beweis geliefert, daß er recht hatte," sagte der Präsident zu sich selbst, „und auf der andern Seite zeigte er, daß er ein edler Mensch ist, indem er auf eine unsichere und weit entfernt liegende Hoffnung hin, selbst seinen Ruf als Arzt nicht schonte, um jenes arme Mädchen zu retten."

Briefkasten.

Benedict Fuchs an Wilhelm von Vorland.

Hohenrain, im Mai 18..

Es geht uns Beiden nicht allein so, sondern ohne Zweifel noch vielen Anderen.

Ich will damit sagen, daß es auch andere Leute geben wird, welche früher die besten Freunde waren, dann auseinander kamen und viele Jahre keine Zeile wechselten, endlich aber urplötzlich wieder in den lebhaftesten Verkehr treten und sich fast täglich schreiben.

Das ist unser Fall.

Vor einigen Tagen schickte ich einen Brief an Dich ab, und heute schon muß ich Dir abermals schreiben.

Deine Johanna fängt an, sich hier ganz ausnehmend gut zu befinden, fast ein wenig zu gut, denn meine Alte schwört Stein und Bein auf sie, und wenn einmal zwei Weibsleute zusammenhalten, darf sich ein Mann wacker auf die Hinterbeine stellen, und häufig leider dennoch umsonst.

Als Du mir schriebst, daß Du Dein Kind, um es dem bewußten jungen Mann aus den Augen zu bringen, zu mir senden wolltest, schickte ich meine Frau zur Stadt mit dem Befehle, heimwärts nur zur Nachtzeit zu reisen, um jede Spur zu verwischen oder wenigstens sie schwer ausfindbar zu machen.

Hilf Himmel, was lamentirte da das arme Kind, als es nun Morgens tagte, und sie aus den Fenstern meiner alten Klosterruine blickte, und nichts als Himmel und Bäume sah!

Jetzt sagt sie, daß, hätte sie ihre Mutter und einen gewissen Ludwig da, sie ihr ganzes Leben hier zubringen wolle.

Von Dir spricht sie nicht, wahrscheinlich weil

sie glaubt, daß Du in Vorlandsberg unentbehrlich seist, oder auch aus anderen Gründen.

Meine Frau, welche am ersten Tage knurrte, daß unser stilles Selbander-Leben, hier oben im Kloster-Fuchsbau, durch den jungen Kiek in die Welt gestört werden solle, ist jetzt vernarrt in die Kleine, und sagt, daß es eine Sünde sei, ihren einzigen Wunsch nicht zu erfüllen, nämlich jenen Ludwig in Kenntniß zu setzen, daß sie ihm treu bleibe und sich wohl befinde.

Von Dir spricht sie, aber sie sagt, Du seist ein alter — ich will sagen: Tyrann, aber es lautet ein wenig anders.

Ich sage gar nichts, aber ich passe auf, daß der Teufel das Ei nicht ausbrütet, welches er bereits in meine Wirthschaft gelegt hat, nämlich, daß mir die beiden Frauen keine Streiche spielen.

Und dennoch mußte ich auf drei Tage die Beiden sich selbst überlassen.

Das kam so.

Du schriebst mir, daß der junge Stellenbach auf abenteuerliche Weise ausgezogen sei, Deine Tochter aufzusuchen, und das schreckte mich eigentlich kaum, denn ich hielt es für kaum möglich, daß man den Schatz auf meinem alten Waldneste ausfindig machen sollte.

Ich hatte vor Jahren das alte Kloster erstanden, lebte still und ruhig dort, und Niemand sprach von mir. Wer sollte da auf die Wahrheit kommen!

An einem schönen Abend aber, an welchem mich eben mein guter Genius hinunter in's Dorf geführt hatte, erschienen plötzlich zwei junge Leute, in welchen ich augenblicklich Deiner Beschreibung nach sowohl, als auch nach ihrem Gebahren, den jungen Stellenbach erkannte, und den Bauerjungen, der mit ihm läuft. Ich kam eben noch recht, um zu verhindern, daß der Herr Ludwig sich ausführlich nach allen Neuigkeiten der Gegend erkundigte, und dann machte ich mich an ihn, um ihn so bald als möglich auf falsche Fährte zu führen.

Ich hoffte, daß er in besseren Tagen, denn Du wirst nicht ewig ein — Tyrann — bleiben, Dir erzählen wird, wie ich das angefangen. Was er aber nicht wissen kann, war, daß ich sofort nach Hause lief, den Frauen sagte, daß ich auf drei Tage verreisen müsse, und daß, verhielten sich Beide vernünftig, eben durch diese meine Abwesenheit vielleicht eine günstige Wendung der Sache erzielt werden würde.

Alles freilich lauter Lügen, aber es ging eben auf keine andere Weise.

Erinnerst Du Dich nun noch jenes Bertrand, von welchem, und von dem in der Schatzhöhle mit ihm bestandenen Abenteuer, ich Dir oft erzählte?

Nun, es ist zum Theil tröstlich für mich, daß ich Dir sagen kann, daß Alles wahr ist, was Du dort von mir vernahmst, mit der kleinen Ausnahme, daß Bertrand mit einem Andern jene Höhle besuchte, und nicht in meiner Begleitung, aber man erzählt bisweilen dergleichen gern von sich selbst.

Richtig ist aber, daß Bertrand etwa zehn Stunden weit von uns sich mitten im Walde angekauft, und dort, wie es scheint, in guten Verhältnissen und mit einer Nichte lebt, welche eine noch fabelhaftere Person als er selbst zu sein scheint.

Dorthin schickte, oder besser führte, ich auf allerlei Umwegen den jungen Stellenbach, nachdem ich vorher durch einen ziemlich pfiffigen Jungen ihm geschrieben, daß er dem jungen Herrn bedeuten möge, man habe Johanna zu ihm bringen wollen, aber er sei, aus Gründen, nicht im Stande

gewesen, sie aufzunehmen, und sie befinde sich in der Stadt.

Beim alten Waldwärter Jakob legte mein Bote, der uns, zum Ueberflusse, als Köhlerjunge begegnen mußte, um die Richtigkeit des von uns eingeschlagenen Weges zu bestätigen, die Antwort Bertrand's nieder, und so wußte ich jetzt, daß Dein zukünftiger, so hoffe ich, Schwiegersohn im Bogen wieder dorthin zurückgeschickt werden würde, von wo er ausgezogen, denn Bertrand schrieb mir in verbindlicher Weise:

„Ja, alter Tag- und Thalerdieb, ich bin Dir gern zu Deinem Gaunerstückchen behülflich, und sehe mit Vergnügen, daß Du immer noch der ganze alte Narr wie früher. Meiner Nichte aber darf ich die volle Wahrheit nicht sagen, da sie nur eine halbe Närrin, und dem Jungen, zu dem sie in gewissen Beziehungen steht, am Ende reinen Wein credenzt."

Welches nun die „gewissen Beziehungen" sind, weiß ich nicht, und der „Junge" kennt dieselben eben so wenig, als er überhaupt etwas von der Existenz der Nichte weiß. Das ist meine Ueberzeugung. Das Uebrige wird sich entwickeln.

Ich habe also, mein lieber Wilhelm, Deinen Auftrag bis jetzt gut vollführt, etwas Liebes-

kummer abgerechnet, befindet sich Deine Johanna gesund und wohl auf, und ihr Liebhaber, wahrscheinlich in gleichen Verhältnissen, wieder in der Stadt.

Aber, mein alter Kamerad, Dich bitte ich, gieb Deine Schrullen auf, und verweigere Deine Tochter dem jungen Manne nicht länger. Es ist ein braver Bursche, das ist mir altem Fuchse bald klar geworden, dann lieben sich die Kinder, und drittens hat er Geld. Johanna glaubt, daß eben des Geldes halber Dich etwas verschnupft habe; wenn das der Fall ist, sei vernünftig. Man muß den Leuten, die Moses und die Propheten haben, es nicht allzu sehr verübeln, wenn sie hier und da ein wenig patzig thun.

Die Genialen machen's häufig noch ärger.

Ich zeichne unveränderlich

der Deinige
Fuchs.

Vorland an Fuchs.

Vorlandsberg im Mai 18...

Wie mir scheinen will, mein alter Freund, hat meine kleine Johanna nicht allein ihrem fahrenden Ritter den Kopf verrückt, sondern auch

Deiner lieben Frau und Dir selbst, und ich rechne Dir es deshalb doppelt hoch an, daß Du Dein Wächteramt so wacker durchgeführt hast, obgleich Deine alte Passion, allerlei Narrheiten zu treiben, ohne Zweifel auch ihren Antheil dabei hatte.

Vorläufig, wenn gleichwohl nicht mehr lange, mußt Du aber meine Johanna schon noch in Deiner alten Abtei beherbergen.

Dann hole ich sie selbst ab bei Dir, und das Versprechen, daß Du ihrer Hochzeit beiwohnst, nehme ich als von Dir gegeben an, denn ich will sie dem jungen Stellenbach nicht vorenthalten, aber erst wenn der Grundstein zu meinem neuen alten Schlosse gelegt ist, wird das geschehen.

Frage mich nicht, warum ich nun selbst bauen will, während durch diese unglückliche Leidenschaft unsere Familie ruinirt wurde. Ich kann Dir gegenwärtig nur sagen, daß in den Trümmern meiner alten zerstörten Burg die Samenkörner bereits keimen, aus welchen eine zweite Burg emporsteigen wird, im veredelten neu-gothischen Style, oder besser im gothisch-byzantinisch-babylonischen Style.

Ein wunderbarer Mann, mit welchem ich zuweilen, wenn gleich auch nicht häufig, verkehre,

hat mir die Front dieser meiner Burg bereits gezeichnet. Sie ist wundervoll.

Der Haupteingang wird so groß, daß der größte und stärkste Mann, ohne oben anzustoßen, oder sich hindurchzwängen zu müssen, eintreten kann. Kleine Eingänge, für Kinder und Hunde, sind zu beiden Seiten angebracht, und schlanken Talglichtern ähnlich (verzeihe den unpoetischen, aber wahren Vergleich) steigen neben und zwischen diesen Eingängen, keck durch die ganze Front bis zum Dache reichend, säulenartige Thürme oder thurmartige Säulen empor. Die Fenster der ersten Etage zeigen den Rundbogen, die der zweiten den gothischen Spitzbogen. Jene der dritten aber werden sehr verschiedene Formen zeigen, runde, viereckige, dreieckige, halbkreisförmige, stehende und liegende Oblonga, wohl auch die von Thieren und menschlichen Figuren, denn mein genialer Zeichner will hier, zeitgemäß, dem Willen und Geschmacke der Arbeiter Rechnung tragen, und jeder Maurer, Handlanger (selbst das zarte Geschlecht, repräsentirt durch die Speise- oder Mörtelträgerinnen, nicht ausgeschlossen) hat das Recht, hier ein Fenster nach seinem Sinne zu construiren.

Für den geistigen Druck und Zwang, zwei Etagen nach den Regeln der Kunst und dem

Willen des Baumeisters aufzuführen, wird hier dem Menschengeiste Sühne geboten, er mag frei walten, und die Arbeitsfreudigkeit der Schaffenden wird wunderbar gehoben werden durch die Aussicht auf jene dritte Etage.

Mein Freund nennt das die Babylonik, und ist überzeugt, daß dieselbe später auch bei anderen Künsten und Gewerben eingeführt werden wird. Findest Du meine Ansichten nicht einigermaßen verändert gegen früher? Ja, mein alter Kamerad, ich bin merkwürdig verständig geworden!

Ich habe Dich gebeten, mich nicht zu fragen, warum ich bauen will, jetzt bitte ich Dich, mich nicht zu fragen: mit was ich bauen will. Meine Lippen sind jetzt noch versiegelt, vielleicht aber darf ich entfernte Andeutungen geben.

Ich schrieb Dir neulich, daß ein gewisser Taubensieber sich plötzlich aus unserer Gegend entfernt hat. Bald darauf wurde mir als Geheimniß mitgetheilt, daß er unerwartet in den Besitz eines kolossalen Reichthums gekommen und wahrscheinlich davon gegangen, um hier nicht Rechenschaft zu geben, oder einen gewissen Antheil an die Behörden abtreten zu müssen.

Er fand auf fremdem Boden, was ich auf

eigenem finden werde, und was mein rechtmäßiges Eigenthum ist.

Vielleicht habe ich Dir altem, schlauem Fuchs schon viel zu viel gesagt.

Grüße und tröste mein Kind, und bleibe freundlich

Deinem Vorland.

Drittes Kapitel.

Wir müssen uns nun nach Taubensieber umsehen, welchen wir unter der Thür des Irrenhauses verlassen haben.

Strix hatte die Pforte etwa zur Hälfte geöffnet, und zeigte sein süßestes Lächeln, nachdem aber der Ankömmling hineingeschlüpft war, schloß er rasch ab, steckte den Schlüssel in die Tasche, schob mit etwas mehr Ruhe die beiden schweren Riegel vor, und jetzt sah er seinen alten Bekannten mit eigenthümlichen Blicken an, halb zufrieden, halb mürrisch. Das erste ohne Zweifel, weil durch sein Zuthun die Bevölkerung des Hauses um ein Individuum gemehrt worden war, was ihm als treuem Diener der Anstalt Vergnügen machte, mürrisch aber, weil durch diesen Zuwachs seine Mühe und Arbeit vermehrt wurde.

Taubensieber lächelte, aber dieses Lächeln hatte etwas Gezwungenes und selbst Schüchternes.

Es wollte ihm nicht gefallen, daß Strix an den Brustknöpfen seines kurzen Hausrockes, an der Stelle, wo zu jener Zeit flotte Bursche ihre perlengestickte Tabaksbeutel trugen, eine Peitsche hängen hatte, deren brauner Ledergriff höchst polirt und abgegriffen aussah, und auf häufigen Gebrauch des Instruments deutete. Da sich kaum annehmen ließ, daß Strix zum Vergnügen mit seiner Peitsche in der Luft herum fuchtelte, so wie es etwa junge Leute mit ihren Reitpeitschen zu thun pflegen so war die Glätte und Politur dieses Griffes nur auf eine Besorgniß erregende Weise zu deuten.

Vom Thorwege, in welchem man sich jetzt befand, hatte man die Aussicht in den viereckigen inneren Hof der Anstalt. und im entgegengesetzten Flügel des Gebäudes befand sich eine Thür, welche, wie Taubensieber richtig schloß, in den Garten führte, und er sah sich, nicht ohne Absicht unbefangen, aber aufmerksam allenthalben um.

Wenn ausgelernte und gewandte Diebe in das Arbeitshaus gebracht werden, so verfahren sie auf ganz gleiche Weise, um bei erster Gelegenheit ihre Beobachtungen zur Flucht benutzen zu

können, und ein mir sehr lieber Mann hat die Gewohnheit, wenn man ihn zu „Thee, Tanz und Spiel" eingeladen hat, sich beim Eintritte sorgfältig in der Garderobe, den Vorzimmern und Corridors umzusehen, um beim ersten Ausbruche der Tanzunterhaltung sich schleunigst und möglichst unbemerkt entfernen zu können.

Taubensieber hatte ähnliche Gedanken, während er auf der andern Seite eben so die Nothwendigkeit begriff, seines eigentlichen Zweckes wegen möglichst genaue Kenntniß aller Localitäten zu erhalten. Um indessen sein Spähen zu verbergen, beschloß er mit Strix ein Gespräch anzuknüpfen. Er sagte deshalb:

„Lieber Strix, sage mir einmal — —"

„Halt's Maul, und rühr' Dich nicht," antwortete dieser mit mürrischem und drohendem Tone.

Alles dies dauerte indessen nur wenige Secunden, und man war jetzt fast am Ende des Thorwegs angekommen. Dort stand Strix still und öffnete mit einem der zahlreichen Schlüssel, die er am Gürtel hängen hatte, eine Thür, vor welcher er stehen blieb, seinem Begleiter aber einen Wink mit den Augen gab.

Dieser begriff und schlüpfte folgsam hinein,

so wie er kurz zuvor durch das Hauptthor eingetreten war, und Strix verschloß sogleich hinter ihm die Thür.

„Boshaft ist er nicht," sagte dieser zu sich selbst, und dann schritt er langsam die breite Treppe hinauf, welche auf der andern Seite des Thorweges in die oberen Räume führte.

Taubensieber hörte ihn sich entfernen, und hatte jetzt hinlängliche Muße, sich umzusehen und Betrachtungen anzustellen.

Zuverlässig befand er sich in einer Art Wartezimmer, worin man neue Ankömmlinge, welche eben nicht bösartig erschienen, verwahrte, bis der Director, der Doctor Stillsinger Zeit hatte, sie vor sich zu lassen.

Das Gemach war lang und schmal, ohne irgend ein Geräth, und das einzige stark vergitterte Fenster hatte die Aussicht auf den Hof.

Als Taubensieber dorthin trat, um hinauszublicken, sah er, daß man ihm die Mühe erspart hatte, die Flügel zu öffnen, denn beide waren ausgehoben und entfernt.

Der Hof selbst bot wenig Tröstliches. Er war größtentheils mit Steinen gepflastert, zwischen welchen Gras wuchs, und ein kleiner Theil desselben, der mit Sand bestreut war, stellte wahr-

scheinlich eine Art Vergnügungs- oder Erholungsplatz für die Patienten dar, denn es standen dort einige alte hölzerne Stühle, und eine dütenförmige Mütze von Papier lag auf dem Boden. In einer Ecke des Hofes sah man die Rudera einer Kegelbahn, welche aber ersichtlich, längere Zeit nicht mehr benutzt worden war, denn ein Theil des Holzwerkes war entfernt worden und der noch übrige war vernichtet, zerfallen und so wie der Boden der Bahn selbst mit grünlichem Moos bedeckt.

Sonst war auf dem Hofe so wenig irgend ein Gegenstand zu bemerken, als in dem Gemache, in welchem sich Taubensieber befand.

Was die drei Seitenflügel betraf, welche er übersehen konnte, so waren, mit Ausnahme eines Erdgeschosses, alle Fenster mit Eisen- und Drahtgittern versehen. In jenem Erdgeschosse aber befanden sich die Küchen und andere zu ökonomischen Zwecken bestimmte Räumlichkeiten, denn Taubensieber sah jetzt aus der in den Hof führenden Thür eine Magd mit einem Zuber hervortreten, und bald darauf denselben mit Wasser gefüllt zurückbringen. Es war also an der Seite des Gebäudes, in welchem er sich befand, ohne Zweifel ein Brunnen angebracht.

Das Alles bot wenig Angenehmes, ganz abgesehen davon, daß es fast kalt in der Stube war, und auch vom Hofe aus eine unfreundliche kühle Luft in dieselbe drang, während der Eingesperrte draußen im Freien den ganzen Tag über in milder und angenehmer Frühlingsluft gewandelt war.

Was man aber hörte, war noch viel unerquicklicher.

Aus den vergitterten Fenstern, und vorzugsweise aus denen, welche von unten auf zu zwei Dritteln vermauert waren, drang häufig ein wüstes Geheul, welches bald wie ein Wuthgeschrei, aber auch wieder wie Wehklagen klang.

Taubenfieber fragte sich, ob die dort befindlichen Herren aus freien Stücken sich dieser Erholung hingäben, oder ob vielleicht sein Freund Strix ihnen einen Besuch abgestattet habe; ihm selbst aber begann es mehr und mehr unheimlich zu werden, und mit Gewalt mußte er sich an die Schätze der römischen Feldherren erinnern, welche unter seinen Füßen verborgen waren.

„Große Zwecke erfordern große Mittel," sagte er tröstend zu sich selbst.

In diesem Augenblicke öffnete Strix die Thür,

betrachtete ihn einige Augenblicke prüfend, und sagte dann:

„Komm mit!"

Taubensieber folgte so bereitwillig wie vorher, und nachdem man die Treppe hinan gestiegen, und einige Gänge durchwandert hatte, blieb Strix vor einer Thür stehen, welche auf einem Blechschilde die bescheidene Aufschrift: „Doctor Stillfinger" führte.

Man trat ein, und Taubensieber stand, während Strix sich mit dem Rücken gegen die Thür lehnte, vor dem Herrn, wenn nicht über Leben und Tod, doch zuverlässig über schmale Kost, über Drille, Zwangsjacke, Zwangsstuhl, über die Autenrieth'sche Maske, über das Gehäuse, die Birne, über hinlängliche Prügel und über eine Menge anderer eben so angenehmer Dinge, welche zu jener Zeit reichlich in den Irrenhäusern angewendet wurden, waren gleich in der Behandlung jener Unglücklichen bereits mächtige Fortschritte geschehen.*)

*) Dem französischen Irrenarzte Pinel dankt die Welt einen großen Theil dieser Fortschritte, und wohl zuverlässig das erste Anbahnen derselben. Da wir den verehrten Leser in ein Irrenhaus führen mußten, wie es etwa zwanzig Jahre nach jener Periode bestand, so können wir demselben nicht erlassen, eine theilweise Schilderung jener früheren Zeit anzufüh-

Der Doctor Stillfinger hatte die Anstalt aus eigenen Mitteln begründet, und da die Behörden ihm nichts zu derselben gaben, als eine zeitweilige

ren, wie sie Doctor Eduard Ricker in einer gekrönten Preisschrift giebt. Er sagt:

Es gab allerdings eine Zeit, da hatte man für die Geisteskranken nur düstere, mit starken Gittern und Schlössern verwahrte Gebäude, wo sie oft in Gemeinschaft mit schweren Verbrechern ihr Leben hinbringen mußten. In dumpfen, feuchten Zellen lagen sie mit Schmutz und Unrath bedeckt auf halbverfaultem Stroh. Schwere eiserne Ketten umschlossen die verwundeten Glieder. Wie einem Hunde schob man ihnen die spärliche, ungesunde Kost durch eine Oeffnung in der Mauer zu. Der Genuß frischer Luft war ihnen versagt, und die Thür öffnete sich nur ihrer Leiche. Dabei mißhandelten rohe Wärter die Unglücklichen auf alle Weise, oder gaben sie, für Geld, der Belustigung neugieriger Zuschauer preis. Die dicken Mauern hallten wieder von dem wilden Geschrei, von den Flüchen und Verwünschungen gequälter Menschen. Kein Strahl mitleidiger Erbarmung drang in diese Räume des Elends, und in ohnmächtiger Verzweiflung verbrachte der Kranke die einsamen Stunden, bis der Blödsinn seinen Geist völlig umnachtete, und ihn stumpf machte für alle ferneren Qualen. Von ärztlicher Behandlung war kaum die Rede, Heilung gehörte zu den größten Seltenheiten, und unstreitig war der der Glücklichste, den der Tod bald von allem Jammer befreite. Endlich schlug auch für diese Unglücklichen die Stunde der Erlösung. Mitten unter dem Schrecken der französischen Revolution wagte es der Irrenarzt Pinel, vor die damaligen Gewalthaber zu treten, um Hülfe und Gerechtigkeit für eine mit Füßen getretene Klasse von Menschen zu fordern. Nach mehrmaligen vergeb-

Controle und die Benutzung des Gebäudes, so mußte dem Doctor daran liegen, möglichst viele Patienten zu bekommen, um, trotz Wissenschaft und Psychiatrie, nicht zu verhungern.

Er betrachtete daher Taubensieber mit unverkennbarem Vergnügen, wie der Wärter eines zoologischen Gartens etwa, dem so eben ein neues Exem-

---

lichen Versuchen wandte sich Pinel an den Pariser Gemeinderath, und forderte mit Wärme die Autorisation zu seinen Reformen. „Bürger," sagte da Couthon zu ihm, „ich werde Dich morgen in Bicêtre besuchen, und wehe Dir, wenn Du uns getäuscht hast, wenn Du unter Deinen Narren Feinde des Volkes verbirgst."

Couthon kam wirklich. Das Geschrei und Geheul der Irren, die er anfänglich einzeln ausfragen wollte, war ihm bald zuwider, und er sagte zu Pinel: „Ach, Bürger, Du bist selbst ein Narr, daß Du solches Vieh loslassen willst. Mache mit ihnen, was Du willst, aber ich fürchte sehr, Du wirst das Opfer Deiner Vorurtheile werden." Noch an demselben Tage begann Pinel sein Unternehmen, und nahm einer Anzahl Kranker die Ketten ab, und bald gelang es seinen menschenfreundlichen Bemühungen, den armen Kranken eine bessere Existenz zu verschaffen. Nachdem die Ketten und Marterwerkzeuge entfernt waren, wurde für bessere Kost, Wohnung und für Reinlichkeit gesorgt, und eine menschliche Behandlung trat an die Stelle der früheren Härte und Grausamkeit. Mit Erstaunen sah man nun, wie unter diesen Einflüssen der ganze Charakter des Irren in vortheilhafter Weise sich umwandelte, und wie aus rohen, halbverthierten Gestalten wieder menschliche Wesen wurden, die mit dankbaren Herzen ihren Retter begrüßten.

plar zugeschickt worden ist, oder ein Antiquitätensammler, der einen interessanten Beitrag zu seinem Cabinet erhalten hat.

Jetzt schickte er sich an, seine Acquisition zu bestimmen, um ihr den betreffenden Käfig, oder das Schubfach in der Sammlung anzuweisen, und während Taubensieber vor ihm stand, streckte der Director behaglich die Füße von sich, hatte die Arme über einander geschlagen, und indem er den Daumen der rechten Hand zum Munde geführt hatte, klopfte er bisweilen mit dem Nagel desselben an seine blendend weißen Zähne.

„Wer sind Sie?" fragte er jetzt plötzlich Taubensieber.

Dieser hatte sich einen Plan entworfen, dem er streng nachzukommen entschlossen war. Unter allen Verhältnissen wollte er als ein gutartiger Narr erscheinen, zuerst ein harmloses, später ein anstelliges Wesen, das man im Hause verwenden konnte, denn blos auf diese Weise wurde es ihm möglich, die Nachforschungen anzustellen, welche er im Sinne hatte.

Er sagte daher, indem er sich höflich verbeugte:

„Ich bin der Prophet Elias, Ihnen aufzuwarten."

Der Director schien nicht im mindesten überrascht von dieser Neuigkeit, sondern erwiderte:

„Es freut mich, Ihre Bekanntschaft zu machen. Halten Sie sich schon lange in unserer Gegend auf?"

„Dreitausend Jahre bereits," versetzte Taubenfieber.

„Ich hörte aber sagen, daß Sie schon vor langer Zeit einmal auf einem feurigen Wagen gen Himmel gefahren seien?"

„Freilich," versetzte Taubenfieber, dem diese Unterhaltung jetzt fast Vergnügen zu gewähren begann, „freilich; es war aber nur zum Besuche, um ein paar alte, verstorbene Propheten meiner Bekanntschaft zu besuchen. Ich bin nachher wieder heruntergekommen, sonst wäre ich ja nicht hier, Herr Director?"

Er lächelte freundlich bei diesen Worten, und rieb sich scheinbar vergnügt die Hände.

„Es ist die Consequenz, mit welcher sie meistens ihre fixen Ideen verfechten," dachte Stillfinger, dann sagte er:

„Haben Sie in der letzten Zeit kein Unwohlsein verspürt, hatten Sie keine traurigen Gedanken, oder waren Sie schwermüthig?"

„Ich?" rief Taubenfieber lachend, „Gott be-

wahre, „ich war im Gegentheil kreuzfidel und lustig."

Bei sich dachte er: „Das könnte mir fehlen. Wenn ich sage, ich wäre schwermüthig gewesen, sperren sie mich ein. Ich muß stets den plaisirlichen Narren spielen."

Stillsinger seinerseits brummte zwischen den Zähnen: „Vor dem Eintreten der eigentlichen Krankheit: eine ungewöhnliche Erregbarkeit und Munterkeit, große Lebhaftigkeit der Gedanken, übertriebenes Lachen bei geringfügigen Veranlassungen und so weiter."

Dann fragte er plötzlich rasch:

„Wie kommen Sie darauf, uns zu besuchen?"

Taubensieber war verblüfft. Was sollte er antworten? Er besann sich einige Augenblicke, und sagte dann zögernd:

„Das weiß ich selbst nicht!"

Er hatte es herrlich getroffen; denn der Director sah hierin das, bei mehreren Irren nicht seltene, zeitweilige Bewußtsein ihres Zustandes, und das, wenn auch nicht vollkommen klare Bestreben, sich Hülfe zu verschaffen.

Er rief jetzt Strix und stellte an diesen eine, für Taubensieber unverständliche Frage, welche aber durch die etwas lautere Antwort errathen

werden konnte, denn Strix sagte: „Nicht Kind, nicht Kegel.“

Die zweite Antwort, welche Strix auf eine weitere Frage des Doctors gab, verstand Taubensieber nur fragmentarisch:

„Kaum viel — Durchgeschlagen — Lumpacius — Gemeinde —“

Der Director klopfte heftig mit dem Nagel gegen seine Zähne, dann sagte er zu Strix:

„Classe III, Nummer 7,“ und zu Taubensieber: „Gehe Er jetzt, und parir' Er!“

Durch diese lakonischen Befehle war Taubensieber auf unbestimmte Zeit Mitglied einer Genossenschaft geworden, deren er bisher nur mit Verachtung oder Abscheu gedachte.

Er folgte indessen Strix geduldig und ohne eine Silbe zu sprechen, bis endlich jener im andern Flügel vor einer mit Nummer 7 bezeichneten Thür stehen blieb und dann aufschloß. Es war finster in dem Zimmer, denn die Läden waren geschlossen, und die Luft schien nicht besonders rein.

Taubensieber blieb wie unschlüssig unter der Thür stehen, aber Strix sagte:

„Dort steht Dein Bett. Marsch hinein!“ Er gab ihm einen Stoß, und im andern Augenblicke befand sich Taubensieber in dem dunklen Raume,

dessen Thür bereits von außen wieder verschlossen wurde.

Er wollte anfänglich rufen, begriff indessen sofort die Nutzlosigkeit dieser Maßregel, und blieb nun, da er irgendwo anzustoßen fürchtete, ruhig auf der Stelle, auf welcher er sich befand. Indessen lichtete sich nach kurzer Zeit die Dunkelheit in etwas, und Taubensieber erblickte jetzt bei dem durch die Spalten der Läden hereinfallenden Lichte unweit des Fensters einen Gegenstand, welcher einige Aehnlichkeit mit einem Bette zu haben schien, und nachdem er sich demselben genähert hatte, fand er, mit Zuhülfenahme des Gefühls, daß er in der That eine grob gezimmerte niedere Bettstelle vor sich hatte, welche einen Strohsack, ein Strohpolster und eine grobe Decke enthielt. Aber dieses „Bett" befand sich in großer Unordnung, und war unbedingt vor kürzerer oder längerer Zeit von irgend Jemandem verlassen worden, ohne daß man es der Mühe werth gehalten hatte, es wieder einigermaßen in Ordnung zu bringen.

Ein großer moralischer Katzenjammer begann sich jetzt unseres Freundes Taubensieber zu bemächtigen, und schlimme Befürchtungen stiegen in ihm auf, während er nun auf dem Strohsacke saß

und mit zusammengelegten Händen nach den spärlichen Lichtstreifen der verschlossenen Läden starrte.

Wenn man ihn, der so lammfromm war, in ein solches Loch steckte, wie mußten es die Anderen haben, welche sich widersetzlich anstellten, und was konnte ihm selbst begegnen, wenn er die geringste Böswilligkeit blicken ließ! Er nahm sich vor, sorgfältig auf sich Acht zu haben und sich selbst an Liebenswürdigkeit zu übertreffen.

Trotz dieser unangenehmen Betrachtungen überkam ihn aber dennoch ein unabweisbares Gefühl des Hungers, welches leicht erklärlich war, da er mit Ausnahme einiger Stückchen Brod, während des ganzen Tages nichts gegessen hatte. Während er sich aber mit der Hoffnung tröstete, daß Strix baldig mit dem Abendbrode erscheinen werde, schrak er plötzlich heftig zusammen.

Nicht weit von ihm, aus der dunkeln Ecke der Stube, ertönte jetzt die knurrende Stimme eines unzweifelhaft großen und starken Hundes, und gleichzeitig hörte er dort sich etwas bewegen.

„Großer Gott," rief Taubensieber aus, „sie haben mich wahrhaftig in einen Hundestall eingesperrt!"

Das Geräusch in der Ecke ward stärker, und

jetzt sagte eine menschliche Stimme mit dem Ausdruck großer Wohlgefälligkeit:

„Freilich, freilich, und das zwar in einen ausgezeichneten und ganz prächtigen Stall!"

„Ein Mensch steckt also auch noch hier in dem finstern Loche," rief Taubensieber.

Der Hund begann jetzt stark und auf drohende Weise zu knurren, und offenbar näherte er sich Taubensieber, der rief: „Ich bitte Sie um Gottes willen, thun Sie den Hund weg, die Bestie scheint bös zu sein!"

„Ja," sagte jetzt dicht bei Taubensieber die menschliche Stimme, „ich bin sehr böse, zumal wenn ich gehetzt werde; wenn man mich aber anständig behandelt, beiße ich nicht."

Der unglückliche Taubensieber erkannte jetzt freilich die Wahrheit, denn er sah dicht neben sich, auf der Erde, einen nicht sehr großen Mann auf allen Vieren, der ihn mit funkelnden Augen ansah und von Zeit zu Zeit drohend knurrte. Obgleich ihm vor Verrücken graute, mußte er dennoch gute Miene zum bösen Spiele machen, und er sagte daher:

„Ach, Sie sind der Hund! Das freut mich ungemein! Ich bin ein großer Hundeliebhaber, und ich hoffe, wir werden uns gut vertragen."

„Ich zweifle auch nicht daran," versetzte der Mann, „obgleich Sie nur ein armer Verrückter sind, ein Simpel oder so etwas dergleichen. Wenn Sie aber, ehe Sie hier hereingekommen sind, wirklich ein Hundeliebhaber waren, so können Sie mir eine große Gefälligkeit erzeige, im Falle Sie nämlich Ihr bischen Verstand nicht vollkommen verloren haben."

Taubenfieber seufzte tief auf, und es wollte ihm bedünken, als sei wirklich ein nicht unbedeutender Theil dieses Verstandes in die Brüche gegangen in dem Augenblicke, in welchem er sich entschlossen, ein freiwilliges Mitglied dieser Gesellschaft zu werden. Er sagte indessen zu seinem Gesellschafter oder Mitgefangenen, es würde ihn freuen, im Falle er sich ihm gefällig erweisen könne, und bat ihn, zu sagen, worin diese Gefälligkeit bestände. Dieser aber erwiderte:

„Morgen. Wir brauchen dazu Licht, und die Läden in unserem Stalle werden morgen geöffnet. Sie haben mich heute im Finstern gelassen, weil ich gebellt habe."

Es wurde indessen noch heute einigermaßen hell im Stalle, denn plötzlich und ohne daß man sein Kommen gehört hatte, trat Strix ein, mit einem raschen Griffe die Thür öffnend, und nach-

dem er irgend einen Gegenstand auf den Boden gestellt hatte, schloß er die mit einer kleinen Kette verwahrten Läden auf, und verließ sodann das Gemach, um sogleich darauf mit einem Wasserkruge zurückzukehren, welchen er ebenfalls auf die Erde setzte.

Mit großem Vergnügen hatte Taubensieber bereits dort zwei irdene Schüsseln mit gekochten Rüben stehen sehen, und eben so zwei mäßig große Stücke Schwarzbrod, und obgleich er eigentlich Rüben nicht besonders liebte, so kam ihm deren Duft jetzt doch ganz außerordentlich appetitlich vor. Sein Genosse saß aufrecht auf seinem Bette, und unzweifelhaft war er beim ersten Eintreten des Wärters aufgesprungen, um sich nicht auf allen Vieren kriechend ertappen zu lassen, jetzt stand er auf, nahm bescheiden die eine Schüssel auf die Kniee, und begann langsam zu essen, während Taubensieber seinen Antheil mit Heißhunger verschlang.

Strix warf einen musternden Blick rings um sich, dann sagte er: „Werft den Krug nicht um, und macht keinen Lärm, sonst!“ Er ging mit einer drohenden Bewegung, und der Wahnsinnige lauschte einige Augenblicke, dann sagte er: „Ich hörte ihn gehen, und heute kommt er nicht wieder,“ worauf er seine Schüssel auf die Erde stellte und auf eine

höchst unappetitliche Weise nach Art der Thiere zu essen begann, und sein Brod mit den Zähnen zerriß.

Taubensieber begann es zu grauen. Es schien ihm gewissenlos, ihn zusammen mit diesem Menschen einzusperren, der ein ganzes Thier zu sein glaubte, und in der That ein halbes war, und indem er fast vergaß, wen er vor sich hatte, fragte er:

„Was würde geschehen, wenn ich an die Thür pochen würde?"

„In diesem Falle," versetzte der Wahnsinnige lachend, „würde man Sie tüchtig durchprügeln, denn man weiß, daß ich nicht klopfe, sondern blos belle."

Hierauf wühlte er nach Art der Hunde in seiner Decke, und dem Strohpolster, und sagte dann:

„Sie können ruhig schlafen, ich bin äußerst wachsam und habe ein feines Gehör."

Trotz dieser Versicherungen aber, und trotz der häufigen Schlaflosigkeit vieler Verrückter, zeigte doch bald darauf sein Schnarchen, daß er bereits fest entschlafen war.

Taubensieber überdachte seine Lage. Blieb er hier eingesperrt, so war es kaum möglich, zu dem Zwecke zu gelangen, wegen dessen er sich in diese höchst widerwärtige Lage begeben hatte. Dann

fiel ihm die Gefälligkeit ein, welche er seinem wahnsinnigen Kameraden erzeigen sollte, und er begann Hoffnungen auf dieselbe zu bauen. Trotz seiner fixen Idee war der Verrückte doch gewandt und schlau, und diese Gefälligkeit konnte kaum auf etwas Anderes bezogen werden, als auf einen Fluchtversuch. Er beschloß, ihn auf humane Art auszuholen, indem er ganz auf seine Idee eingehen wollte, und nöthigenfalls mit ihm zu entfliehen, oder ihn wenigstens zur Flucht zu benutzen, denn mehr und mehr wurde die Sehnsucht nach dem Schatze in den Hintergrund gedrängt durch die schlimme Behandlung, welche er bereits erfahren.

Obgleich aber die Sonne kaum erst gesunken war, entschlief er doch ebenfalls bald auf dem harten Lager, da er durch die Ereignisse des Tages müde und erschöpft geworden.

Als er am andern Morgen erwachte, sah er seinen Collegen am Boden sitzen, und scheinbar mit großer Aufmerksamkeit nach einem Mauseloch blicken, welches sich dicht an der Erde in der Mauer befand; als er aber bemerkte, daß Taubenfieber erwacht war, sagte er gewissermaßen entschuldigend:

„Das Mäusefangen ist eigentlich meine Sache nicht, denn wir Pudel überlassen gewöhnlich das

den Pinschern und Katzen, ich habe mir's aber angewöhnt, so lange ich hier allein war."

Getreu seinem Vorsatze, den Wahnsinnigen mit Zuvorkommenheit zu behandeln, sagte Taubenfieber verbindlich:

„Es freut mich ungemein, in Ihnen einen Pudel verehren zu dürfen, da ich die Race achte und liebe, aber bitte, sagen Sie mir, wie Sie heißen."

„Caro!"

„Schön, und darf ich mir erlauben zu fragen, was Sie vorher waren, ehe Sie, nun, ehe Sie ein Pudel wurden."

Caro schien sich einige Augenblicke zu besinnen, dann sagte er:

„Fragen Sie nicht so zweckwidrig! Ich war immer ein Pudel."

„Ich muß mich falsch ausgedrückt haben," versetzte Taubenfieber, „ich wollte fragen, wer Ihr früherer Herr war."

„Das ist etwas Anderes," rief Caro. „Lieber Gott, sehen Sie, das war ein Rechnungsbeamter, der Pribel hieß und nach und nach ein Narr geworden ist, so ganz langsam, behutsam und vorsichtig, wie er früher seine Zahlen addirte. Das ging aber plötzlich nicht mehr, denn die einzelnen

Ziffern rottirten sich zusammen, hielten Zusammenkünfte, machten Revolutionen, und versprachen sich, treu zusammen zu stehen in allen vier Species, da ging aber natürlich Alles aus dem Leime, denn statt einer langen Reihe anständiger und honneter Zahlen standen nur noch Haufen von Sechsen, Achtern, Vierern und anderen naseweisen Ziffern auf dem Papier, die aus den Zahlen herausgelaufen waren. Mein Herr behandelte sie mit der größten Humanität, fing sie aus ihren Haufen heraus, setzte sie wieder in ihre Zahlen, ja, um sich recht versöhnlich zu zeigen, bisweilen selbst eine Ziffer von geringerem Werth an die Stelle einer höheren.

Das half aber erst recht nicht, und nachdem sie endlich stürmisch eine Revision des Einmaleins verlangten, weil dasselbe nach veralten Prinzipien construirt und nicht mehr zeitgemäß sei, schnappte mein Herr über."

Taubensieber, dem die Worte Caro's, des Pudels, aus unbekannten Gründen nicht recht gefallen wollten, war eben im Begriff, etwas zu entgegnen, als Strix eintrat mit dem Morgenbrode in der Hand, welches seinen Namen mit vollständigem Rechte trug.

„Lieber Strix," sagte Taubensieber, „kommen

wir denn heute nicht ein wenig an die frische Luft?"

Er sagte das vorzugsweise aus dem Grunde, um sich nicht störrisch zu zeigen, Strix aber erwiderte in einem Anfalle von Leutseligkeit:

„Dummkopf, Du wirst warten können bis morgen. Da ist Recreationstag."

Dann ging er, Pribel aber, denn alle Welt hat bereits errathen, daß dies der frühere Name Caro's war, verbarg zuerst murrend sein Brodstück in eine Ecke, dann aber wendete er sich aufrechtstehend, und auf höfliche Weise, gegen Taubensieber, indem er sagte:

„Darf ich fragen, wie ich Sie nennen soll?"

Ein Blitz zuckte durch das Gehirn Taubensieber's: Der Mensch ist nicht verrückt, er verstellt sich, wie Du selbst, vielleicht gar aus einem ähnlichen, möglichst aus dem gleichen Grunde!

Und da die Gedanken in der That die Schnelle des elektrischen Funken besitzen, und so wie dieser sich zertheilen und wieder vereinigen, so fragte sich Taubensieber gleichzeitig, ob er Pribel in sein Geheimniß ziehen solle, im Falle ihm solches nicht bereits bekannt, oder ob er vorläufig wenigstens seine Rolle fortspielen und den Andern auszuholen suchen solle.

Er beschloß das Letzte zu thun, und sagte in Folge dessen:

„Nennen Sie mich Elias. Ich bin der Prophet dieses Namens."

Pribel zog leichthin die Schulter und sagte:

„Lassen wir das gut sein! Das ist eine fixe Idee, die sich vielleicht verliert. Das darf Sie aber nicht geniren, denn hier im Hause ist Alles verrückt, vom Obernarren, dem Director, an, bis herunter zum geringsten Simpel. Strix, der grobe, unhöfliche Mensch ist einer der bösartigsten, und ich bin der Einzige, der keinen Sparren hat. Aber trotz Ihrer tollen Einbildung, lieber Herr Elias, habe ich gestern Vertrauen zu Ihnen gefaßt, und eine Aeußerung, welche Sie thaten, ließ mich Vertrauen zu Ihnen fassen. Sie müssen mir helfen, aber vorher muß ich, so ungern ich es auch thue, Ihnen ein Geständniß machen."

„Ah," dachte Taubensieber, „die dumme Geschichte mit den Ziffern war ein Schwindel: Rechnungsbeamter! Kassendefect! Närrisch stellen! War Alles schon da. Der Kerl ist ein Spitzbube."

Laut sagte er indessen:

„Ich bitte, seien Sie offenherzig, Sie sprechen mit einem Ehrenmanne."

„Ich habe eine schlechte Erziehung erhalten,"

fuhr Pribel zögernd fort, „gar keine eigentlich, und Sie sind der Mann, der mir helfen kann!"

„Er weiß also, daß ich Knabenlehrer war," dachte Taubensieber, „aber er wird doch wahrhaftig lesen und schreiben können!"

„Der Drang nach Belehrung und Unterricht ist immer lobenswerth," sagte er hierauf, „was meine geringen Kräfte vermögen, soll daher gern geschehen!"

„Also," rief Pribel, „dressiren Sie mich. Sie sagten gestern, daß Sie ein Hundeliebhaber wären, das muß Ihnen mithin ein Leichtes sein. Ich schäme mich zu Tode, wenn ich sehe, was die anderen Hunde Alles können!

Apportiren, Aufwarten, Such' verloren, und Couche und Bill! machen, Exerciren, Schildwacht stehen, die Thür auf- und zumachen, dem Herrn die Mütze abnehmen, sich todt stellen und tausend andere herrliche Künste mehr. Ich kann gar nichts! Man hat mich nichts gelehrt, und sehen Sie, das frißt mir das Herz ab, denn ich blamire mich, jedem dressirten Hunde gegenüber, gründlich, zumal in meiner Stellung als Pudel, von welchem man immer mehr verlangt, als von den anderen, ordinären Ködern!"

Taubenfieber ſtarrte ſeinen neuen Zögling einige Augenblicke ſprachlos an, dann ſagte er:

„Iſt es in der That Ihr Ernſt, Herr — — Caro.“

„Auf's Wort,“ rief dieſer eifrig, „ich will brav und fleißig ſein, und Sie ſollen nie einen beſſeren Schüler gehabt haben. Sehen Sie, ich will auch thun, als wenn ich Sie für den Propheten Elias hielte, obgleich es eigentlich eine Dummheit iſt. Aber ich weiß, daß man auf die Ideen armer verrückter Burſche, wie Sie, bisweilen eingehen muß, und nicht, wie unſer Obernarr, gleich das Rauhe herauskehren ſoll.“

Taubenfieber hatte ſich auf ſein Bett geſetzt, und kaute an den Nägeln. Er überlegte, was er thun ſolle, und beſchloß, endlich dem Willen ſeines Collegen zu willfahren, denn einmal vertrieb er ſich die Zeit doch wenigſtens einigermaßen, und auf der andern Seite war es immer beſſer, den Wahnſinnigen ſich zum Freunde zu machen, oder endlich vielleicht ſelbſt eine gewiſſe Obergewalt über denſelben zu gewinnen.

Er erhob ſich daher und ſagte:

„Gut, ich bin nicht abgeneigt, Ihnen Unterricht zu ertheilen — —“

„Ich will nicht unterrichtet sein," fiel Pribel ein, „ich will dressirt sein!"

„Nun, also Dressur! Da aber bei jedem Unterrichte oder jeder Dressur eine gewisse Methode unabweisbar ist, so müssen wir mit dem Leichteren beginnen und allmälig zum Schwereren übergehen. Ich eröffne also die Lection mit dem „Aufwarten." Caro! wart' auf!"

Pribel, der bereits auf Händen und Füßen auf der Erde stand, fuhr bei diesen Worten wie von einer Feder geschnellt in die Höhe, und sah, hochroth im Gesichte aus Zorn, Taubensieber an. „Wart' auf!" rief er heftig, „Wart' auf!" Du also! Herr Elias, wer giebt Ihnen das Recht, mich zu duzen?"

„Was," rief Taubensieber, „ich werde doch meine Scholaren wahrhaftig nicht Sie heißen sollen! Und gar einen Hund! Ich habe alle Bauerjünglinge geduzt, welche ich unterrichtete, und nun soll ich da mit einem Pudel viel Umstände machen!"

„Ich bin ein Hund, aber nicht Ihr Hund, merken Sie sich das!" sagte Pribel drohend, Taubensieber aber setzte seinen Kopf auf.

„Lassen Sie sich vom Teufel oder seiner Großmutter dressiren," sagte er, „wenn Sie auf solchen

Dummheiten bestehen, nicht von mir. Ich bin noch aus der alten Schule, aus dem alten Testamente, und da machte man mit Ihresgleichen noch weniger Umstände, da ist die Rede von faulen Hunden, von stummen, von gefräßigen und von räudigen, und wenn Jemand von den Hunden gefressen wurde, so betrachtete man das allgemein als eine große Blamage. Und jetzt soll ich, einer der vornehmsten Propheten, einen elenden Pudel Sie heißen! Auf Ehre nicht!"

Pribel hatte sich bereits wieder auf alle viere niedergelassen und sagte:

„Entschuldigen Sie! Ich vergaß ganz Ihre fixe Idee, und daß Sie ein armer Verrückter sind. Ich will Sie nicht ärgern, nennen Sie mich während der Dressur, wie Sie wollen.

Ein zweiter Stein des Anstoßes zwischen Schüler und Lehrer war der, daß Pribel verlangte, Taubensieber solle ihm alle zu lernenden Kunststücke vormachen.

Das war ein saurer Apfel, in welchen der Letztere indessen zu beißen gezwungen war, da er den Wahnsinnigen nicht zum zweiten Male reizen wollte.

Er dachte indessen unter schmerzlichem Lächeln daran, was seine Bekannte draußen in der Welt

von ihm sagen würden, wenn sie ihn hier mit den „Hinterfüßen" auf der Erde sitzend sehen würden, während er mit den Vorderfüßen die Bewegungen eines aufwartenden Hundes nachahmte, oder in ähnlicher Stellung, mit einem von Strix erbettelten kleinen Stäbchen, in der Ecke Schildwache stehend, oder über dasselbe Stäbchen springend, oder endlich dasselbe mit den Zähnen von der Erde aufnehmend, um Caro das Apportiren beizubringen.

Nach etwa vierzehn Tagen war aber der Letztere so weit, daß Taubensieber ihn, während der Recreationszeit, im Hofe der Anstalt seine Künste machen lassen konnte, da man in dieser Stunde den Kranken ähnliche Tollheiten erlaubte, und er gestand später, daß er nicht vollkommen gleichgültig gegen den Beifall gewesen sei, den man seinem Hunde gezollt, und über die Lobsprüche, welche die übrigen Verrückten ihm selbst wegen seiner Geschicklichkeit in der Hundedressur ertheilt.

Caro floß von Dankbarkeit über, und Taubensieber befand sich in der Lage, in der Zelle häufige Repetitionen mit seinem Zöglinge vorzunehmen, denn dieser sagte:

„Die nächste Production muß noch accurater

und schöner als die erste werden, und die Herrschaften sollen gestehen müssen, daß sie niemals einen geschickteren Hund als mich gesehen haben. Ja, ich hoffe, daß der Obernarr selbst endlich einsehen wird, daß ich wirklich ein Hund und kein Mensch bin, wie er es sich dummer Weise einbildet."

Taubenfieber aber war seinem Vorhaben um keinen Zoll näher gerückt und beschloß bei sich, noch einige Wochen auszuhalten, dann aber, gelinge es ihm nicht, zum Zwecke zu kommen, einen Fluchtversuch auf jede Gefahr hin zu machen, und zugleich zu versuchen, Tzarogy einige Zeilen zukommen zu lassen.

Einige Tage nachdem er diese Vorsätze gefaßt hatte, und während er eben beschäftigt war, Repetitionen mit Caro vorzunehmen, sprang dieser plötzlich auf, und war mit einem Satze in seinem Bette, indem er halblaut rief: „Der Obernarr!" Sein feines Gehör hatte ihn nicht getäuscht, und einige Augenblicke später trat Stillfinger, der Director, in die Zelle, während Strix, ein kleines Kästchen unter dem Arme, an der Thür stehen blieb, indem er sich mit dem Rücken wider dieselbe lehnte.

Caro schnarchte vernehmlich, Stillfinger aber

ging auf Taubenfieber zu, der nach Art der Soldaten, bei Visitationen in der Caserne, an seiner Bettstelle stand, betrachtete ihn aufmerksam, und sagte dann, nachdem er ihm den Puls gefühlt hatte:

„Wer sind wir?"

Taubenfieber trippelte mit den Füßen, wie er solches während der Recreationszeit einige Blödsinnige hatte thun sehen, und erwiderte:

„Wir sind der Herr Director Stillsinger."

„Schön," sagte der Director, „aber ich möchte wissen, wer Er ist?"

„Oh," rief Taubenfieber keck, „haben Sie das schon wieder vergessen? Ich bin der Prophet Elias."

Der Direktor tippte mit dem Fingernagel gegen seine Zähne, und warf dann einen Blick nach Strix, welcher ihm alsbald das geöffnete Kästchen vorhielt, und Stillsinger nahm nun einen Löffel aus demselben, goß diesen aus einem Arzneiglase voll, und hielt ihn Taubenfieber vor den Mund, der geduldig diesen, einen zweiten und endlich einen dritten verschluckte.

Hierauf trat Stillsinger zu Caro, der stärker und stärker zu schnarchen begann, und nur durch

anhaltendes und heftiges Schütteln zu erwecken war.

„Wer sind wir?"

„Ich bin ein Kranker, welcher hier in der Anstalt behandelt wird," sagte Caro.

„Brav," versetzte Stillsinger, „aber ich möchte wissen, wie man heißt?"

„Hm, eigentlich oder uneigentlich heiße ich — habe ich mehrere Namen — Oh, Herr Director, Sie wissen's ja selbst am besten!"

Stillsinger schielte nach Strix, und dieser präsentirte das Kästchen.

„Halt," rief Caro lebhaft, „halt! Eben fällt mir's ein. Ich heiße Franz Pribel und war Rechnungsbeamter!"

Der Doctor schloß das Kästchen und sagte wohlgefällig zu Strix:

„Ut sit mens sana in corpore sano." Entfernen wir vor Allem die Eruditäten aus dem Organismus, so wird die mens sana bald in denselben zurückkehren!"

Er ging hierauf, und als die Thür geschlossen war, machte Pribel das allbekannte höhnende Zeichen, indem er die Hand mit ausgespreizten Fingern an seine Nase hielt.

„Ich bin Caro, Caro, Caro," rief er, heftig

das Wort wiederholend, „und Sie haben gesehen, wie ungern ich mich zu der Lüge verleiten ließ. Aber gegen die verdammte Mixtur des Obernarren kann der Teufel selbst nicht aufkommen.“

„Ja,“ versetzte Taubensieber ausspuckend, „es schmeckt abscheulich!“

Pribel zog eine Grimasse:

„Schmeckt,“ sagte er, „schmeckt! das ist reine Nebensache, die Hauptsache ist nicht ganz so rein. Wir werden's Beide bald spüren, Sie gewissermaßen activ, ich passiv.“ Er hielt, sich ein Gesicht schneidend, die Nase zu.

„Herr Caro,“ rief Taubensieber ängstlich, „machen Sie keine tollen Sachen. Was sind das für Redensarten? Was soll ich activ machen oder spüren? Reden Sie deutlich.“

„Für heute und morgen ist's mit den Repetitionen aus,“ rief Pribel statt einer bestimmten Antwort, indem er wie ein fauler Schuljunge jubelte, „und das neue spaßhafte Kunststück, welches Sie mir lehren wollten, brauche ich nun auch nicht zu lernen. Ich habe Spieltag.“

„Sie werden überhaupt bald Spieltag für immer haben,“ entgegnete Taubensieber zornig. „Ich sehe nicht ein, warum ich Jemand dressiren soll, der es mehr mit dem Obernarren zu halten

scheint, als mit mir. Wollen Sie mir auf der Stelle sagen, was los ist, was ich habe verschlucken müssen?"

Pribel kratzte sich mit der linken Hinterpfote nach Art der Hunde, eine Bewegung, welche er ausgezeichnet nachzuahmen verstand, dann sagte er:

„Sie haben das infamste, schändlichste und hölliſchste Abführmittel im Leibe, welches der Teufel jemals erfunden hat, um Mensch und Thier damit zu quälen. Wer das einmal genommen hat, nimmt's nicht wieder, sondern schwatzt lieber Alles nach, was ihm der Obernarr vorsagt, ja man erräth gewissermaßen, was der schlechte Kerl hören will. Haben Sie nicht gehört, wie ich mich für meinen früheren Herrn ausgegeben habe? Das hat er haben wollen, und ich habe deshalb lügen müssen, so ungern ich's auch thue. Wenn Sie übrigens wissen, oder errathen können, was er von Ihnen hören will, sagen Sie's morgen, sonst kommt das Andere."

„Was für ein Anderes?" fragte Taubenfieber tonlos, und indem er beide Hände auf den Leib legte.

„Ein Brechmittel," erwiderte Pribel, „welches Einem Lunge und Leber aus dem Leibe reißt.

Aber er braucht es selten anzuwenden, denn es thut's die Purganz schon."

Taubensieber schnitt in diesem Augenblicke eine furchtbare Grimasse.

Der erste Act des Dramas hatte bereits begonnen, doch die Muse läßt den Vorhang fallen, und verhüllt schaudernd ihr Antlitz.

Wir aber haben blos noch zu sagen, daß ein Möbel der Zelle, das einzige außer den beiden Bettstellen, ein Möbel, dessen wir bisher decenter Weise nicht gedachten, sich in den nächsten vier und zwanzig Stunden lebhafter und äußerst häufiger Anerkennung erfreute, und daß gegen Abend des Trauertages Caro, vor dem Schmerzenslager seines Lehrers, um denselben aufzuheitern, alle gelernten Kunststücke correct und mit Liebe und Ausdruck vortrug.

Taubensieber aber drehte sich gegen die Wand und sagte schmerzlich stöhnend:

„Ach, Herr Rechnungsbeamter, lassen Sie doch die Dummheiten sein. Ich wollte, der Teufel holte den Obernarren, alle Mittel- und Unternarren, Sie, den dreimal verwünschten Grafen, und alle Römer, welche jemals Geld vergraben haben, und endlich mich selbst. Ich fürchte aber, er ist schon auf dem Wege, das zu thun." —

Am andern Morgen erschien Stillsinger mit Strix auf gleiche Weise, wie er gestern gekommen war.

Er trat einige Schritte vorwärts, und sagte dann zu Strix: „Lüften!" und während dieser ein Fenster aufschloß, um es zu öffnen, begab er sich zu Taubensieber, und fühlte ihm an den Puls.

„Brav, sehr brav," murmelte er, „sehr herabgestimmt!" Dann betrachtete er ihn einige Augenblicke aufmerksam und sagte: „Wie ist mir denn? Habe ich nicht das Vergnügen, den ehrwürdigen Propheten Elias vor mir zu sehen?"

„Gestern," erwiderte Taubensieber mit schwacher Stimme, „gestern, verehrter Herr, hieß ich den ganzen Tag Elias, heute aber bin ich der Lehrer Taubensieber, und will's bleiben, auf Ehre."

„Gerstenschleim!" sagte Stillsinger zu Strix, und wandte sich zu Pribel, der sogleich rief:

„Machen Sie sich keine Mühe! Ich bin der Rechnungsbeamte Franz Pribel, wenn's so recht ist."

Der Doctor klopfte an seine Zähne.

„Gewissermaßen scheint bei Ihm die innere Ueberzeugung, das Selbstbewußtsein, noch nicht vollkommen latent geworden zu sein. Es wäre eine kleine Arznei vielleicht — —"

„Nichts vielleicht," rief Pribel, „der dort hat

auf Ehre gesagt, ich will ein Jurament ablegen, daß ich Pribel bin. Was wollen Sie mehr?"

„Vorläufig mag das genügen!" sagte der Director.

Als er draußen auf dem Gange sich mit Strix allein befand, sagte er wohlgefällig zu diesem:

„Nun, Strix, was sagt Er zu meiner Methode?"

„Was die ganze Welt sagt," versetzte dieser liebedienerisch. — —

Die besondere Aufmerksamkeit, welche Taubensieber vom Director zugewendet worden war, verdankte derselbe wahrscheinlich zum Theil gewissen brieflichen Anfragen und Mittheilungen, welche wir, wie wir schon vorher thaten, abermals im Originale mittheilen wollen:

Der Doctor Stillsinger an den Oberpfarrer Ribonisius.

Euer Ehrwürden

entschuldigen, daß ich Sie, anfragend, mit dem Gegenwärtigen belästigen muß. Da das aber im Interesse der leidenden Menschheit geschieht, bin ich Ihrer Verzeihung im Voraus gewiß. Vor einiger Zeit nämlich stellte sich freiwillig ein ge-

wisser Taubensieber in meine Anstalt, der, wie ich erfuhr, früher ein Lehrer war, später aber von eigenen Mitteln lebte. Patient hat die fixe Idee, der Prophet Elias zu sein, und scheint hartnäckig auf derselben beharren zu wollen.

Da nun dieser Taubensieber früher ein Untergebener von Euer Ehrwürden war, und es gewissermaßen noch ist, so erlaube ich mir, dieselben um einige Specialia des Patienten ganz gehorsamst zu bitten, aus welchen ich sodann abzunehmen im Stande wäre, in wie fern, oder ob überhaupt, die Behandlung desselben fortzusetzen sei.

Eure Hochwürden sind gewiß überzeugt, daß blos die Menschenliebe und der Drang, meinen leidenden Mitbrüdern Hülfe zu verschaffen, mich den schweren Beruf eines Irrenarztes ergreifen ließ. Eben deshalb aber ist mir die heilige Pflicht erwachsen, auf längere Zeit kein Subject umsonst in meiner Anstalt zu belassen, um nicht Einem Alles zuzuwenden, und vielen Anderen Vieles entziehen zu müssen.

Am Ende, Ehrwürden, stelle ich daher die ganz ergebenste Anfrage, ob und in wie fern für gedachten Taubensieber die nöthigen Subsistenzmittel in Aussicht gestellt werden können, und ob mit-

hin derselbe in der Anstalt zu belassen, oder aus derselben zu entfernen sei.

Ich habe die Ehre ꝛc.

Euer Hochwürden
ganz ergebenster
Dr. Stillsinger.

Der Oberpfarrer Ribonisius an den Doctor Stillsinger.

Euer Wohlgeboren!

Ganz außerordentlich dankbar bin ich denselben, daß Sie mich des ehemaligen Lehrers Josias Taubensieber halber, respective seiner Narrheit wegen, in Kenntniß gesetzt haben, obgleich es mich bedünken will, als ob schon längere Zeit allerlei gelinde Uebergeschnapptheiten bei demselben zu verspüren, welche zumeist in freisinnigen und aufgeklärten Redensarten an das Licht getreten sind.

Euer Wohlgeboren sind gewiß überzeugt, daß die Freisinnigkeit und die Aufklärung meine besondere Liebhaberei, und die Ausbreitung derselben unter meinen lieben Mitmenschen eine der süßesten Pflichten meines Berufes sind. Eben deshalb aber scheint es mir die Nothwendigkeit dringend zu gebieten, daß besagter Taubensieber auf län-

gere Zeit und bis zu seiner gänzlichen Herstellung in Ihrer Anstalt verbleibe, da ich von demselben allerlei nicht zeitgemäße und verfrühte Prophezeiungen erwarte, die erst vollständig ausgekocht in einigen Decennien an's Tageslicht treten werden.

Ich sage Prophezeiungen, da der Hans Narr sich einbildet, der Prophet Elias zu sein, und in dieser Eigenschaft, liefe er frei unter den Bauern herum, zuverlässig an allen Ecken prophezeien würde, wie er früher, im sogenannten vernünftigen Zustande, in den Wirthshäusern predigte.

Da Euer Wohlgeboren ein berühmter Naturforscher und Arzt sind, wird es dieselben schmerzlich berühren, wenn ich Ihnen mittheile, was derselbe Taubenfieber neulich in einer Bierkneipe äußerte, daß nämlich eine gewisse politische Ausbildung, selbst der zarteren Jugend, die Hauptsache sei, und daß man die Naturwissenschaften nur in so fern cultiviren müsse, um den Katechismus wieder auszutreiben, den man früher den Kindern eingebläut.

Wo kämen da unsere lieben Naturwissenschaften hin, bester Herr Doctor?

Derohalben halte ich es für ganz unabweisbar nöthig, daß dieser falsche Prophet fest verwahrt in Ihrer Anstalt bleibe. Was die Kosten betrifft, so habe ich bereits die nöthigen Schritte gethan, und

werden dieselben (Klasse III) von der betreffenden Gemeinde vollkommen gedeckt werden.

Der ich die Ehre habe 2c.

Euer Wohlgeboren

ganz ergebener

Ribonisius, Pfarrer.

„Das ist die Hauptsache," sagte der Doctor zu sich selbst, als er diesen Brief gelesen hatte. „Mit meinen Naturwissenschaften locke ich keinen Hund aus dem Ofen. Es ist schon recht, wenn sie treibt, ich aber habe keine Zeit dazu, ich muß curiren. Der Pfaffe da schert sich auch den Teufel darum, und will mir nur ein Compliment machen, damit ich seinen Schulmeister nicht laufen lasse. Er braucht keine Sorge zu haben. Die Gemeinde deckt die Kosten vollkommen, und das reicht aus."

Er nahm sich indessen vor, den beiden Nummer Sieben etwas mehr Freiheit zu gestatten, und würden sie sich derselben würdig zeigen, beide zu kleinen, leichten und angenehmen Beschäftigungen in Haus, Hof und Garten zu verwenden. Wasser tragen, Rüben putzen, Erbsen lesen, Holz spalten, im Felde graben, Kleider und Betten ausklopfen, und andere dergleichen Dinge mehr.

Die dritte Klasse war zur Zeit nicht zahlreich besetzt, und die eigentlichen Simpel in derselben erschienen arbeitsunfähig.

In die Narren und Simpel der Klasse II und I aber war ein ganz eigenthümlicher aristokratischer Geist gefahren. Keiner wollte arbeiten, sie widerstanden der Purganz und dem Vomitiv mit einer Hartnäckigkeit, welche, wie man zu sagen pflegt, einer besseren Sache würdig gewesen wäre.

Der Menschlichkeit und des starken Kostgeldes halber wollte Stillfinger die Saiten nicht allzu straff spannen, und aus diesem Grunde war er gezwungen, sich an die dritte Klasse zu halten.

Am andern Tage äußerte er gegen Strix, daß er Pribel und Taubensieber bedeutend gebessert gefunden habe, und daß jener die Zelle öffnen, und Beide frei im Hause umhergehen lassen solle.

Strix machte ein mürrisches Gesicht, er hörte das nicht gern, und hielt am liebsten Alles unter Schloß und Riegel, denn die frei im Hause herum Gehenden erforderten die doppelte und dreifache Aufsicht. Er sagte daher verdrießlich:

„Die Zwei? Da horchen der Herr Director einmal an der Thür, was die für Zeug treiben! Dümmer als dumm! Einer dressirt den Andern, sie springen über den Stock, apportiren und machen

Such' verloren, daß es eine Sünde und Schande für zwei angehende Reconvalescenten ist. Und dazu murrt und knurrt der Rechnungsbeamte, während Sie ihm doch das Bellen auf das strengste untersagt haben."

„Strix," erwiderte der Director im väterlichen Tone, „Strix, sage Er mir einmal, sind Murren und Bellen nicht zwei ganz verschiedene Dinge, und namentlich hier, vom wissenschaftlichen Standpunkte aus?"

„Nein!" versetzte Strix hartnäckig, „Murren und Bellen sind egal!"

Stillfinger runzelte die Stirn und sagte: „Herrrraus lassen!"

Strix ging brummend, den Befehl zu erfüllen. Wenn der Doctor die R schliff, oder auf übermäßige Art vermehrte, war nicht zu spaßen. Er näherte sich der Nummer Sieben auf geräuschvolle Weise, und Pribel, der ihn schon von Weitem kommen hörte, sagte ängstlich:

„Hören Sie, was der Strix tappt und lärmt, das hat 'was zu bedeuten. Sie werden uns doch wahrhaftig nicht, mir nichts, Dir nichts, purgiren wollen?"

Indem öffnete Strix die Thür, und sagte grob:

„Marsch, 'raus da! Ihr könnt alle Zwei zum Teufel laufen.“

„Ganz zum Teufel, lieber Strix,“ rief Taubensieber mit gemischten Gefühlen, „das heißt ganz aus der Anstalt?“

„Probir's, wenn Dir der Buckel juckt,“ versetzte Strix wie oben. Er ging, und Taubensieber wollte ihm sogleich folgen, aber Pribel machte eine abwehrende Geberde; da man indessen Strix mit schweren Schritten, wie er gekommen war, sich wieder entfernen hörte, ward auch er unschlüssig.

Taubensieber stand auf, und sprach begeistert:

„Zwar weiß ich nicht, was den Herrn Director so rasch zu diesem menschenfreundlichen Befehle bewogen hat, wir aber dürfen als Männer von Kopf und Herz keinen Augenblick Anstand nehmen, das edelste Geschenk, die Freiheit, sogleich zu benützen!“

„Ja, und wenn wir draußen sind, setzt es Prügel,“ sagte Pribel, „ich merke so 'was.“

Er folgte indessen dennoch dem Beispiele seines Collegen, und Beide machten nun, mittelst eines groben Handtuches und der fünf Finger, so sorgfältige Toilette, wie sie es an den Recreationstagen zu thun gewohnt waren.

Als dies geschehen, sprach Taubensieber:

„Caro, mein Freund, denn in diesem feierlichen Moment ernenne ich Sie zu demselben, umarmen Sie mich," und als dies geschehen war, fuhr er fort: „Lassen Sie uns schwören, fest und treu zusammen zu halten draußen in der Welt, welcher wir so lange entzogen waren. Trennen wir uns nicht, und wenn Sie, wie ich hoffe, sich vernünftig benehmen, so ist es sehr wahrscheinlich, daß ich Ihnen ein Geheimniß von unberechenbarer Tragweite mittheile. Vor Allem aber ist es nöthig, daß Sie von nun an, und draußen, beobachtet von fremden Augen, Ihre Gewohnheiten und Beschäftigungen ablegen, welche Sie hier betrieben.''

„Wenn ich mich geniren soll," versetzte Pribel weinerlich, „mag ich lieber gar nicht hinaus."

„Ohne Zweifel werden wir des Abends wieder unsere Zelle bewohnen, Sie können da Ihre Belustigungen ungestört fortsetzen, und ich werde Sie wie bisher dressiren. Draußen aber, Freund Pribel, und für die nächsten Stunden: nicht mehr Caro, gilt es nun der Verstellung schwere Kunst zu üben. Ruhig, pochend Herz! Und nun folgen Sie mir."

Beide traten hinaus. Am Ende des Ganges

ſtand Strix, die Peitſche im Knopfloche und die Hände auf den Rücken gefaltet.

„Pfui Teufel," ſagte Pribel, „da haben wir die Beſcheerung. Dort ſteht er! Das iſt eine neue Cur, die der Obernarr erfunden hat. Er will probiren, ob wir herauslaufen, und thun wir das, ſo werden wir gemaßregelt. Es wird gleich losgehen."

„Ich glaube nicht, daß man ſich eine derartige Rohheit erlauben wird," ſagte Taubenſieber; „indeſſen ſchlage ich vor, daß wir uns nach der andern Seite hin verfügen, wenn Sie des Herrn Strix halber Bedenken tragen, nach dieſer zu gehen."

„Ihre Höflichkeit wird Ihnen verzweifelt wenig helfen," verſetzte Pribel, „denn trotzdem, daß Sie vom Obernarren jetzt auf einmal per Herr Director ſprechen, und den ungeſchliffenen Menſchen dort Herr Strix nennen, ſo wird er ſich dennoch demnächſt eine „derartige Rohheit" erlauben, das heißt, er wird Sie ſo gut wie mich durchwalken. Paſſen Sie auf, ſobald wir im andern Flügel ſind, kommt er uns nach."

Sie hatten während dieſer Geſpräche den andern Flügel wirklich erreicht, und nachdem ſie

etwa zwei Drittel des Ganges hinter sich hatten, sagte Taubensieber:

„Sehen Sie sich einmal um, ob uns Jemand nachkommt.“ Pribel verneinte, plötzlich aber rief er: „Dort steht er!“

Taubensieber fuhr heftig zusammen, aber Pribel zeigte durch das Fenster in den inneren Hofraum.

Wirklich befand sich Strix dort, und schien jetzt seinem Thorstübchen zugehen zu wollen, jedenfalls aber beabsichtigte er nicht, sie längere Zeit ununterbrochen zu beaufsichtigen.

„Wir sind jetzt wirklich frei, mein Freund,“ sagte Taubensieber mit weicher Stimme, „und jetzt entsteht die Frage, wohin wir uns wenden sollen?“

„Es ist eine Dummheit vom Obernarren, uns so auf einmal heraus zu lassen,“ erwiderte Pribel. „Mir kommt dieses Narrenhaus in diesem Augenblicke größer vor, als das ganze Oberrechnungsrevisions-Gebäude, in welchem mein Herr früher arbeitete, ehe er überschnappte. Man sieht und hört nichts, als bisweilen das Gebrüll eines Verrückten, und ich hätte fast Lust, wieder in den Stall zu kriechen.“

„Auch mir,“ sagte Taubensieber, „scheinen

diese Räume eine fast ungebührliche Ausdehnung zu besitzen, und die Entscheidung der Frage, wohin wir unsere Schritte lenken sollen, mit einigen Schwierigkeiten verknüpft. Lassen wir uns aber nicht abschrecken durch dieselben! Stellen wir uns das Beispiel berühmter und unberühmter Reisender vor Augen und folgen wir denselben! Wie jene muthig vorwärts drangen durch Sandwüsten, durch Eis- und Schneefelder und durch dunkle Bergesschluchten, um unerhörte, oder auch schon bereits gehörte Entdeckungen zu machen, so wollen auch wir, als Männer, unverzagt weiter schreiten. Wohlan! Steigen wir diese Schlucht hinab, welche sich hier am Ende des Ganges in die Tiefe zieht."

„Teufel," rief Pribel, „da kommt ein ungeheuer appetitlicher Geruch nach Futter die Treppe herauf!"

„Auch ich verspüre einen angenehmen Duft heraufsteigen," sagte Taubenfieber, „folgen wir unserem guten Glücke."

Nach kurzer Zeit hatten Beide die Küche erreicht, und nachdem sie einige Augenblicke bescheiden zögernd unter der Thür stehen geblieben waren, traten sie ein.

Wahrscheinlich war man dort bereits hinlänglich an dergleichen Besuche gewöhnt, denn man schien ihnen keine besondere Aufmerksamkeit zu schenken, endlich aber schnitt die Köchin zwei ziemlich große Stücke Brod ab, tauchte dieselben in einen Topf voll Fleischbrühe, und nachdem sie ihnen die Gabe gereicht hatte, sagte sie:

„Geht jetzt hinaus in den Hof und eßt Euer Brod in der Sonne!"

„Ich habe lange Zeit nichts so Delicates genossen," sagte Taubenfieber hierauf, und Pribel fügte hinzu:

„Ich gehe morgen wieder hinein und mache den Mägden die Kunststücke vor, die Sie mir gelehrt haben, theils aus Dankbarkeit, wie es ordentliche Hunde thun, theils um abermals etwas zu bekommen, wie es die Menschen machen."

Indem sahen sie einen Mann, der mit vorgebeugtem Oberkörper und hastigem, stoßweisem Schritte unaufhörlich an einer der inneren Wände der Anstalt auf und nieder lief.

Pribel drängte sich an seinen Begleiter, und sagte ängstlich:

„Oh weh! dort läuft ein Narr herum, ich fürchte mich vor Narren, hetzen Sie mich auf ihn, aber halten Sie mich am Halsbande fest, damit

ich ihn nicht zu packen brauche. Wenn ich rechtschaffen belle, geht er vielleicht."

„Bedenken Sie, wie streng Ihnen das Bellen verboten ist," versetzte Taubensieber verweisend. „Aber nun folgen Sie mir. Dort sehe ich zu ebener Erde eine Thür geöffnet. Der Augenblick ist gekommen, in welchem ich endlich das thun darf, weshalb ich diese Räume betreten."

Zehn oder zwölf Tage später sagte Strix zum Director:

„Ich weiß nicht, was die beiden Kerle, der Taubensieber und der Pribel, für eine neue Dummheit im Kopfe haben.

Ich passe Ihnen die ganze Zeit her genau auf den Dienst, und da finde ich, daß sie allenthalben im Parterre herumkriechen und, wo es nur halbwege angeht, Löcher graben. In die Wellenkammer, in den alten Schweinestall, in die Drille, in die Wagenremise, und selbst in den Keller haben sie sich eingeschlichen, eine Platte aufgehoben, und ein tiefes Loch gemacht. Vom Propheten und vom Pudel scheint dabei nichts zu stecken. Es ist eine neue Narrheit.

„Sieht Er wohl, Strix," sagte Stillsinger wohlgefällig, „was eine vernünftige Behandlung vermag? Es ist gelungen, die erste und ursprüng-

liche, stets hartnäckigste fixe Idee zu entfernen. Die zweite, geringere, haben wir gegenwärtig, dann folgt abermals eine schwächere, die wir wiederum fortpauken, und endlich werden die Narrheiten so winzig, daß sie sich nicht mehr von denen anderer, sogenannter vernünftiger Leute unterscheiden. Dann ist der Patient geheilt."

„Bei den Zweien wird noch ein schönes Sortiment von Narrheiten zum Vorschein kommen, wenn sie so lange fortmachen sollen, bis sie nicht viel dümmer mehr als andere ehrliche Leute sind," sagte Strix, „ich habe aber noch etwas zu melden. Der Taubenfieber quält mich unaufhörlich, ihm Schreibmaterial zu verschaffen, und dann einen Brief, welchen er schreiben will, nach Wellenfeld zu besorgen. Dort soll ich ein ungeheures Trinkgeld kriegen. Aber meine Pflicht geht mir vor, denn auf die Versprechungen eines solchen Verrückten kann man sich nicht verlassen."

„Strix!" versetzte Stillsinger, „hat Ihm sein sittliches Gefühl nicht gesagt, was Er in diesem Falle zu thun hat?"

„Nä," sagte Strix, „es hat nichts gesagt."

„Nun, so will ich es Ihm sagen," erwiderte der Director mit Würde. „Gebe Er ihm das Verlangte und bringe Er mir den Brief."

Am Abend desselben Tages übergab Taubenfieber an Strix ein für Tzarogy bestimmtes Schreiben.

„Zupetschirt?“ sagte Strix mürrisch, „das dulden wir nicht! Wir müssen wissen, was drinnen steht.“

„Lieber, bester Strix,“ erwiderte Taubenfieber, „ein offenes Schreiben kann ich nicht an seine Excellenz schicken. Thue mir die einzige Liebe und gieb's ab. Du wirst fürstlich belohnt werden und mehr Geld bekommen, als Du in Deinem ganzen Leben besessen, ja jemals gesehen hast.“

„Jetzt gleich,“ sagte Strix halb spottend, halb lauernd.

„Jetzt ein nobles Douceur, aber wahrscheinlich schon in ganz kurzer Zeit das Andere.“

Strix nahm mit mürrischem Schweigen den Brief und suchte draußen auf dem Gange einen Blick in denselben thun zu können. Aber Taubenfieber hatte ihn so trefflich gefaltet und gesiegelt, daß dies unmöglich war. Er schalt sich innerlich einen Esel, und brachte das Schreiben dem Director, der dasselbe behaglich und nach den Regeln der Kunst öffnete, alsbald nach einigen gelesenen Zeilen aber aufstand und, da es bereits zu dun-

keln begann, an's Fenster trat, und eifrig und offenbar mit dem größten Interesse las.

Hierauf schloß er das Schreiben in seinen Schreibtisch, und blickte nach Strix, der in seiner gewöhnlichen Stellung, welche er in den Zellen der Patienten sich angewöhnt, nämlich mit dem Rücken gegen die Thür gelehnt, wartend dastand.

„Es ist gut," sagte der Director.

„Muß ich den Brief besorgen?"

„Nein!"

„Steht recht tolles Zeug darinnen?"

„Es steht Allerlei darinnen."

Strix gab einen halb seufzenden, halb knurrenden Laut von sich, worauf der Director sagte:

„Ich gedenke eine neue Curart in Folge dieses Briefes einzuleiten, und Sein Eifer, mein lieber Strix, würde Alles verderben, wenn ich Ihm jetzt schon meine Gedanken mittheilen wollte. Gute Nacht!"

Strix ging, und am nächsten Morgen fuhr Stillsinger in seinem Einspänner aus dem Thore der Anstalt, und kehrte erst spät am Nachmittage zurück.

Da Strix während des ganzen Tages Taubensieber und Pribel nachgegangen war, hatten sich diese, um dieser unaufhörlichen Aufsicht los zu

werden, zeitiger als sonst in ihre Zelle begeben. Jetzt aber erschien ihr Plagegeist auch in diesem ihrem stillen Asyle.

Pribel stellte sich wie gewöhnlich schlafend, Taubensieber aber, der die ihm am Tage bewiesene Aufmerksamkeit, so wie den gegenwärtigen Besuch mit seinem Briefe in Beziehung brachte, begann nichts Gutes zu ahnen.

„Du sollst hinauf zum Herrn Director," sagte Strix jetzt in ganz sonderbarem Tone.

„Was giebt's denn droben?" fragte Taubensieber wenig erbaut.

„Medicin giebt's, ob aber so, oder so, weiß ich nicht." Strix begleitete seine Worte mit zwei wenig poetischen Pantomimen, welche aber mit erschreckender Deutlichkeit die Wirkungen der beiden Stillsingerischen Haupt- und Lieblings-Arzneien versinnlichten.

Da Pribel während dieser Worte von Strix ganz übermäßig schnarchte, so sagte der Letztere:

„Wenn er mit Dir fertig ist, kommt der Dummkopf da hinten daran." Dann schob er Taubensieber aus der Zelle, und bedeutete ihm draußen, allein zum Director zu gehen, da er, Strix, andere Dinge zu thun habe.

Der erste Gedanke des Schlachtopfers war,

davon zu laufen und sich irgendwo zu verstecken, aber die Nutzlosigkeit dieser Maßregel, und deren muthmaßliche unangenehme Folgen, leuchteten ihm bald ein, und er verfolgte langsamen Schrittes seinen Weg, Hunderte von Plänen schaffend und wieder verwerfend.

Rath- und planlos betrat er endlich auf des Directors „Herein"-Rufen dessen Stube, und auf den ersten Blick wurde ihm die höllische Bosheit klar, deren Opfer er werden sollte.

Stillsinger empfing ihn indessen mit jesuitischer Freundlichkeit, bot ihm einen Stuhl, und öffnete dann eine Flasche, welche neben zwei Gläsern und etwas Backwerk auf dem Tische stand, und nachdem er die Gläser vollgefüllt, reichte er ihm eines:

„Trinken Sie, Herr Taubensieber!"

„Nein!" rief dieser, indem er die Zähne übereinander biß.

„Warum denn nicht?" sagte Stillsinger ganz erstaunt.

„O Gott," rief Taubensieber, „ich bin des Weingenusses so lange entwöhnt, ich fürchte——"

„Ach was," versetzte der Director jovial, „das thut nichts. Wissen Sie nicht: Praesente medico nil nocet!" *)

*) In Gegenwart des Arztes schadet Nichts.

Taubensieber, der, wie wir bereits wissen, kein besonderer Lateiner war, versetzte:

„Nein, das weiß ich nicht, ich will's auch nicht wissen, lieber Herr Director; ich weiß nur das, daß, wenn ich die verfluchte Purganz noch einmal in den Leib kriege, ich ein todter Mann bin!"

Stillsinger brach in ein ungeheures Gelächter aus, und trank hierauf anstatt der Antwort die beiden Gläser aus.

Nach einigem Zureden ließ er sich endlich bewegen, ein Glas zu nehmen, dann noch eines, und jetzt überkam ihn, der in der That lange Zeit kein geistiges Getränk genossen hatte, ein Gefühl des außerordentlichsten Wohlbehagens.

Nur fragmentarisch aber und in gedrängter Kürze vermögen wir zu berichten, was die Beiden nun weiter verhandelten.

Taubensieber hatte Tzarogy in Kenntniß gesetzt, daß es ihm unmöglich sei, ohne seine Hülfe erfolgreiche Nachforschungen nach dem Schatze anzustellen, und hatte ihn gebeten, Mittel und Wege herbeizuschaffen. Hinreichende Andeutungen, auf welchem Wege der Graf den Schatz „gespürt," waren ebenfalls vorhanden, und eben so klar lag vor, daß Taubensieber in der That nicht wahnsinnig war.

Stillfinger war am Morgen ausgefahren, den Grafen zu suchen. Derselbe war aber seit Wochen schon verreist; statt seiner hatte er indessen mehrfache Notizen eingezogen, die ihn, den Gesuchten, als einen mit merkwürdigen magnetischen Kräften Begabten erscheinen ließen, und ihm die Sache selbst höchst plausibel machten, und er beschloß, dieselbe sofort selbst in die Hand zu nehmen.

Einen mit Magnetomanie Behafteten hatte er leider nicht in der Anstalt, er mußte sich mithin mechanischer Kräfte bedienen, und da er mit Recht der Geschwätzigkeit gedungener Arbeiter nicht traute, so blieb ihm nichts übrig, als seine Pfleglinge zu Hülfe zu nehmen, was noch überdies den Vortheil der Wohlfeilheit für sich hatte.

Er theilte dies Taubensieber mit, der ihm beistimmte, und schlau bemerkte:

„Es giebt Dinge, zu welchen man kluge und verständige Dienstleute haben muß, bei anderen aber ist der Dümmste der Beste. Ich stelle Ihnen drei aus Classe III, die nichts zu wünschen übrig lassen. Ich habe in der letzten Zeit die Bursche kennen gelernt."

Auch darüber wurden sie bald einig, daß der gefundene Schatz zu gleichen Theilen Beiden angehören sollte; eine Clausel aber, welche der Di-

rector stellte, rief bei Taubensieber mehrfache Bedenken hervor.

„Finden wir, was ich nicht hoffen will, nichts,“ sagte der Director, „oder finden wir etwas, so muß für beide Fälle feststehen, daß Sie als ein Verrückter in die Anstalt gekommen und durch mich hergestellt worden sind. Ich kenne die Zeitungsschreiber, und kenne auch meine Collegen, und der Satz, den ich bereits im Geiste in einer Abhandlung über „fingirten Wahnsinn“ gedruckt vor mir sehe, ärgert mich jetzt schon:

„Er begab sich in die Anstalt des Doctor Stillfinger, und wußte sich so schlau zu benehmen, daß Jedermann ihn für wirklich wahnsinnig hielt.“

Wissen Sie, wer Jedermann ist? Ich, der allein als ein Esel dasteht, denn jeder Andere hier im Hause ist: Niemand!

„Im Uebrigen,“ setzte Stillfinger trocken hinzu, „waren Sie auch wirklich verrückt.“

„O, ich bitte, verehrtester Herr Director,“ sagte Taubensieber, „sprechen Sie doch nicht so! Ich war auf Ehre ganz gescheidt. Sie wissen das jetzt so gut als ich.“

Stillfinger klopfte, sein Opfer starr anblickend, mit dem Fingernagel gegen seine Zähne, dann sagte er:

„Mit wem gingen Sie jenesmal bis in die Nähe meiner Anstalt?"

„Mit dem Herrn Grafen Tzarogy"

„Wer behauptete jener Graf Tzarogy zu sein?"

„Der Stiefbruder des Propheten Elias."

„Glaubten Sie das?"

„Das heißt," erwiderte Taubensieber stotternd, „ich glaubte nicht, ich war nicht überzeugt — denn eigentlich — aber die vielen anderen Gaben des Grafen — ich hegte die Vermuthung — —"

Der Doctor klopfte heftiger.

„Ja oder nein! Glaubten Sie, oder nicht?"

„Ich hielt es nicht ganz für unmöglich, aber —"

„Also," rief der Director, „also waren wir gestört, sehr bedeutend gestört, wir sind durch mich hergestellt worden, und haben uns sehr zu hüten, daß wir nicht rückfällig werden!"

„Wenn es Ihnen, verehrter Herr und Gönner, Vergnügen macht, und wenn es sein muß," versetzte Taubensieber, „so muß ich mich freilich fügen; aber ich möchte denn doch — —"

„Ja, es muß sein, und macht mir ganz specielles Vergnügen!" rief der Doctor; dann aber setzte er begütigend hinzu: „Lassen Sie sich aber deshalb keine grauen Haare wachsen; Sie waren nur leicht gestört und hatten eine vorübergehende

fixe Idee. Wenn Sie aber einmal die Hälfte von dem haben, was da unter uns liegt, und was die Herren Römer glücklicherweise nicht mit sich in ihr schönes Vaterland nehmen konnten, so kräht kein Hahn mehr nach Ihrer Narrheit, ja, Sie dürften alle Grade des Wahnsinns durchlaufen haben und sich sogar noch auf dem laufenden befinden, alle Welt wird Sie alsdann dennoch für einen charmanten Kerl halten."

Taubensieber trank unaufgefordert ein Glas Wein, und verbeugte sich zustimmend.

Hierauf wurde beschlossen, daß Strix nicht in das Geheimniß gezogen werden sollte; „denn," sagte Stillsinger, „der Kerl ist im Stande, auch noch etwas haben zu wollen."

Dann theilte Taubensieber dem Director die Namen der von ihm als Mitarbeiter bestimmten Subjecte mit.

„Pribel," sagte der Director, „das versteht sich von selbst, den haben Sie im Sacke, und er ist zu brauchen. Ferner Meikfel und Blend, auch gut. Die zwei Kerle stehen zwischen dem ersten und zweiten Grade des Blödsinns, und das sind für viele Zwecke, auch draußen bei den anderen Leuten, sehr brauchbare Persönlichkeiten. Bei Schoribus aber, dem Candidaten, da hat's gewissermaßen einen

Haken. Unter uns: bisweilen kommt mir der Bursche sogar ganz gescheidt vor. Freilich, früher war er tobsüchtig; durch Anwendung von allerlei Mitteln, die Drille, die Touche, Strix, Sie wissen schon wie, und endlich gewisse innerliche Mittel, Arzneien, die Sie auch theilweise kennen, wurde er hergestellt, bis auf eine einzige fixe Idee, die er hartnäckig und boshaft festhält. Er will nämlich nicht gestehen, welcher Facultät er angehört hat, der Theologie, Jurisprudenz oder Medicin."

„Das ist doch sonderbar," sagte Taubensieber. „Und welcher gehörte er denn an?"

„Außer ihm und mir weiß das Niemand im ganzen Hause, und wird's auch Niemand erfahren, wenn er es nicht selbst sagt; denn Sie werden doch nicht verlangen, daß ich einem Verrückten nachgeben soll, ich, der Vorstand der Anstalt? Ich habe ihm die besten Worte gegeben, aber er sagt: Sie wissen es so gut wie ich, es ist deshalb unnöthig, daß ich es sage."

„Und vielleicht wäre diese fixe Idee gehoben, wenn Sie die Facultät nennen würden," sagte Taubensieber.

„Der Fall ist nicht denkbar, aus dem Grunde, weil ich das nie thun werde," versetzte der Doctor.

Dann besprach man noch einige nöthige Dinge, und hierauf trennte man sich. —

Ein geheimnißvolles nächtliches Leben begann jetzt im Irrenhause, von welchem aber nur Strix eine Ahnung hatte, ohne indessen der Sache genau auf den Grund zu kommen, da ihm Stillfinger die Nachtwachen abgenommen hatte. Daß der Letztere mit einigen der Irren sich des Nachts im Keller und in den Gewölben umhertrieb, bemerkte er freilich; indessen mußte er sich vollständig unwissend stellen, denn der Director verstand in manchen Dingen wenig Scherz.

Etwa drei Wochen später saß eines Morgens Taubensieber in seiner Zelle, gedankenvoll vor sich hinbrütend. Der Ausdruck „Obernarr" wollte ihm nicht aus dem Kopfe.

Er selbst hatte die Hoffnung, *ohne* Tzarogy etwas zu finden, vollständig aufgegeben, und selbst *mit* demselben schien ihm die Sache täglich zweifelhafter zu werden. Der Director indessen wurde offenbar stets versessener, und das Ende war kaum abzusehen. Es wollte Taubensieber bedünken, als sei, nach Pribel's Meinung, Stillfinger wirklich der oberste und größte Narr unter allen seinen Pflegbefohlenen.

Auch die Mitarbeitenden schienen träge und

verdrossen zu werden, der Candidat grub offenbar mit verbissenem Grimme, Meikfel und Blend mußten nicht selten handgreiflich aufgemuntert werden, und Pribel hatte ebenfalls schon zu seinem Freunde gesagt:

„Mir als Hund gewährt freilich das Graben und Kratzen einiges Vergnügen, aber es kommt jetzt zu dick, und wenn ich nicht besseres Futter erhielte, würde ich den Obernarren einmal in die Waden beißen."

In der nächsten Nacht setzte man eine schon vor mehreren Tagen begonnene Arbeit in einem Gewölbe fort. Meikfel und Blend, welche in der Grube standen, hatten bisher erträglich gearbeitet, jetzt aber hielten sie plötzlich inne, und dann stieg einer nach dem andern in die Höhe:

„Was giebt's, Ihr Halunken?" rief Stillfinger.

Meikfel schüttelte mit dem Kopfe. „Steine," sagte er dann, „zu hart, ich mag nicht mehr."

Blend näherte sich der Thür, deren Schlüssel von innen steckte, und machte Miene, davonlaufen zu wollen, und während der Candidat grimmig lachend die Arme verschränkte, begann Pribel drohend zu murren.

Eine Revolution war im Anzuge, und nur

Entschlossenheit und Geistesgegenwart schien dieselbe bändigen zu können.

Es gelang wirklich, denn Taubensieber sprang zur Thür, schloß ab und steckte den Schlüssel in die Tasche, während der Director mit Donnerstimme rief:

„Wer nicht augenblicklich Hand anlegt, wird morgen purgirt, tüchtig, und gesalzen, wer aber parirt, bekommt Kost Classe I und einen Schoppen Wein!"

Man drängte sich jetzt um die Grube, aber der Director sagte zu Taubensieber: „Steigen Sie hinunter, und nehmen Sie Einsicht, mir ahnet Wichtiges und Großes."

„Es ist ein Gewölbe von gebrannten Steinen," rief dieser hinauf, nachdem er dem Befehle Folge geleistet hatte.

„Großer Gott," sagte Stillsinger, „also unbedingt römisch! Kommen Sie herauf und umarmen Sie mich!"

„Gleich," erwiderte Taubensieber, „ich will nur einmal unterhalb des Gewölbes nachsehen. Die Dummköpfe brauchen gar nicht an den Steinen zu arbeiten, man muß nur die Erde unterhalb des Bogens entfernen."

„Doppelte Kost erster Classe," rief Stillfinger.

In diesem Augenblicke stieß Taubensieber einen Schrei aus, den der Director oben beantwortete.

Ein mystischer, bläulicher Strahl quoll unter den Händen des Grabenden aufwärts.

Eine Höhle, glänzend und funkelnd, voll von Schätzen, von Gold und leuchtenden Juwelen!

„Ich grabe mich durch," rief Taubensieber begeistert, „aber für Sie, Herr Director, ist das Loch zu eng. Schicken Sie die Anderen nach, wir graben dann von innen weiter."

Es bedurfte kaum einer Aufforderung hierzu, denn nach wenigen Augenblicken waren Alle bereits in die Höhle geschlüpft.

„Macht das Loch größer," rief Stillfinger außer sich, „ich bin nicht so mager wie Ihr. Vorwärts! Taubensieber, ist die Höhle groß? Ist sie viereckig, rund, oder nähert sie sich mehr einem Oblongum, hat sie Seitengänge, Nebenhöhlen, sind die Schätze in Kisten verwahrt, oder liegen sie öffentlich da? In diesem Falle geben Sie Acht, daß Keiner etwas einsteckt. Es kommt mir nicht auf ein paar Sestertien an, aber es ist der Ordnung halber. Taubensieber, thun Sie doch das Maul auf!"

Statt der Antwort des Gerufenen drang ein freudiges Bellen aus der Höhle in das Gewölbe.

„Wie Teufel kommt ein Hund in die Höhle?“ rief der Doctor, „geben Sie Antwort, Taubenfieber!“

„Es ist kein wirklicher Hund,“ sagte dieser jetzt, „es ist der Herr Rechnungsbeamte, der also seinen Gefühlen Ausdruck giebt.“

„Wir kommen morgen zusammen,“ rief Stillfinger zornig hinüber, „das Bellen kann ich am wenigsten leiden.“

„Juris! Juris! Candidatus Juris!“ rief es jetzt, es war Schoribus' Stimme, und der Director sagte halblaut zu sich selbst: „Es ist merkwürdig, wie der Anblick dieser Kostbarkeiten auf die Gestörten einwirkt. Der eine verfällt in einen verstärkten Grad, er wird mächtig aufgeregt, bei dem andern wirken sie gewissermaßen auflösend, beruhigend, seine Narrheit ist gebrochen, er gesteht willig zu, daß er Jurist war.

Laut rief er aber jetzt hinüber: „Wenn Sie nicht augenblicklich das Loch größer machen lassen, wird's nicht gut. Ich muß um jeden Preis in die Höhle!“

„Es ist gar keine Höhle,“ sagte Taubenfieber.

„Was? Was ist es beim Teufel denn?“

„Wir haben uns in den Garten durchgegraben," verſetzte Taubenſieber mit ſchüchternem Tone.

Stillſinger ſtieß einen Fluch aus, einen unerhörten, furchtbaren, grauenhaften, gotteslästerlichen Fluch. Dann rief er:

„Vor Allem laſſen Sie jetzt die Leute in guter Ordnung den Rückweg antreten. Zuerſt die beiden Idioten."

„Die zwei Herren Idioten ſind verduftet," ſagte Taubenſieber.

„Menſch," rief Stillſinger, „bringen Sie mich nicht zur Raſerei mit Ihren einfältigen burſchikoſen Redensarten! Verduftet! Was heißt verduftet!"

„Flöten gegangen, durchgebrannt," erwiderte Taubenſieber. „Sie ſind über den Stacketenzaun geklettert und haben ſich unſichtbar gemacht."

„Schoribus ſoll herüber," ſagte der Director mit verbiſſener Wuth.

„Er ſteigt im Augenblicke ebenfalls über den Zaun," verſetzte Taubenſieber entſchuldigend.

Stillſinger ergriff ein liegengebliebenes Stemmeiſen und ſtieß mit Heftigkeit gegen den oberen Theil des Loches. Er war außer ſich, und verſuchte mit Gewalt einen Durchweg zu erzwingen. Es ſtürzte indeſſen ein Theil des oberen Gemäuers

und Erdreichs herab, und die Oeffnung verkleinerte sich, anstatt größer zu werden.

„Schaffen Sie mit Pribel die Erde hinweg, und kommen Sie herein," rief er jetzt athemlos hinüber.

„Ich höre den Herrn Rechnungsbeamten nur noch in der Entfernung bellen," war die Antwort Taubensieber's.

„Hund, dreimal verfluchter und vermaledeiter Hund, der Sie selbst sind," schrie Stillsinger wüthend. „Aber warten Sie! Ich treibe Ihnen morgen Ihre einfältige Höflichkeit aus dem Leibe. Die Herren Idioten! Der Herr Rechnungsbeamte! Sie sind selbst ein Idiot, und demgemäß wird Ihre Cur eingerichtet werden, merken Sie sich das!"

Taubensieber gab keine Antwort, und in diesem Augenblicke fiel es Stillsinger ein, daß jener den Schlüssel zum Gewölbe in seiner Tasche hatte.

Er erschrak heftig.

„Taubensieber, lieber alter Freund, kommen Sie her," rief er mit freundlichem Tone durch das Loch. „Sie merken doch, daß ich nur scherzte, wir lachen morgen bei einem Glase Wein über den Spaß. Kriechen Sie herein!"

Aber Jener gab keine Antwort, und Stillfinger begann die Wahrheit zu begreifen.

„Er ist ebenfalls verduftet oder durchgebrannt," sagte er dumpf, und dann stieg er hinauf und setzte sich auf die Stufen der Treppe, überlegend, wie die große Blamage möglichst zu kürzen, zu verkleinern, oder wenigstens zu maskiren sei. —

Als Taubenfieber die freundlichen Versprechungen des Directors bezüglich der morgen einzuleitenden Idiotencur vernommen, entfernte er sich ebenfalls schleunigst, kletterte über den Zaun, und befand sich eben so gut wie die vier übrigen Eleven der Anstalt in Freiheit.

Es kam ihm vor, als sähe er in ziemlich weiter Entfernung noch zwei der weißen Kittel der Entflohenen im Mondschein leuchten, in größerer Nähe aber hörte er in den Feldern den Herrn Rechnungsbeamten bellen oder, wie die Jäger sagen, „Laut geben."

„Er häselt, das heißt, er jagt einen Hasen, wie es die Hunde machen, wenn sie lange nicht auf's Feld gekommen sind," sagte Taubenfieber, dann pfiff er durch die Finger und rief: „Pfui Has', Caro!"

Aber dieser schien nicht zu hören, und Tau-

benfieber überlegte jetzt, daß er den Verrückten ohnehin nicht gebrauchen könne.

Er warf einen Blick auf das, in den Strahlen des Mondes glänzende Irrenhaus und lief, einen dumpfen Fluch ausstoßend, hierauf flüchtigen Schrittes auf Wellenfeld zu. —

Als Aurora's Rosenlippen die schlummernde Erde wach küßten, schloß Strix mit mürrischer Miene das Gewölbe auf, und ließ seinen Herrn und Meister heraus.

„Halt Er fein das Maul, Strix!" sagte dieser, und Strix erwiderte:

„Natürlich, ich weiß ja gar nicht, was ich sagen soll."

Er wußte es aber dennoch, denn auf Socken schleichend, hatte er während der Nacht vor der Thür gelauscht und einen Theil des Zankes und der Verhandlungen mit angehört, aus welchen er so ziemlich der Wahrheit gemäße Schlüsse zog.

Aber er entfernte sich so leise, wie er gekommen war, indem er dachte:

„Lasse ich ihn jetzt gleich heraus, so macht er mir noch Grobheiten, weil ich lauschte. Er soll brummen bis morgen früh. Dann giebt er's wohlfeil.

Viertes Kapitel.

Der Herr von Stellenbach saß zu Wellenfeld in seiner Arbeitsstube, die zum vollständigen Comptoir eingerichtet war, und kaute an der Feder, während am Fenster sitzend ein junger Mann emsig schrieb, bisweilen irgend eine Zahl in ein großes neben ihm liegendes Buch eintrug, oder eine Bemerkung auf einen Papierstreifen notirte. Ihm gegenüber war ein Platz leer, und ohne Zweifel bezüglich auf diesen unbesetzten Platz sagte Stellenbach jetzt:

„Der Herr Maier bleibt lange aus."

Herr Themler, der zweite Commis, bejahte, und setzte hinzu: „Er muß vielleicht noch weitere Gänge thun."

„Ich fürchte es," brummte Stellenbach, „und fürchte noch mehr, so fruchtlos wie die ersteren."

Der Commis hörte anscheinend nicht, aber er

legte die Hand auf ein Pack geöffneter Briefe neben sich, und sah mit einem eigenthümlichen, fragenden Blicke nach Stellenbach.

„In Gottes Namen," sagte dieser, „wir wollen uns diesen Zeitvertreib machen, und sehen, wie viele unserer Sendungen abermals zur Disposition gestellt worden sind, bis endlich Herr Maier ohne Geld, und mit abschlägigen Antworten, aus der Stadt zurückkommt."

Themler nickte, aber dieses Nicken erschien bedenklicher Art zu sein, und konnte etwa bedeuten: „Ja, ja, Du hast recht."

Dann referirte er, und es war allerdings kaum möglich, daß schlimmere Erfolge an den Tag hätten kommen können.

Sämmtliche Sendungen von Lederwaaren waren zur Disposition gestellt worden, mit Ausnahme einer nicht sehr bedeutenden Lieferung von Juchten, welche man angenommen hatte.

Was das Türkisch-Roth betraf, so theilte dasselbe, zum größten Theil wenigstens, das Schicksal des Leders, und nur einige kleine und unbedeutende Sendungen von gefärbten Stoffen waren angenommen worden.

Diese in den letzten Tagen eingelaufenen Nachrichten versinnlichten so ziemlich den Verlauf der

kaufmännischen Geschäfte, welche Stellenbach gemacht hatte, seitdem er die Fabrik begonnen.

Am Anfange hatte Tzarogy, als Muster, seine Proben verschiedenartiger Ledersorten in die Welt geworfen, und in der That waren nun eine ganz unglaubliche Menge mehr oder minder bedeutender Aufträge eingelaufen.

Stellenbach war stillselig, da ihm eben diese farbigen Leder vom ersten Augenblicke an, wo er derselben ansichtig geworden, an's Herz gewachsen waren.

Tzarogy triumphirte und vergrößerte sogleich die Fabrik mit bedeutendem Kostenaufwand.

Dann begann man zu arbeiten, und nachdem man die Aufträge effectuirt hatte, erhielt man jene süßen Briefe, in welchen es hieß:

„Die Qualität der Waare ist nicht nach Wunsch," oder: „sie entspricht unseren Erwartungen nicht," — „ist nicht nach Probe," „läßt viel zu wünschen übrig" 2c.

Daß die Qualität der Waare nicht „nach Probe war," davon konnte man sich in der That schon hinlänglich in Wellenfeld selbst überzeugen, denn das zurückgebliebene Fabrikat, in Farbe und Glanz zwar vollkommen den Proben ähnlich, war

brüchig und fast vollständig unhaltbar, sobald es auf irgend eine Weise verarbeitet worden war.

Stellenbach hatte für sich und Frau Catharina aus selbst fabricirtem Saffian, ein paar rothe Pantoffel fertigen lassen, und als der Schuster dieselben überlieferte, hatte er gesagt: „Das hält den Stich nicht."

„Was soll das bedeuten?" fragte ihn Stellenbach.

„Es schlitzt, es reißt aus, wenn man es stechen thut," versetzte der Mann.

Tzarogy zog mitleidig lächelnd die Schulter: „Diese Bauernschuster haben von je nur ihr starkes Rindsleder unter der Hand gehabt. Eine Sylphide und eine Stallmagd müssen auf verschiedene Art behandelt werden," sagte er.

Indessen legte Frau Catharina ihre Sylphidenpantoffel am zweiten Tage schweigend ab, und Stellenbach, der in den seinigen vorsichtig und wie auf Eiern umherschlich, folgte einige Tage später nothgedrungen ihrem Beispiele. Sie waren, trotz der schonendsten Behandlung, buchstäblich in Fetzen gegangen.

Tzarogy versprach, eigenhändig neue zu fertigen, welche ein halbes Jahrhundert halten wür-

den, aber es kam nicht dazu, da ihn wichtigere Geschäfte in Anspruch nahmen.

Sein Semilor, welches eine treffliche Farbe hatte, ließ sich indessen nur äußerst schwierig verarbeiten, und das Türkisch-Roth entsprach ebenfalls der gehegten Erwartung nicht.

Bezüglich des Semilors correspondirte er mit den Fabrikanten, um denselben Mittel und Wege an die Hand zu geben, seine Legirung ductil zu machen. Aber man schrieb ihm zurück, daß wenn man alle die von ihm vorgeschlagenen Behandlungsweisen anwenden wollte, sein Metall fast so theuer als ächtes Gold kommen würde.

Tzarogy verwunderte sich über die Ungeschicklichkeit der europäischen Arbeiter, und sagte, daß die Indianer, Chinesen, Perser, und selbst seine Freunde, die Menschenfleisch genießenden Neger der Goldküste, hundertmal bessere Arbeiter wären.

Hinsichtlich des Türkisch-Roth aber gestand er zu, daß man im Rechte sei. Es war indeß das Wasser die Ursache des Nichtgelingens, und er schloß sich in sein Laboratorium ein, um Versuche zu dessen Verbesserung anzustellen. Würden diese nicht vollständig gelingen, so versprach er, eine neue Quelle zu erbohren, welche Wunder wirken würde.

Ungeachtet aller dieser „kleinen" Mißstände arbeitete man wacker fort, und verfertigte brüchiges Leder, unbrauchbares und strengflüssiges Semilor, und anstatt Türkisch-Roth eine mißfarbige rothgraue Farbe, bisweilen freilich ein wenig besser, durchschnittlich aber, des Wassers halber, schlecht.

„Den Muth nicht verlieren," sagte Tzarogy, „fortarbeiten wie toll! Ein Etablissement, in welchem ein Hammer still, ein Tiegel, eine Pfanne kalt steht, ist im Rückschritt begriffen. Vorwärts durch Dick und Dünn!"

Was Stellenbach anlangt, so begann derselbe von jenen so außerordentlich angenehmen Nächten nähere Kenntniß zu bekommen, in welchen schlaflose Stunden auf so reizende Weise mit lieblichen Träumen wechseln.

Soll-und-Haben-Träume, welche wohlthätige Schweiße über uns ausgießen, die weder vom Blute noch vom Magen kommen, sondern aus dem leeren Geldbeutel aufsteigen, oder höchstens vom Nervensystem bedingt werden, vom Nervus rerum, der, schwindend und immer schmächtiger werdend, uns süße Hallucinationen vorspiegelt von Hunger und Kummer, vom Bettelstabe und vom Schuldthurme.

Angenehme, reizende Träume von Capitalien,

die zum Teufel gegangen sind, und von laufenden, acceptirten Wechseln, welche leider nicht zum Teufel laufen, sondern mit treuer Anhänglichkeit stets wieder zu uns zurückkehren, präsentirt von beschnittenen und unbeschnittenen Mitmenschen, in Begleitung von Häschern und der liebenswürdigen Dame Gant.

Die Einrichtung der Fabrik hatte immense Summen gekostet, da einmal Alles großartig begonnen, auf der andern Seite alle Maschinen nach der Angabe Tzarogy's hergestellt wurden, oder wenigstens neu und unbekannt waren, und deshalb neue Modelle erforderten.

Dann war die Fabrikation mit aller Energie betrieben worden, und nachdem dies Alles ungeheure Summen verschlungen hatte, blieben die erwarteten Rimessen aus dem einfachen Grunde aus, den wir oben erwähnten: der Disposition halber.

Stellenbach hatte sich, wie man zu sagen pflegt, bedeutend engagirt, das heißt, er hatte den größten Theil seines baaren Vermögens in sein Unternehmen gesteckt, und jetzt, in dem Augenblicke, wo wir ihn an seiner Feder kauend im Comptoir gefunden, ergab die Bilanz einen bedeutenden Saldo zu seinen Ungunsten.

Tzarogy war abgereist. Er hatte an anderen Orten nachzusehen, anderen Freunden mit Rath und That an die Hand zu gehen, und als er geschieden, hatte er freundlich lächelnd gesagt:

„Alles ist im besten Gange, die kleinen Mißhelligkeiten, unvermeidlich bei jedem neuen Unternehmen, werden sich von selbst heben, und wenn ich wiederkomme, wird Alles anders aussehen.

Es hatte fast den Anschein, als wenn das in Wirklichkeit so werden sollte, denn Stellenbach hatte Verpflichtungen zu lösen, aber keine baaren Mittel; alle Schritte, welche er gethan, solche herbeizuschaffen, waren fehlgeschlagen, und als an jenem Abend Herr Maier aus der Stadt zurückkam, geschah dies ebenfalls mit leeren Händen.

Das Gerücht hatte seine schlimme Lage noch vergrößert, und seine Freunde blieben die alten, sie schätzten und liebten ihn sehr, aber leider war im Augenblicke ihre eigene Casse — — doch das sind alte Geschichten, die alle Welt zur Genüge kennt.

Das waren die geschäftlichen Verhältnisse Stellenbach's.

Die Verhältnisse der Familie unter sich und die Beziehungen zu den Nachbarn waren etwa folgende:

Frau von Stellenbach waltete ruhig und still im Hause, und that nicht dergleichen, als bemerke sie irgendwie das nicht Vorwärts-, oder besser: das entschiedene Abwärtsgehen der Geschäfte ihres Mannes.

Da es aber durchaus unmöglich war, daß sie nicht sehen sollte, was eigentlich offen zu Tage lag, so fing dieses ruhige Schweigen an, für Stellenbach von Tag zu Tag unheimlicher zu werden.

Genau so still und scheinbar theilnahmlos war sie bei der Gründung des Geschäfts gewesen, sie, die sonst die entschiedenste Gegnerin von dergleichen gewesen.

Frau Catharina war ein Engel, aber, wie das nicht anders sein kann, blos stellenweise. Ein langes, geduldiges, gütiges Schweigen war sonst ihre Sache nicht, und wird diese Eigenthümlichkeit auch bei anderen Erdenengeln nur äußerst selten angetroffen.

Eben so wenig aber pflegte die Frau von Stellenbach irgend eine Mißbilligung lange, innerlich grollend, bei sich herum zu tragen, und dann plötzlich mit Intensität zu explodiren.

Diese Eigenthümlichkeit soll häufiger vorkommen, als das gütige, geduldige Schweigen, aber,

wie gesagt, es war nicht die Sache der Frau Catharina.

Stellenbach zerbrach sich daher den Kopf, was dies sonderbare Benehmen seiner Frau zu bedeuten haben konnte, und da er sich gewissermaßen im Unrecht wußte, und sich Vorwürfe machte, so verdoppelte er seine Aufmerksamkeit gegen sie.

Frau Catharina antwortete mit einer sorgsamen Zärtlichkeit, wie in den ersten Tagen ihrer Ehe, und las seine Wünsche aus seinen Augen.

Nun waren freilich beide Gatten in dem Alter, von welchem man zu sagen pflegt, daß es über die Thorheiten der Liebe hinaus sei.

Stellenbach aber wußte, daß nichts falscher ist, als diese Behauptung, er wußte, daß es vielleicht ein Alter giebt, in welchem man das Glück und die Süßigkeit der Liebe hinter sich hat, und welchem blos der Schmerz und das Herbe desselben geblieben ist, und daß dieses Alter nicht selten begierig diesen herben Liebesschmerz aufsucht, eben weil die Thorheit getreulich bei ihm ausgehalten hat.

Aber ganz abgesehen davon, daß kaum je ein eifersüchtiger Gedanke in seine Seele gekommen war, so war diese verdoppelte Zärtlichkeit Frau Catharina's der schlagendste Beweis, daß nicht

etwa eine andere Neigung sich in ihr Herz geschlichen, und sie so nachsichtig oder so unachtsam auf ihre Umgebung gemacht hätte.

Ein Mann, der sich eine (Herzens-)Untreue vorzuwerfen hat, verdoppelt seine Aufmerksamkeiten gegen seine Frau.

Eine Frau aber, in ähnlicher Lage, sucht sich damit zu entschuldigen, daß sie fortwährend Parallelen zieht zwischen den guten und schlimmen Eigenschaften des in Ruhe gesetzten, und des activen Freundes, und da diese Vergleichungen natürlicher Weise stets zu Gunsten des zweiten ausfallen, so wird der erste nach Kräften gemaßregelt und geknöchelt.

Es stellt sich durch diese Beobachtungen heraus, daß auf Erden ein Leben wie im Paradiese sein müsse, wenn alle Männer den schweren Entschluß fassen würden, untreu zu sein, und die Frauen ihrerseits den viel leichteren, stets treu zu bleiben.

Trotz allen diesen Dingen, welche Stellenbach mehr oder weniger klar waren, blieb ihm aber dennoch das Benehmen seiner Frau vollkommen unverständlich, und er beschloß die Aufklärung einem der langweiligsten, aber häufig auch der zuverlässigsten Mittel, der Zeit zu überlassen.

Was Ludwig betraf, so hatte derselbe, als er

auszog, Johanna zu suchen, ohne die Sohnespflicht im mindesten zu verletzen, indessen mit Bestimmtheit geschrieben, daß er nicht von Johanna lassen, und nicht eher nach Hause zurückkehren werde, bis er sie gefunden, oder bis alle diese, aus einer unbekannten Quelle geflossenen Mißstände gehoben sein würden.

Stellenbach war dies zum Theil nicht unlieb, da es ihm doppelt peinlich gewesen wäre, seinen Sohn als ständigen Zeugen stets wachsender schlimmen Verhältnisse um sich zu haben.

Mit Vorland war man nicht mehr zusammengekommen, und natürlich eben so wenig mit Frau Franziska.

Es waren im Uebrigen tolle Gerüchte über den Besitzer von Vorlandsberg im Umlaufe. Man erzählte sich, daß er demnächst in den Besitz eines enormen Reichthums gelangen, und auf den Ruinen seiner alten Burg ein fabelhaftes Schloß aufbauen werde.

So viel war indessen richtig, daß er fast fortwährend beschäftigt war, Pläne, vorzugsweise Façaden, zu zeichnen, und deren bereits eine große Menge gefertigt hatte, welche an Schönheit, Zweckmäßigkeit und modernem Schwunge

jene erste, in dem Brief an Fuchs beschriebene, noch weit übertrafen.

Ueber den Weg, auf welchem Vorland zu solch großem Reichthum gelangen werde, geben vielleicht die Schicksale Taubensieber's einige Aufschlüsse, wenn gleich nicht auf die Weise, wie solches der geehrte Leser vermuthet.

Kein Mensch in der Umgegend, vielleicht mit Ausnahme Stellenbach's, der genug mit sich selbst zu thun hatte, zweifelte innerlich mehr daran, daß Taubensieber mit Hülfe Tzarogy's plötzlich in den Besitz einer beträchtlichen Baarsumme gekommen sei, und mit derselben sich in eine andere Gegend begeben habe, um seine so leicht erworbenen Reichthümer dort ungestört und mit Gemächlichkeit zu verzehren.

Tzarogy, hierüber befragt, zog die Schulter, und gab vor, nichts von der Sache zu wissen. Daß man ihm aber nicht glaubte, bewiesen zahlreiche Löcher und Gruben, welche man allenthalben in Wald und Feld eingegraben fand, und welche dem Hoffen und Streben der ländlichen Bevölkerung, ihr Schäfchen ebenfalls in's Trockene zu bringen, ihren Ursprung verdankten.

Was endlich Keltenschmidt betraf, so war der-

selbe einmal in Wellenfeld gewesen, und hatte das Lob Tzarogy's mit vollen Backen ausposaunt.

Der Graf hatte ihm, auf die uneigennützigste Weise, für ein paar Dutzend kleine Diamanten, von denen noch dazu einige Flecken hatten, mehrere große Steine vom reinsten Wasser gegeben, und hatte lachend gesagt: „Wenn Sie Werth auf solchen Plunder legen, so sollen Sie Ihre kleinen Dinger auch wieder haben. Aber zuvor will ich dieselben zusammenschmelzen. Mir ist's einerlei, und Ihnen macht das Vergnügen. Es ist kein Gegenstand!" — —

Einige Tage nach dem fruchtlosen Versuche Herrn Maier's, des Commis I., Geld in der Stadt aufzutreiben, erschien plötzlich und gänzlich unerwartet Ludwig in Wellenfeld.

Stellenbach war erfreut und erschrocken zu gleicher Zeit.

Er umarmte ihn daher zärtlich, sagte aber hierauf:

„Kommst Du, mir Vorwürfe zu machen? Ach, ich fürchte, Du hast nur zu viel Recht dazu."

„Das hat kaum je ein Sohn in einem ähnlichen Falle," versetzte der junge Mann, „indessen weiß ich Alles, ja ich hoffe, vielleicht mehr, als in der That wahr ist, denn das Gerücht

vergrößert fast immer in solchen Dingen. Aber ich komme einerseits, weil ich Nachrichten von Johanna habe, die mich vorläufig zufrieden stellen, auf der andern Seite aber bin ich hierher gereist, um mich in Deiner schlimmen Lage Dir zur Disposition zu stellen."

Wider Willen mußte Stellenbach lächeln.

„Wenn Du wüßtest, mein liebes Kind," sagte er, „wie mich dieser verwünschte Ausdruck: „zur Disposition stellen" seit einigen Monaten plagt und zwickt, und wie diese hundsföttische Disposition mich beinahe ruinirt hat, hättest Du vielleicht ein anderes Wort gewählt. Aber nun Du da bist, kommt ein ganz anderer, neuer Geist über mich, und es will mir scheinen, als könne jetzt noch Alles gut werden — erträglich wenigstens. Doch jetzt komm mit zu Deiner Mutter!"

Neue Räthel aber tauchten auf, als Frau Catharina ihren Sohn erblickte.

Sie warf sich laut schluchzend und wehklagend in seine Arme, und begann sich anzuklagen als die Quelle alles Unheils, welches die Familie betroffen.

Das Herz der Mutter hatte die Zunge der Frau gelöst, welche freilich wohl ihre Schuld

erkannt, diese aber bisher zu entschuldigen und zu sühnen suchte.

Jetzt aber übertrieb sie dieselbe, und während Ludwig sie schmeichelnd zu beruhigen suchte, rief endlich Stellenbach:

„Aber liebe, alte Franziska, wahrhaftig in Gott, sage mir, was das bedeuten soll! Wie in aller Welt kannst Du denn die Schuld tragen an den schlechten Geschäften, die ich gemacht? Hast Du denn jemals nur ein einziges Wort darein gesprochen, einen Rath gegeben, einen Wunsch geäußert?"

Sie erwiderte ihm, daß das eben das Schlimme und ihre Schuld sei. Dann klagte sie sich des Hochmuths und der Eitelkeit an, und erzählte, wie ihr Tzarogy eine vornehme Braut versprochen für Ludwig, eine Fürstin oder so etwas dergleichen. Das habe sie vollständig geblendet, und er habe sie gewissermaßen mit solcher Vorspiegelung bestochen, daß sie stillgeschwiegen und nicht Einsprache gethan, wenn nicht gegen das Unternehmen, doch wenigstens gegen seine allzu große Ausdehnung.

Auf der andern Seite habe sie Vorland schnöde behandelt, so daß sich der gutmüthige,

aber leicht reizbare Mann sofort zurückgezogen habe.

„Das mag zum Theil die Ursache sein, weshalb sich Vorland so eigenthümlich benommen hat," sagte Ludwig. „Die ganze ist es nicht. Da hast Du schon ein gutes Stück Trost, Mama. Ich kenne den Alten. Im Falle er sich allein über Dich geärgert, hätte er mir das wohl gesagt, scheltend und polternd vielleicht, aber nicht in der Weise, wie er gegen mich aufgetreten. Irgend eine Teufelei ist dabei auch im Spiele, und ich lasse mich hängen, wenn dieser verwünschte Tzarogy nicht auch dabei die Hand im Spiele hat. Aber wir werden das erfahren."

„Im Anfange," sagte jetzt Stellenbach, „war es mir ordentlich unheimlich, als ich Deine scheinbare Theilnahmlosigkeit an allen meinen Einrichtungen sah, und ich konnte mir nicht denken, was das zu bedeuten haben sollte. Später suchte ich mir einzubilden, Tzarogy habe Dich von den ungeheueren Vortheilen überzeugt, welche die Fabrik uns bringen würde. Aber eigentlich glaubte ich das nie recht, da ich Deine Abneigung gegen dergleichen zu gut kannte, aber ich täuschte mich wissentlich selbst. Das kommt öfter vor, und hat viel Unheil in der Welt angestiftet! Ich aber

habe jetzt einen festen Entschluß gefaßt. Morgen stelle ich alle Arbeiten ein. Es ist ein treffliches Sprüchwort: Wer A sagt, muß auch B sagen! Ohne Zweifel soll es aber nicht bedeuten, daß, wer einmal eine Dummheit gemacht hat, eine ganze Reihe von dergleichen nachfolgen lassen muß. Wir haben vieles Geld verloren, aber wir sind noch nicht verarmt. Summen, welche ich noch in der Stadt stehen habe, werden später flüssig werden, und ich werde mit ihnen die Posten decken, welche ich jetzt auf Wellenfeld aufnehmen will, um die verwünschten Wechsel zu bezahlen und einige andere Verpflichtungen zu berichtigen. Maier ist ein gewandter und ehrlicher junger Mann. Er und Du, Ludwig, werden mir helfen Alles zu klären und zu ordnen."

„Nein," versetzte Ludwig, „die Geldgeschichten überlasse ich Dir und Maier. Ich verstehe verzweifelt wenig von dergleichen, und zudem will ich mich auf's romantische Fach werfen. Ich will sehen, ob es bei meinem guten zukünftigen Schwiegervater noch rappelt, ich will den Grund dieses Rappels auszukundschaften suchen, der, ich ahne es, wahrscheinlich höchst abenteuerlich ist, und vor Allem will ich diesem Tzarogy auf die Spur

kommen, der alle Welt verrückt gemacht hat, und selbst halb Narr, halb Gauner zu sein scheint."

In diesem Augenblicke sah man Keltenschmidt und Taubensieber sich mit raschem Schritte dem Schlosse nähern, und bald darauf traten sie ein, Beide in ersichtlicher Aufregung.

„Ich komme, verehrtester Herr Baron," rief Keltenschmidt, „Sie von einem abscheulichen Betruge in Kenntniß zu setzen, den man mir gespielt hat, und zugleich, um Sie zu warnen, damit Sie nicht ebenfalls das Opfer eines solchen werden!"

„Und ich," sagte Taubensieber, „komme, um Ihre Hülfe in Anspruch zu nehmen, oder vielmehr Dieselben ganz gehorsamst um Ihren Schutz zu bitten, im Falle man es versuchen sollte, mich abermals in unwürdige Fesseln zu schlagen."

„Sie setzen mich in das höchste Erstaunen," erwiderte Stellenbach, „wer strebt Ihnen nach, wer will Sie in Fesseln schlagen? Wir wissen, daß Sie sich im Besitze eines bedeutenden Vermögens befinden, und dieses bisher im Auslande in behaglicher Ruhe verzehrten, warum haben Sie Ihren, ohne Zweifel angenehmen Aufenthalt verlassen und sind hiehergekommen, wo ein böser Geist Alles in Verwirrung gebracht hat?"

Taubensieber schnitt eine so furchtbare Fratze,

daß ein plötzlicher Gedanke in Stellenbach aufstieg, und er machte deshalb eine fragende Geberde gegen Keltenschmidt, welche dieser sogleich verstand und beantwortete, indem er lachend sagte:

„Nein, Herr Baron, er ist im Augenblicke nicht mehr und weniger verrückt, als er es von jeher war. Auch ist er noch derselbe Lump wie früher, und hat keinen Heller im Vermögen. Aber der einfältige Teufel hat sich närrisch gestellt (und ich glaube, es war ihm ein Leichtes), um in den Besitz von ungeheuern Schätzen zu gelangen, welche ihm Seine Hochgeboren der Herr Graf Tzarogy vorgeschwindelt hat, und während dieser große Gauner unter der Hand das Gerücht verbreitete, als sitze Taubensieber in irgend einem fremden Lande, schwelgend und prassend, befand er sich in Wirklichkeit in den Klauen des Herrn Doctor Stillsinger, der ihn mit gekochten Rüben und allerlei zweckmäßigen Medicamenten speiste.

Heute Nacht nun ist er durchgebrannt, und hat Manchetten, daß Stillsinger ihn reclamirt!"

„Ja," rief Taubensieber kläglich, „es ist so, wie er sagt, und ich habe gewissermaßen ein Recht auf den Schutz Euer Hochwohlgeboren, indem ich als ein Opfer der Treue und Anhänglichkeit für Sie und Dero Familie gefallen bin. Jener Hoch-

verräther lockte oder schickte mich, so zu sagen, in jenes höllische Narrenhaus, weil er mit Recht fürchtete, daß ich Sie, verehrter Herr Baron, vor seinen Tücken warnen wollte."

Häufig von Keltenschmidt unterbrochen, erzählte nun Taubensieber seine Schicksale, welche wir bereits zur Genüge kennen, und fügte dann klagend hinzu, daß er weder bei den ihm befreundeten Bauern in Wellenfeld, und eben so wenig in seiner früheren Wohnung eine Zuflucht gefunden habe, und deshalb gezwungen gewesen sei, noch in der Nacht sich zu Keltenschmidt zu flüchten, bei welchem er mit dem Grauen des Tages eingetroffen sei.

Stellenbach suchte ihn zu beruhigen, versprach nöthigenfalls mit dem Director zu sprechen, und setzte hinzu:

„Kaum glaube ich aber, daß Sie etwas zu fürchten haben. Wie die Sachen stehen, muß er Ihnen gegenüber allen Skandal zu vermeiden suchen, und wird zufrieden sein, wenn er seine übrigen vier Schutzbefohlenen wieder unter Schloß und Riegel hat!"

„Das mag er thun," rief Taubensieber heroisch, „ehe ich aber wieder die Schwelle jenes verwünschten Hauses betrete, stürze ich mich lieber in die

Hammer- und Pochwerke von Euer Gnaden Etablissement."

„Das müßte heute noch geschehen," versetzte Stellenbach. „Morgen, denke ich, wäre es zu spät."

Die Geschichte Keltenschmidt's war einfacher. Längere Zeit hatte derselbe sich an dem Glanze der von Tzarogy erhaltenen Diamanten im Stillen erfreut, vor einigen Tagen aber hatte er beschlossen, einen derselben zu verkaufen.

Er war in die Stadt gegangen und bot den Stein einem Juwelier an, der ihn belobte, aber im Augenblicke sich nicht in der Lage befand, einen derartigen Einkauf zu machen.

Der zweite Juwelier gab ihn schweigend zurück.

Der dritte wog denselben, schüttelte den Kopf, und nahm dann eine Steinfeile zur Hand, mittelst welcher er ohne sonderliche Mühe eine Kante des Steins abfeilte.

Der Stein war falsch, die übrigen waren es ebenfalls, und das Einzige, was Keltenschmidt noch einigermaßen tröstete, war, daß alle drei Juweliere einstimmig versicherten, nie eine bessere Imitation gesehen zu haben, und daß sie beinahe ebenfalls getäuscht worden wären.

Schlimm war freilich, daß er wirklich sich

hatte täuschen lassen, und es schien, als kränke ihn das so sehr, als der Verlust seiner Diamanten selbst.

„Es bleibt die Diamanten-Geschichte aber immer eine eigenthümliche," sagte Stellenbach, „denn meines Wissens ist es der erste eigentliche Betrug, den dieser Tzarogy ausgeübt hat. Von mir hat er keinen Groschen erhalten, und zuverlässig hätte er bedeutende Summen von mir ziehen können, wenn es in seinem Plane gelegen hätte."

„Ich glaube, daß es ihm in diesem Falle mehr darum zu thun war, einen so ausgezeichneten Kenner, wie den Herrn Keltenschmidt, hinter's Licht zu führen, als einen Vortheil zu erringen," sagte Ludwig. „Im Pferdehandel, und wohl auch bei Kunsthandelschaften, betrachtet man es ja gewissermaßen als eine Art Ehrensache, sich gegenseitig zu betrügen."

„Das sind saubere Ehrensachen," rief Keltenschmidt heftig, „Prellereien und weiter nichts. Aber etwas ist schon daran, wie Sie meinen. Er versuchte es auf allerlei Weise, mich anzuführen, und setzte meine merkwürdigsten Raritäten jämmerlich herunter.

Stellen Sie sich vor, daß der elende Mensch meine selbstfressende, selbstverdauende, und später

das Unaussprechliche ebenfalls selbst mit dem Verdauten in's Werk setzende Ente schlecht machen wollte. Meine Ente, das größte mechanische Kunstwerk auf der Welt, die Perle in der Sammlung des seligen Professor Beireis.

Die Haferkörner, welche Sie ihr in den Schnabel stecken, bleiben friedlich dort liegen, sagte der unverschämte Mensch. Hinten aber bringen Sie vorher etwas Entenkoth durch ein unter dem Flügel angebrachtes Thürchen in dies Automat, und das Uhrwerk im Innern vervollständigt dann die unanständigen Possen.

Er ist selbst unanständig dieser Tzarogy, aber nicht meine Ente, die er jedoch, nachdem er sie hinlänglich heruntergemacht, mir dennoch abhandeln wollte. Ich gab sie ihm aber, Gott Lob, nicht, auch die indianischen Waffen nicht, an welchen er ebenfalls allerlei zu tadeln und zu mäkeln hatte, und endlich gleichfalls haben wollte. Ja, ich war im Begriff, ihm einige gelinde Grobheiten zu appliciren, als er mich da plötzlich mit den verwünschten Diamanten wieder versöhnte. Der elende Hund! Verzeihen Sie!"

Nachdem man endlich Keltenschmidt hinlänglich bedauert und Taubenfieber tröstende Versprechungen gegeben, entfernten sich Beide, und Ludwig

erklärte, daß er morgen ohne weitere Umstände sich zu Vorland begeben wolle.

Dann zeigte er seinen Eltern ein Briefchen von Johanna, welches er in der Stadt, indessen ohne Postzeichen, erhalten hatte.

Es lautete einfach:

Mein theurer, theurer Ludwig!

Ich weiß, daß Du ausgezogen, mich zu suchen, um zu erfahren, ob es mir nicht schlimm ginge, und mir zu sagen, daß Du mich ewig lieben würdest. Das Letzte wußte ich längst und würde das Gegentheil nicht glauben, wenn Du mir es auch selbst sagen würdest. Was das Zweite betrifft, so geht es mir außerordentlich gut, und wenn Du bei mir wärst, wollte ich gar nicht mehr von hier fort. Aber ich hoffe, daß wir bald zusammenkommen, denn der Vater fängt an andere Gedanken zu bekommen, und die guten Leute, bei denen ich bin, sind ganz auf unserer Seite. Mehr darf ich Dir nicht sagen. Daß der Brief aber ächt, hast Du am geheimen Zeichen schon längst gesehen. Tausend und hunderttausend Male küßt Dich Deine Dich ewig liebende Johanna.

„Was ist das für ein geheimes Zeichen, von dem das gute Kind spricht?" fragte Frau Catharina.

Ludwig drückte den Brief lebhaft an seine Lippen.

„Ich weiß selbst nicht," sagte er, „warum mich diese Erinnerung an unsere Kindheit jetzt so erfreut, ja fast rührt. Zur Hofmeister- und Gouvernantenzeit correspondirten Johanna und ich häufig, und das zwar meist heimlich, weil unsere Tyrannen unter allerlei nichtigen Vorwänden unsere Briefe lesen wollten, und wohl auch, weil verbotene Früchte süßer schmecken. Zum Theil trug Gretchen Sendelbach unsere Correspondenz, häufiger noch versteckten wir dieselbe aber an zum Voraus bestimmte Plätze. Jenesmal aber kam ich auf den Gedanken, ein Zeichen auf jeden Brief zu machen, welches bedeuten sollte, daß derselbe von allen äußeren Einflüssen frei, und weder von Hofmeister noch Gouvernante gelesen sei. Fehlte das Zeichen, so sollte dem Briefe nicht recht zu trauen sein. Sie hat's nicht vergessen, meine herzige Johanna, jenes kindische Liebes- und Aechtheitszeichen, und nun hat es in Wirklichkeit treffliche Dienste geleistet. Es zeigt mir, daß Niemand sie beeinflußt hat, als sie schrieb, hat man wohl auch ihre Zeilen gelesen."

„Wo steht's denn," sagte Frau Catharina.

„Nein," rief der junge Mann, das soll Niemand

erfahren! Selbst Du nicht, Mama, und wer weiß, ob wir es nicht noch einmal brauchen können im Leben, wenn wir schon Mann und Frau sind!"

„Vielleicht habe ich zur Zeit auch nicht das geringste Recht, danach zu fragen," antwortete Frau von Stellenbach, „aber ich will gut machen, was ich verbrochen!" —

Am andern Morgen ging Ludwig zu Vorland, und erfuhr schon, ehe er das Herrenhaus erreicht hatte, daß Frau von Vorland gestern abgereist sei. Er hoffte den Grund ihrer Abreise mit Johanna's Zurückkunft in Einklang bringen zu dürfen, und begab sich wohlgemuth zum alten Herrn.

„Darf ich eintreten," rief er diesem lachend entgegen, „oder werde ich wieder fortgejagt wie letzthin?"

„Nein," entgegnete Vorland treuherzig, „das geschieht nicht, ja, ich hätte Sie selbst gebeten, zu kommen, um Sie um Entschuldigung zu bitten und Ihnen allerlei Dinge von Wichtigkeit zu eröffnen. Es hat sich viel verändert. In ein paar Tagen kommt Johanna."

„Und gestatten Sie, daß ich sie sehen und sprechen darf?" sagte der junge Mann.

„Freilich, im Falle nämlich Ihre Eltern nicht dagegen sind."

„Meine Eltern wünschen unsere Verbindung so sehr wie ich selbst," versetzte Ludwig. Während aber Vorland etwas Unverständliches brummte, fiel das Auge Ludwig's auf die Wände des Zimmers, und er konnte einen Ausruf der Verwunderung nicht zurückhalten.

„Herr Jesus" rief er aus, „was haben Sie denn da, Herr von Vorland?"

Alle Wände der Stube waren nämlich mit den uns bereits bekannten Zeichnungen von Façaden bedeckt, welche zum Theil solche Ungeheuerlichkeiten boten, daß Ludwig, um sein Lächeln zu verbergen, sich denselben zuwenden mußte, und sie anscheinend eifrig betrachtete.

„Ja," sagte Vorland, „es geht Alles, wenn man nur will und nicht ganz ohne Talent ist. Ich hätte in meinem Leben nicht geglaubt, daß ich ein so firmer Architekturzeichner werden könnte. Sie sehen aber, es geht famos, und ist, unter uns gesagt, gar nicht so schwer, wie es aussieht. Die Pedanterie mit Zirkel, Lineal, Winkelmaaß und wie die Dinger alle heißen, hatte ich bald hinter mir. Ich habe mich emancipirt. Das heißt, mißverstehen Sie mich nicht, ein Lineal brauche ich immer noch, ich will nicht übertreiben, aber nur für außen herum. Wenn ich nämlich ein Schloß

oder eine Façade zeichnen will, so muß ich vor Allem wissen, ob dieselbe höher als breit, oder breiter als hoch werden soll. Demgemäß zeichne ich vier Linien, und jetzt hat das Lineal seine Dienste geleistet, und in dem durch dasselbe entstandenen Vierecke wird jetzt der Phantasie ihr Tummelplatz angewiesen, und Thüren, Fenster, Gucklöcher, Schießscharten und andere Sachen nach Herzenslust angebracht. Das Dach genirt nicht, es wird stets verzinnt, das heißt, nicht etwa mit Zinnplatten gedeckt, sondern mit Zinnen versehen, das ist das Feinste, und ich habe es schon so weit gebracht, daß ich drei Reihen von Zinnen hinter und über einander geschaffen habe.

Das läßt ungemein artig."

„Hier sehe ich," sagte Ludwig, „eine Façade, welche statt der Fenster lauter kleine Thürmchen, nach Art der Erker, hat."

„Gefällt Ihnen das?"

„Nun," versetzte der junge Mann, „es ist unbedingt genial und ganz neu!"

„Die Regel ist," sagte Vorland, „daß kein Thürmchen, an Ecke oder an Façade angebracht, größer als höchstens drei Fuß hoch ist, so daß ein ausgewachsener Kater bequem in demselben aufrecht stehen kann; eine größere Dimension macht

plump, was hier reizend und zierlich ist. Aber was sagen Sie zu den Thüren?"

„Ich bemerke, daß an dieser ganzen Suite von Plänen dieselben alle in der zweiten Etage angebracht sind."

„Weiter," rief Vorland, „weiter, hier sind wir bereits in der dritten, und hier selbst in der vierten Etage mit diesen Thüren. Diese Idee ist übrigens nicht von mir. Sie ist mir von einem Freunde an die Hand gegeben worden, den ich Ihnen aus gewissen Gründen jetzt noch nicht nennen will. Die Vortheile dieser Construction sind aber unberechenbar, sowohl in Bezug auf die Vertheidigung eines Schlosses oder einer Burg, als auch für eine Zeit, die demnächst kommen, und in welcher, wie mein Freund sagt, die Industrie einen ungeheuern Aufschwung erhalten wird.

In jeder halbwege anständigen Stadt werden alsdann alle Erdgeschosse zu Verkaufsläden eingerichtet werden. Bedenken Sie aber, welcher Ausfall an Miethzins durch die Thore und Thüren entsteht! Wir haben da in der Architektur in der That einen schädlichen Raum, wie die Physiker den ihrigen haben. Nach unserer Methode aber werden diese schädlichen Thür- und Thorräume nützlich gemacht, ebenfalls zu Läden eingerichtet

und theuer vermiethet. Droben in der vierten Etage, die ohnehin am wenigsten Miethe zahlt, sitzt die Thür. Sehen Sie wohl!"

„Freilich," erwiderte Ludwig; „wie zum Teufel kommen Sie aber nachher hinein?"

„Das ist das Geringste," sagte Vorland.

„Auf solche Kleinigkeiten hat der Architekt eigentlich gar keine Rücksicht zu nehmen. Man hat Häuser gebaut, in welchen man Küche, Keller, und gewisse andere, sonst ebenfalls für unentbehrlich gehaltene Localitäten vergessen hat, und die dennoch im ächten gothisch-byzantinisch-babylonischen Style aufgeführt sind.

Bei mir aber sind die Thüren da, und wer den festen Willen hat, kommt auch hinein. Die Hauptsache ist der Profit, der bei den Läden herausspringt. Im Anfange kann man sich übrigens mit Ziehkörben, mit Leitern und dergleichen behelfen.

Wenn es aber wirklich ein unabweisbares Bedürfniß ist, in ein solches Haus einzudringen, so wird der Menschengeist, mit Hülfe der Wissenschaft, bald andere comfortable Mittel erfinden. Aber jetzt von etwas Anderem. Wissen Sie, aus welchem Grunde ich mich mit solcher Energie auf die Architektur geworfen habe?"

Ludwig erwiderte, er habe sagen hören, Vorland sei Willens, an der Stelle, wo sein altes Schloß gestanden, ein neues aufzubauen.

„Sonst nichts," sagte Vorland, „haben Sie sonst nichts gehört?"

„Dunkle Gerüchte sind im Umlaufe, daß Sie in den Besitz eines bedeutenden Vermögens gekommen wären," versetzte Ludwig, „aber Näheres habe ich nicht erfahren."

Vorland sah ihn wohlwollend an, dann sagte er:

„Ich habe Sie von jeher gern gehabt, und da ich Sie, braver junger Mann, als meinen Schwiegersohn betrachte, und nun mit Ehren betrachten darf, so habe ich kein Geheimniß mehr vor Ihnen, und muß Ihnen gleich von vorn herein gestehen, daß es mir ausnehmend wohl gefallen hat, daß Sie der Johanna da so wacker nachgelaufen sind.

Ich war wohl ein wenig zu barsch, als ich Sie jenesmal so kurz beschied, aber — drüben in Wellenfeld — Ihre Frau Mutter besonders — kurzum, ich glaubte bemerkt zu haben, daß plötzlich das Geld — Sie wissen wohl, was ich meine."

„Ja," versetzte Ludwig, „aber das war der Grund nicht."

„Doch, sagte Vorland, „doch, und wie das so

plötzlich kam, wurde ich rappelköpfisch. Das Weitere wissen Sie; warum soll man unangenehme Dinge wiederholen und breitschlagen? Jetzt aber beginnt eine andere, eine schönere Zeit. Jene wunderbare Persönlichkeit, jener Ehrenmann, der bereits Jahrhunderte lang die Welt durchschweifte und, der Biene gleich, die Wissenschaft aus allen Kelchen sog, aus der duftenden Rose, aus dem tödtenden Schierling, und der allenthalben, wohin sein Blick sich wandte, Segen und Glück um sich verbreitete, machte meine Bekanntschaft. Gegen seinen Willen bestärkte er mich in meiner Abneigung gegen die Ihrigen, denn es beleidigte mich schwer, daß dieselben die Verlobung meiner Johanna mit Ihnen geheim hielten — —"

„Halt," fiel ihm Ludwig in's Wort, „ohne Zweifel sprechen Sie vom Grafen Tzarogy?"

„Warum soll ich Ihnen gegenüber das läugnen."

„Nun," sagte Ludwig, „in diesem Falle kann ich Ihnen verbürgen, daß der Graf zur Zeit, als er Sie besuchte, sehr gut, nur vielleicht zu gut, von meinem Verhältnisse mit Johanna unterrichtet war."

„Das muß ein Irrthum sein," rief Vorland, „es ist nicht anders möglich."

„Ich gebe Ihnen mein Wort, daß es so ist, aber bitte, fahren Sie fort."

„Wenn er es wußte, so hielt ihn ohne Zweifel die Bescheidenheit ab, davon zu sprechen, er wollte sich nicht in Familienverhältnisse eindrängen, aber hören Sie weiter. Die geheimen und nur wenigen Sterblichen bekannten Naturkräfte, welche jenem außerordentlichen Menschen zu Gebote stehen, setzten ihn in den Stand, eine Entdeckung zu machen, vermöge welcher ich plötzlich zum reichen Manne geworden bin."

Ludwig wollte etwas erwidern, aber Vorland hob die Hand zum Zeichen, daß er ihn aussprechen lassen möge, und fuhr fort:

„Während ich auf diese Weise vorwärts gekommen bin, ging drüben bei Ihnen Alles auf unbegreifliche Art den Krebsgang, und wie man sagt, hat mein alter Freund Stellenbach den größten Theil seines Vermögens, ja fast das Ganze verloren. Es muß die Sache ganz verkehrt angegriffen worden sein, denn wäre man nach des Grafen Vorschriften verfahren, so wäre das Unglück nicht möglich gewesen.

Nun aber die Sache einmal so steht, kann ich Ihnen, wie ich vorhin sagte, mit Ehren die Hand meiner Johanna geben. Ihr Unglück thut mir

leid, das brauche ich Ihnen wohl nicht zu betheuern, aber auf der andern Seite macht es mich unaussprechlich glücklich, daß mein Kind nicht als eine Bettlerin in Ihr Haus kommen wird."

„Das wäre ohnedies nicht der Fall gewesen, sagte der junge Mann, „aber erlauben Sie mir die Frage, auf welche Weise sind Sie durch Tzarogy zu diesem plötzlichen Reichthume gekommen?"

„Warum sollte ich Ihnen, meinem Schwiegersohne, das nicht sagen?" versetzte Vorland. „Vermöge der ihm inwohnenden, wunderbaren Kräfte hat er in den Ruinen meines alten, zerstörten Schlosses große Mengen edler Metalle entdeckt, aber seine Nerven waren bisher so angegriffen, daß es unmöglich war, erfolgreiche Nachgrabungen anzustellen. Sobald er indeß wiederkehrt, wird dies unfehlbar geschehen."

„Er wird nicht wiederkehren," sagte Ludwig ruhig.

„Sie zweifeln," rief Vorland, „und ich nehme Ihnen das nicht einmal übel. Aber ich werde Sie sogleich überzeugen. Sie erinnern sich doch noch jenes Faselhanses, des Taubenfieber? Wohlan! Tzarogy fand während eines Spaziergangs mit diesem Taubenfieber, und das zwar nicht einmal

sehr weit von meiner Besitzung entfernt, eben durch seine magnetischen Kräfte, eine bedeutende Summe in römischen Goldmünzen. Großmüthig, wie er ist, überließ er Alles Taubenfieber, der sich mit seiner Beute aus dem Staube machte, und im Auslande jetzt gemüthlich von seinen Renten lebt, da er fürchtet, hier einen Theil des Funds an die Behörden abgeben zu müssen. Der Graf hat mir, unter dem Siegel der Verschwiegenheit, dies selbst mitgetheilt, aber aus Discretion verschwieg er den Ort, an welchem der Schlingel, der Taubenfieber, gegenwärtig in floribus lebt."

„Ich kenne den Ort," erwiderte Ludwig, „es war die Irrenanstalt des Doctor Stillfinger, in welche Tzarogy den armen Teufel perfider Weise schickte. Aber er entkam gestern glücklich, und hält sich jetzt, nachdem er um das Fürwort meines Vaters gebeten, bei Keltenschmidt auf." —

Dann erzählte Ludwig, was der geehrte Leser bereits zur Genüge kennt, und Vorland, der in die Ehrenhaftigkeit Ludwig's keinen Zweifel setzen konnte, ließ mehr und mehr die Ohren hängen.

Endlich rief er wüthend:

„Ich erschieße den Hund, wie er sich wieder blicken läßt!"

„Es wird nicht so gefährlich werden," sagte

Ludwig lächelnd, „er kehrt kaum wieder. Suchen wir lieber wenigstens einen Theil dessen gut zu machen, was durch seine Schuld hier schlimm geworden, und nun wir uns verständigt, hält das vielleicht nicht so schwer, als es scheint."

„Mir scheint," versetzte Vorland, „als wären Sie, mein lieber Schwiegersohn, verständiger und klüger, als wir Alten — — Alle zusammen." —

Im Forsthause des Herrn Walter war bereits am Morgen eine vornehme Dame eingetroffen, welche, ohne aufgefordert worden zu sein, sich dem Förster als die Fürstin Alexandra Fedora Schtschetriff zu erkennen gab. Sie war in einer leichten Kalesche angekommen, welche sie bei sich behalten hatte, und der Kutscher erzählte Herrn Walter, daß die Dame hiehergekommen sei, um einem Verwandten ein Stelldichein zu geben, der wohl bald erscheinen würde. Ihre Pferde und den Wagen habe sie in der Stadt zurückgelassen, um, wieder dorthin zurückgekehrt, ihre Reise sogleich weiter fortsetzen zu können.

Da wir die Bekanntschaft der Fürstin bereits im Gasthause zum Riesen gemacht haben, so bleibt uns nur übrig zu sagen, daß sie sich hier mit derselben Leutseligkeit benahm, wie bei der wackeren Frau Veronika, ohne indessen die Eifersucht

der Frau Försterin Barbara zu erwecken, wie es im Riesen geschehen war, vielleicht schon aus dem Grunde, weil Herr Walter sich bald nach ihrer Ankunft in den Wald begeben, und erst am Abend zurückzukommen versprochen hatte.

Mit der Försterin unterhielt sich indessen die Fremde ausgezeichnet.

Sie besuchte dieselbe in der Küche und plauderte mit ihr, ohne ihr im mindesten im Wege zu sein, was schon einige Geschicklichkeit erforderte, und nach Tische brachte sie Frau Barbara zum gemüthlichsten Schwatzen, was indessen eben nicht allzu schwer hielt, da die gute Frau eigentlich selten Gelegenheit hatte, mit Personen ihres eigenen Geschlechts zu verkehren, und das eigentliche, regelrechte Plaudern mit solchen doch stets mehr Annehmlichkeiten bietet, als ein Gespräch mit Männern.

Die Fürstin Schtschetriff hatte daher bald so ziemlich genau alle Verhältnisse der Familien, die drunten im Flachlande lebten, erfahren, und während sie einige derselben offenbar großentheils schon kannte, und leicht über dieselben hinwegging, forschte sie bei anderen desto genauer, bisweilen lachend über den erhaltenen Bescheid, bisweilen bedenklich den Kopf schüttelnd, wie über eine

schlimme und dennoch nicht recht begreifliche Sache.

Eher, als er es versprochen, und ziemlich zeitig am Nachmittage, kam der Förster, und das zwar in Begleitung des Grafen, der, obgleich schon längere Zeit aus der Gegend verschwunden, doch heute plötzlich, und wie aus der Erde gewachsen, vor dem verwunderten Forstmanne stand.

Er trug die Kleidung eines vornehmen Mannes, der zu seinem Vergnügen eine Fußreise macht, und führte über der Schulter eine leichte Reisetasche, und als ihn der Förster, erstaunt über sein plötzliches Erscheinen, fragte, wo er herkomme, erwiderte er mit großer Unbefangenheit:

„Ich war ein wenig in Aegypten, lieber Herr Förster, und werde wahrscheinlich heute oder morgen dorthin zurückkehren, da ich Geschäfte dort habe."

„Teufel," sagte Walter, „Sie reden da von einer solchen Reise, als ob das ein Katzensprung wäre!"

Tzarogy zog die Schulter und versetzte:

„Für mich ist das kaum mehr, und dennoch ging ich nicht gern, da ich bei meinen vielen Geschäften jede Stunde hochhalten muß. Aber

eine Dame hat mir ein Stelldichein in Ihrem Hause gegeben, und da mußte ich wohl erscheinen.

Der Förster theilte ihm mit, daß seit heute Morgen in der That eine Dame bei ihm eingekehrt sei, und daß dies ohne Zweifel die Erwartete sei.

Tzarogy nickte. „Ich weiß es," sagte er, „sie schrieb ein paar Zeilen."

„Ihre Briefe laufen also auch so rasch, wie Sie selbst reisen?" versetzte der Förster mit ungläubiger Miene.

„Sie laufen nicht, sie fliegen," erwiderte Tzarogy. „Verbesserte Taubenpost! Begreifen Sie? Aber Ihnen, Herr Förster, habe ich eine traurige, schlimme, sehr schlimme Nachricht mitzutheilen, Etwas, das ich erst heute Morgen in Ihrem Forste erfahren."

Walter machte ein schiefes Gesicht, und drohende Falten zeigten sich auf seiner Stirn. Er hatte den Grafen nie recht leiden können, und obgleich er eine gewisse Scheu vor demselben nicht vollkommen verbergen konnte, so war er jetzt doch fest entschlossen, sich auf alle Fälle wacker seiner Haut zu wehren, wenn jener irgendwie schlimme Absicht hege.

„Was ist los?" fragte er trocken.

„Nichts ist los," sagte der Graf, „leider nichts.

Das ist eben das Malheur. Aber ich gestehe meine Irrthümer gern ein, wenn ich mich ja einmal wirklich täuschte. Stellen Sie sich vor, es ist nichts mit dem Salze in Ihrem Revier. Ich wiederholte heute einige zuverlässige Versuche, welche blos mir bekannt sind, und fand, daß ich nur die Ausläufe eines schofeln und nichtswürdigen Salzgypses vor mir hatte ohne alle Mächtigkeit und Bauwürdigkeit."

Der Förster hätte den Grafen umarmen mögen für diese Trauerbotschaft, und er that sich auch wenig Zwang an, sondern rief:

„Gott sei Dank! Und gesegnet sei diese schofle und nichtswürdige Salzgypslage, obgleich sie mir manche schlaflose Nacht verursacht hat!"

Der Graf schien ihn nicht zu verstehen, denn er sagte:

„Fassen Sie sich, lieber Mann, und im Falle Ihnen sehr viel daran läge, so könnte ich es vielleicht dennoch einrichten, ein paar Tage hier zu bleiben, wer weiß, auf was man da noch kommen könnte!"

„Nein," rief der Förster eifrig, „nein, thun Sie sich keinen Zwang an, und kommen Sie vor Allem auf nichts Neues. Es liegt mir mehr daran, als Sie glauben."

„Nun," sagte Tzarogy, „wie Sie wollen. In diesem Falle aber wäre mir's lieb, wenn Niemand während der paar Stunden, welche ich mich hier aufhalten werde, meine Anwesenheit erführe."

„Keine Katze soll etwas erfahren," rief der Förster, „verlassen Sie sich auf mich. Und jetzt gehe ich gleich selbst mit Ihnen nach Hause, denn wegen der Salzgypslage trinke ich heute ein Gläschen über den Durst." —

Als der Graf im Forsthause die Schtschetriff erblickte, kreuzte er die Arme über der Brust, und verneigte sich schweigend und so tief, daß die Försterin fast erschrak, weil sie so ungenirt mit einer so außerordentlich vornehmen Dame geplaudert hatte.

Diese sah den Grafen ebenfalls schweigend, aber mit nicht besonders freundlichem Blicke an, dann sagte sie ernst:

„Folgen Sie mir auf meine Stube," und zur Försterin gewendet, sagte sie halblaut:

„Bitte, sorgen Sie, daß uns Niemand stört."

Droben, in demselben Gemache, in welchem er bereits einmal den Bericht des Andreas Hall angehört, stand jetzt der Graf, ohne ein Wort zu sprechen und ohne eine Miene zu verziehen, der

Schtschetriff gegenüber, welche ihn ebenfalls schweigend und düster anblickte.

„Paul," sagte sie endlich, „Du weißt, weshalb ich hier bin?"

„Paul?" erwiderte Tzarogy, „Paul? Wer ist Paul? Wo ist Paul? Mit welchem Subjecte dieses Namens spricht meine erhabene Gebieterin?"

„Ich spreche mit Paul Müller aus — —"

„Halt," rief der Graf, „noch eine Silbe, und Julia Bertrand wird es bereuen, mit ihrem Herrn und Meister also gesprochen zu haben!"

Die Fürstin, oder unsere alte Bekannte Julia, sagte verächtlich:

„Herr und Meister! Die Zeiten, mein lieber Tzarogy, denn ich will Dich so nennen, da Du es durchaus so haben willst, die Zeiten sind vorüber. Ja, es gab eine Zeit, in welcher ich Dich allerdings als meinen Herrn und Meister erkannte! Tzarogy, eine Zeit, in welcher ich Dich anbetete. Jetzt sehe ich in Dir nur den Mann, der mir meine Jugend gestohlen, verbittert hat."

„Das klappt nicht," versetzte Tzarogy trocken. „Wenn Du mich angebetet hast, habe ich Deine Jugend versüßt und nicht verbittert."

„Ja, Räuber meiner Ehre und meiner Jugend," fuhr die junge Frau heftig fort, „die Zeiten sind

vorüber, in welchen ich mich als ein unwürdiges Werkzeug hingab, um Deine Betrügereien ausführen zu helfen, in welchen ich aus geheimen Verstecken eine Puppe sprechen ließ, oder in den Kleidern dieser Puppe Leichtgläubige täuschte.

Die Zeiten, in welchen ich unter den verschiedensten Verkleidungen Deinen Ruhm ausbreitete, und die Gehülfin Deiner Taschenspielkunststückchen war, die Du Wunder nanntest."

„Du bist reizend, selbst wenn Du zürnst," sagte Tzarogy verbindlich.

„Oh," rief Julia, „ich zürne nicht, aber ich muß Dir zeigen, daß ich nicht mehr Deine Sclavin bin, und daß ich Dich kenne."

Tzarogy lächelte:

„Du kennst mich nicht. Wer bin ich?"

„Laß mir gegenüber diese Possen," sagte die junge Frau mit geheuchelter Ruhe. „Du nennst Dich Tzarogy und hast Pässe auf diesen Namen, aber Du heißt nicht so. Du hast ihn blos angenommen, damit man Dich für den Grafen von Saint-Germain hält, der sich ebenfalls Tzarogy nannte, und ein Narr oder ein Betrüger war wie Du. Du hast Dir mancherlei Gegenstände aus seinem Nachlasse zu verschaffen gewußt und stellst diese zur Schau aus, damit Leichtgläubige Dich

für jenen halten. Schwört denn die alte Närrin, die Stiftsdame Fortenberg, nicht in der That darauf, daß Du wirklich jener längst verstorbene Germain seist, und auch andere Querköpfe drinnen in der Stadt hast Du angeschwindelt."

„Hm, es ist sonderbar, daß ich mir so vielerlei Dinge zu verschaffen wußte, die jenem armen, todten Grafen angehörten. Seine ganz besondere Fertigkeit im Violinspielen zum Beispiel, die Kunst, Diamanten zu schmelzen, und endlich die täuschende Aehnlichkeit mit ihm selbst."

„Höre," rief Julia, „was Diamanten betrifft, so spricht man da unten im Lande reizende Dinge von Dir. Du hast ja einen Mann, dessen Name mir entfallen ist, abscheulich angeführt, der Mann ist wüthend."

„Keltenschmidt heißt er," sagte Tzarogy ruhig. Dann langte er suchend wie nach einem vollkommen werthlosen Gegenstande in seine Westentasche, und brachte in einigen Griffen eine Anzahl Diamanten zum Vorschein.

„Da sind die Dinger," sagte er, „ich hatte bisher keine Zeit, sie zusammen zu schmelzen, und wenn er nicht warten kann, so schicke ich sie ihm wieder zu."

Julia schüttelte den Kopf und zog die Schulter,

als wollte sie sagen: Er ist unverbesserlich! Dann aber sagte sie ruhig und nicht mehr aufgeregt wie vorher:

„Lassen wir diese Dinge, aber sprich, wenn es Dir möglich ist, nur einmal die Wahrheit. Was bewog Dich, den Herrn von Stellenbach mit Deinen wahnsinnigen Plänen um einen großen Theil seines Vermögens zu bringen? Ich weiß bestimmt, daß, Du für Deine Person nicht den mindesten Vortheil dabei hattest. Sprich!"

„Du bist meine treffliche Schülerin," versetzte der Graf, indem er sich leicht verbeugte, „und Dir, so wie mir enthüllen sich alle Geheimnisse."

„Ich bitte Dich, gieb Antwort auf meine Frage!"

Der Graf schlug die Augen gen Himmel, und hob den linken Arm mit theatralischem Anstande. Dann sagte er mit Pathos:

„Länger als hundert Jahre bin ich bemüht, diese nützlichen Erfindungen in Deutschland und Frankreich einzubürgern — —"

Julia stampfte mit dem Fuße:

„Laß die Possen mit den hundert Jahren, gieb klare Antwort!"

„Nun," versetzte Tzarogy ruhig, „es mag auch wohl länger sein, ich bin nicht gewöhnt, nach

Jahrhunderten zu rechnen. Eine lange Zeit aber, nach Euren Begriffen, ist es wohl, daß ich diese meine Lieblingsidee zu verwirklichen suche."

„Ja," rief die junge Frau, „Du hast ähnliches Unheil, wie hier, in Wien, in Kassel, in Lyon, und wahrscheinlich auch noch an anderen Orten angerichtet, und hast stets vermögende Familien an den Rand des Verderbens gebracht."

„Die Versuche, welche ich ausführen lassen muß," versetzte Tzarogy, „erfordern bedeutende Summen. Ich bedarf mithin stets reicher Leute."

„Und das ist Alles, was Du mir zu sagen hast, und Du behauptest auf's Neue, mir gegenüber, Saint-Germain zu sein."

„Ja," versetzte Tzarogy ruhig, „vorläufig ist das Alles, wenigstens Alles, was Du begreifen kannst. Ueber mich aber mögen spätere Generationen richten. Die Gegenwart ist über großartige Erscheinungen stets ein befangener Richter, und würde jetzt irgend Jemand meine Geschichte schreiben, so würden die Leser kaum zufrieden sein mit den Motiven, die ich Dir gegeben habe."

„Das weiß Gott," sagte Julia unwillkürlich, und als wäre sie in der That wirklich eine unserer schönen Leserinnen. Dann trat sie zum Fenster und blickte hinaus in den frischen, lebendigen

Wald, als wolle sie ihrem Unwillen Zeit gönnen, sich zu legen.

Nach einer kleinen Weile, während welcher auch Tzarogy geschwiegen hatte, wendete sie sich wieder gegen ihn:

„Ich muß die Worte wiederholen, mit welchen ich begonnen. Du weißt, weshalb ich hier bin?"

Der Graf nickte schweigend, und sie fuhr fort:

„Du hast schlimme Dinge angestellt da unten in der Ebene, mache wieder gut, oder löse wenigstens den Bann, welchen Du über Menschen verhängt, die mir theuer sind."

„Ah," sagte Tzarogy spöttisch, „der junge Herr von Stellenbach! Es ist merkwürdig! Du hättest aber diesen lieben Ludwig haben können, wenn Du gewollt hättest. Seine Frau Mama erklärte die Fürstin Alexandra Fedora Schtschetriff für die passendste Partie von der Welt."

Eine dunkle Röthe übergoß die Wangen der jungen Frau.

„Ja," sagte sie dann, „aber die Buhlerin des Paul Müller hatte immerhin noch so viel weibliches Gefühl, um einen edlen jungen Mann nicht mit der Hand einer Verworfenen zu betrügen!"

„Ausgezeichnet," sagte Tzarogy höhnisch. „Wir kommen da auf einmal auf Tugend, weibliche Würde, Edelmuth, Entsagung und allerlei schöne Sachen, von denen lange nicht mehr die Rede war.

Beruhige Dich aber, der Bann, wie Du Dich ausdrückteſt, iſt gelöſt. Ich bin beſſer unterrichtet, als Du glaubſt, und beſſer als Du ſelbſt.

Stellenbach, der Narr, der die Goldquelle, welche ich ihm öffnete, nicht auszubeuten verſtand, hat heute für immer ſeine Arbeiten eingeſtellt. Er büßt ſein Ungeſchick mit einem Theile ſeines Vermögens, aber ich hoffe, und bin ſogar überzeugt, daß der, dem ich demnächſt meine Vorſchriften mittheilen werde, verſtändiger ſein wird.

Was das Landgänschen betrifft, Deine Nebenbuhlerin, meine ſüße Feindin, ſo iſt dieſelbe auf dem Wege zu ihrem Herrn Vater. Er hatte ſie einem Menſchen zur Aufbewahrung übergeben, der ein noch größerer Narr iſt, als er ſelbſt, und es unterliegt keinem Zweifel, daß das Beilager mit dem jungen Herrn, Deiner ſtillen Liebe, demnächſt vollzogen werden wird.

Der Herr Papa Vorland mag ein armer Teufel bleiben, wie er es bisher war. Ich ziehe, Dir zu Liebe, meine Hand von ihm ab, und

werde ihm keine Anleitung geben, die Schätze in seinem alten Schlosse zu Tage zu fördern."

„Weißt Du," fiel ihm Julia in's Wort, „daß der Mensch, den Du mit dergleichen Anleitungen in's Irrenhaus schicktest, entkommen ist, und sich bei aller Welt über Dich auf wenig schmeichelhafte Weise äußert?"

„Teufel!" rief Tzarogy unwillkürlich. Er schwieg einige Augenblicke, dann fuhr er gefaßt und lächelnd fort:

„Es hat nichts auf sich. Für das Erste werde ich freilich diese Undankbaren verlassen, aber nicht ohne Sorge zu tragen, wenigstens einen Theil des ungerechten Verdachts, welcher auf mir lastet, zu zerstreuen. Und Du?"

„Wenn es ist, wie Du sagst," versetzte Julia, „so gehe auch ich. Es ist dann nicht mehr nöthig, Dich anzuklagen bei Deinen Opfern. Aber ich gehe erst morgen, da ich Gewißheit wünsche."

„Ich gehe jetzt," sagte Tzarogy. Dann bot er ihr die Hand: „Julia, scheiden wir als Feinde?"

„Nein! aber wir scheiden!"

„Für immer?"

„Ja!"

„Julia Bertrand, gedenke der Zeit — —"

„Gehe, gehe!" rief sie heftig.

„Ah, also doch nicht für immer," sagte Tzarogy. „Also auf Wiedersehen!"

Einige Minuten später trat er aus der Försterei und verschwand, ohne sich umzusehen, bald darauf hinter den Stämmen der Bäume, und unsere Freunde in und um Vorlandsberg und Wellenfeld sahen ihn nie wieder.*)

Am andern Morgen verließ auch Julia das Forsthaus.

Der Förster hatte auf ihren Wunsch Erkundigungen eingezogen, und da sich die Angaben Tzarogy's bestätigten, war ihre Gegenwart nicht mehr nöthig. Wir vermuthen, daß sie sich in ihre Waldabtei zurückgezogen habe, sind aber für den Augenblick außer Stand, Auskunft über ihre weiteren Schicksale zu geben. —

Da in der vorstehenden wahrhaften und merkwürdigen Erzählung in geschäftlicher (leider wohl

*) Er starb in der Mitte der zwanziger Jahre, in einem Landstädtchen von preußisch Polen, als Director einer wandernden Schauspielertruppe, nicht ohne vorher durch seine unglückliche Leidenschaft, auf Kosten Anderer industrielle Versuche anzustellen, einzelnen Personen mehr oder minder Schaden zugefügt, und andere als Pseudo-Saint-Germain mystificirt zu haben.

auch in anderer) Hinsicht viel zu wünschen übrig blieb, und bedeutende Capitalien verloren gingen, ist es uns äußerst angenehm, in Bezug auf Moral und Gemüthlichkeit schließlich fast nur Gutes berichten zu können.

Indem wir uns nun die unvermeidliche Doppelhochzeit für ganz zuletzt aufsparen, sehen wir uns vorher ein wenig nach einigen unserer anderen Freunde und Bekannten um.

Keltenschmidt erhielt schon am folgenden Tage, nachdem Tzarogy das Forsthaus verlassen hatte, seine Diamanten zurück.

Die Sendung begleiteten ein paar freundliche Zeilen von Tzarogy, in welchen er sagte, er habe der Versuchung nicht widerstehen können, einem so ausgezeichneten Kenner, wie Keltenschmidt sei, ein Schnippchen zu schlagen. Leider aber sei sein Vorhaben, ihn dafür mit einem einzigen großen Diamanten zu überraschen, zu nichte geworden, da ihm bis jetzt die Zeit gefehlt habe, die kleinen Dinger zusammen zu schmelzen. Um nicht verkannt zu werden, sende er daher jetzt die Steine zurück, und käme er später wieder in die Gegend, so wolle er das Experiment in Keltenschmidt's Gegenwart machen. Die Erfindung sei schwer,

die Ausführung koste blos Zeit, sei aber sonst ein Kinderspiel.

Keltenschmidt pries jetzt die Ehrlichkeit Tzarogy's nach allen Kräften, verschwieg indessen das Versprechen wegen des Experiments, da er hoffte, in der Folge treffliche Geschäfte mittelst desselben machen zu können. Vorläufig aber kaufte er unter der Hand kleine und unreine Steine, wo er derselben habhaft werden konnte, um bei Tzarogy's Rückkunft sogleich mit hinreichendem Material versehen zu sein.

Einige Tage später erhielt Sendelbach von Tzarogy einen Stammbaum seiner Familie, und einige auf dieselbe Bezug habende Antiquitäten. Tzarogy lieferte dadurch den Beweis, daß es unserer Zeit nicht allein aufbehalten war, Alterthümer zu fälschen, sondern daß geschickte und anstellige Männer diese schöne und nützliche Kunst auch schon früher zu handhaben verstanden.

Sendelbach aber küßte die kostbaren Reliquien und verschloß sie sorgfältig in den Schrein, in welchem sich bereits das alte Schwert befand, und zeigte Niemandem seine Schätze.

Das Bewußtsein und der Besitz genügte ihm. Die Welt brauchte sein Glück nicht zu erfahren, ja er ward jetzt freundlicher im Umgange mit

Anderen, und stand noch fleißiger als vorher seinen ländlichen Arbeiten vor. Der liebe Gott hat verschiedene Kostgänger, sagt ein altes Sprüchwort, und in der That ist dies eine treffliche Einrichtung, da Noth und Hader noch größer werden würden, als sie bereits sind, wollten Alle aus einer und derselben Schüssel naschen.

Was die Tante Fortenberg anlangte, so schwur sie Stein und Bein darauf, daß der Graf der ächte Saint Germain sei. Als ihr endlich aber Niemand mehr widerstritt, da andere Scandalosa die Leute in der Stadt in Anspruch nahmen, kam eine gewisse, stille, wehmüthige Liebesseligkeit über sie, und sie gedachte des Verschwundenen als einer Art geheimnißvoller Jugendliebe.

Der Präsident begnügte sich, wenn von dem Grafen gesprochen wurde, diplomatisch zu lächeln, und Schlauköpfe merkten augenblicklich, daß er Mancherlei, ja wohl selbst Viel wußte, aber seine Gründe hatte zu schweigen.

Der Doctor Brunner schwieg bei ähnlicher Gelegenheit ebenfalls, aber er lächelte nicht, sondern zog die Stirn in mißliebige Falten.

Taubensieber überwarf sich mit seinem Freunde Keltenschmidt auf längere Zeit, indem er stets heftig über den Grafen schalt, während ihn jener

belobte. Indessen machte Stillfinger keinen Versuch, ihn in die Anstalt zurückzufordern; eine Unterredung aber, welche der Director zum Zwecke näherer Verständigung vorschlug, und zu welcher er ihn zu sich in die Anstalt einlud, schlug Taubenfieber hartnäckig und mit allen Anzeichen heftigen Abscheues aus.

„Ich habe einmal als ein halber Narr diese verruchte Schwelle betreten," sagte er, „und bin als ein Vernünftiger durch das Loch in der Mauer wieder in die Freiheit gekrochen. Ich wäre ein ganzer, ja ein doppelter Verrückter, wollte ich noch einmal an jene Pforte pochen."

Die Zusammenkunft fand aber auf neutralem Boden statt, und geleitet durch die Grundsätze der Discretion, verließen beide Theile der Ort vollkommen befriedigt.

Was die anderen mit Taubenfieber Entflohenen betrifft, so genossen bald alle wieder der väterlichen Fürsorge Stillfinger's.

Meikfel und Blend wurden bereits am folgenden Tage von den Bauern aufgegriffen, und ließen sich gutwillig in die Anstalt zurückführen, da Beiden die Scherze nur wenig behagten, welche die harmlosen Landleute sich mit ihnen erlaubten.

Schoribus hingegen wehrte sich hartnäckig. Endlich vor den Director gebracht, sagte er:

„Juris! was wollen Sie mehr. Meine ganze Narrheit bestand, wie Sie selbst sagten, darin, daß ich meine Facultät nicht nennen wollte. Ich nenne Sie jetzt, Juris! und wenn Sie wollen, noch zehnmal Juris. Utriusque sogar, wenn es Ihnen specielles Vergnügen macht. Aber geben Sie mich jetzt dieser meiner Facultät zurück, so wie dem Familienstande, welchen ich mir später zu gründen gedenke. Ich bin kein Narr mehr, ja ich bin selbst gescheidter als Sie, denn ich habe nachgegeben. Sie wußten den Haken so gut wie ich, aber Sie schwiegen. Der Gescheidteste giebt nach, wissen Sie wohl!"

„Schon die Arroganz, mit welcher Sie auftreten," sagte Stillsinger, „zeigt deutlich, daß Sie rückfällig, ja selbst bedeutend rückfällig sind, Ihres einfältigen Fluchtversuches gar nicht zu gedenken. Strix!"

„Marsch!" sagte Strix.

Die Sache war abgemacht.

Pribel war der Letzte, welcher eingeliefert wurde. Das unschuldige Landvolk hatte sich einige Tage hindurch an seinen Possen ergötzt, und er

wurde erst zurückgebracht, als man derselben überdrüssig geworden war.

Er wartete sogleich auf, als er Stillsinger's ansichtig wurde, und bemühte sich, mit dem zum Sitzen unentbehrlichen Theile seines Körpers, das Wedeln artiger und wohlwollend gesinnter Hunde nachzuahmen, wobei er mit höflichem Tone sagte:

„Ich bin der Rechnungsbeamte Pribel, Ihnen aufzuwarten, Herr Director."

„Nummer sieben!" versetzte der Director.

Und nachdem sich die Thür von Nummer sieben hinter Pribel geschlossen, schließt sich vor uns die Pforte des Irrenhauses ebenfalls, während jene von Hymens geheiligtem Tempel sich feierlich eröffnet.

Honni soit qui mal y pense! Nämlich dem, der denkt, daß der Tempel der Thorheit stets geschlossen, wenn jener Hymens geöffnet.

Einige Tage nach der Einstellung der Arbeit in Wellenfeld brachte Frau Franziska Johanna zurück. Es war ihr nicht vergönnt, eine einzige der architektonischen Zeichnungen ihres Vaters zu sehen, so begierig sie auch nach dessen Briefe auf dieselben war.

Der alte Herr hatte an einem jener reizenden kühlen Sommermorgen, welche in unserem lieben Deutschland leider bisweilen vorkommen und blos dem fetten, stets transpirirenden Theile der Bevölkerung erquicklich erscheinen, sich eine warme Stube mit seinen Plänen gemacht.

„Bauen wir denn ein Schloß, Papa?" fragte ihn Johanna.

„Kind," versetzte er, „wirf mir nicht alle meine Einfältigkeiten vor. Es war schon thöricht genug, daß ich Dich fortschickte. Vom Schloßbau schweigt von nun an die Geschichte."

Am Nachmittag ging man zu Stellenbachs.

Die Männer drückten sich die Hände und gestanden sich, daß sie Beide unrecht gehabt.

Die Frauen umarmten und küßten sich, und klagten über die schlimmen Zeiten, welche sie durchzumachen gehabt hätten.

Ludwig und Johanna endlich drückten sich die Hände wie die Väter, umarmten und küßten sich wie die Mütter, aber sie klagten nicht, sondern erzählten sich ihre Abenteuer, welche ihnen jetzt reizend erschienen, und fast unabweisbar nöthig zur Erhöhung ihres Liebesglücks.

Auch Andreas erzählte Gretchen oft und viel

von den merkwürdigen und unerhörten Begebenheiten seiner Fahrt mit dem jungen Herrn, und es will scheinen, als habe er sich bezüglich der alten Waldabtei einigermaßen verplaudert, oder in Widersprüche verwickelt, denn Gretchen sagte:

„Du hast da allerlei sonderbare Dinge erlebt und gesehen, wenn wir aber einmal Mann und Frau sind, werde ich's nicht leiden, daß Du wieder in den wüsten und garstigen Wald läufst. Einmal ist überflüssig genug.

Die Hochzeit der beiden Paare wurde an einem Tage und in einer Kirche vollzogen, und als Fuchs sich am Tage vorher, als eifrig gebetener und gern gesehener Hochzeitsgast in Vorlandsberg einfand, lief dem durch das Dorf Ziehenden die jugendliche Bevölkerung desselben nach, rufend:

„Schau nicht um, der Fuchs geht 'rum," was dem Alten großes Vergnügen bereitete, da er in der That sein bestes Fuchscostüm angethan hatte.

Dann zog der Friede ein bei allen unseren guten Freunden und Bekannten im Walde und auf der Ebene.

Und auch bei Dir, lieber Leser, kehre er dauernd ein, im Falle Du nämlich nicht etwa gesonnen wärst, mein Büchlein allzu schlecht zu machen.

Ende.

Druck von G. Pätz in Naumburg.

Im Verlage von Hermann Costenoble in Jena und Leipzig erschienen ferner folgende neue Werke:

Körner, Friedrich, Director an der höhern Handelsakademie in Pesth, die Weltgeschichte in Lebensbildern und Charakterschilderungen der Völker, mit besonderer Beziehung auf Cultur und Sitten. Ein Handbuch für Lehrer, erwachsene Schüler und Freunde geschichtlicher Bildung. 3 Bde. 8. broch. $2^2/_3$ Thlr.

Körner, Friedrich, Director an der höhern Handelsakademie in Pesth, die Bedeutung der Realschulen für das moderne Kulturleben. Für Lehrer, Schulvorstände und Freunde der Volksbildung. Zugleich eine Entgegnung auf Dr. Heiland's Schrift: „Zur Frage über die Reform der Gymnasien." gr. 8. broch. 16 Ngr.

Lippard, Georg, Die Quäkerstadt und ihre Geheimnisse. Amerikanische Nachtseiten. Fünfte Auflage. 4 Bde. 8. broch. 2 Thlr.

Lugomirska, Marianne, Thaddeus Kosciuszko. Historischer Roman. 4 Bde. 8. broch. $4^3/_4$ Thlr.

Möllhausen, Balduin, Das Mormonenmädchen. Erzählung aus den Zeiten des Kriegszuges der Vereinigten Staaten gegen die „Heiligen der letzten Tage" in den Jahren 1857 bis 1858. **Wohlfeile Volksausgabe.** Classikerformat. 6 Bde. broch. $2^1/_2$ Thlr.

Möllhausen, Balduin, Der Mayordomo. Erzählung aus dem südlichen Kalifornien und Neu-Mexico. Im Anschluß an den „Halbindianer" und „Flüchtling". 4 Bde. 8. broch. 5 Thlr.

Möllhausen, Balduin, Der Flüchtling. Erzählung aus Neu-Mexico und dem angrenzenden Indianer-Gebiet. Im Anschluß an den „Halbindianer". 4 Bde. 8 broch. $5\frac{3}{4}$ Thlr.

Möllhausen, B., Der Halbindianer. Erzählung aus dem westlichen Nord-Amerika. 4 Bde. 8. broch. 5 Thlr. $22\frac{1}{2}$ Ngr.

Möllhausen, Balduin, Palmblätter und Schneeflocken, Erzählungen aus dem fernen Westen. 2 Bde. 8. broch. $2\frac{1}{2}$ Thlr.

Neumann, H., Jürgen Wullenweber, der kühne Demagoge. Gedicht. 8. broch. 25 Ngr.

Perels, Emil, Handbuch zur Anlage und Construction landwirthschaftlicher Maschinen und Geräthe für Maschinenfabrikanten, Constructeure, für Studirende der Technik, polytechnische Schulen zu Vorträgen und für gebildete Landwirthe. In 7 Heften mit circa 80 lith. Tafeln. Lex.-8. Preis pro Heft broch. circa $1\frac{1}{3}$ Thlr.

Sckell, Karl August Christian, Großherzoglicher Hofgärtner zu Dornburg. Goethe in Dornburg. Gesehenes, Gehörtes und Erlebtes. 8. broch. 6 Ngr.

Stahl, Arthur, Ein weiblicher Arzt. Ein Roman. 2 Bde. 8. broch. 2 Thlr.

Stahl, Arthur, Ein Prinz von Gottes Gnaden. 8. broch. $1\frac{1}{4}$ Thlr.

Sternberg, A. von, Elisabeth Charlotte, Herzogin von Orleans. Ein biographischer Roman. 3 Bde. 8. broch. 4 Thlr. 27 Ngr.

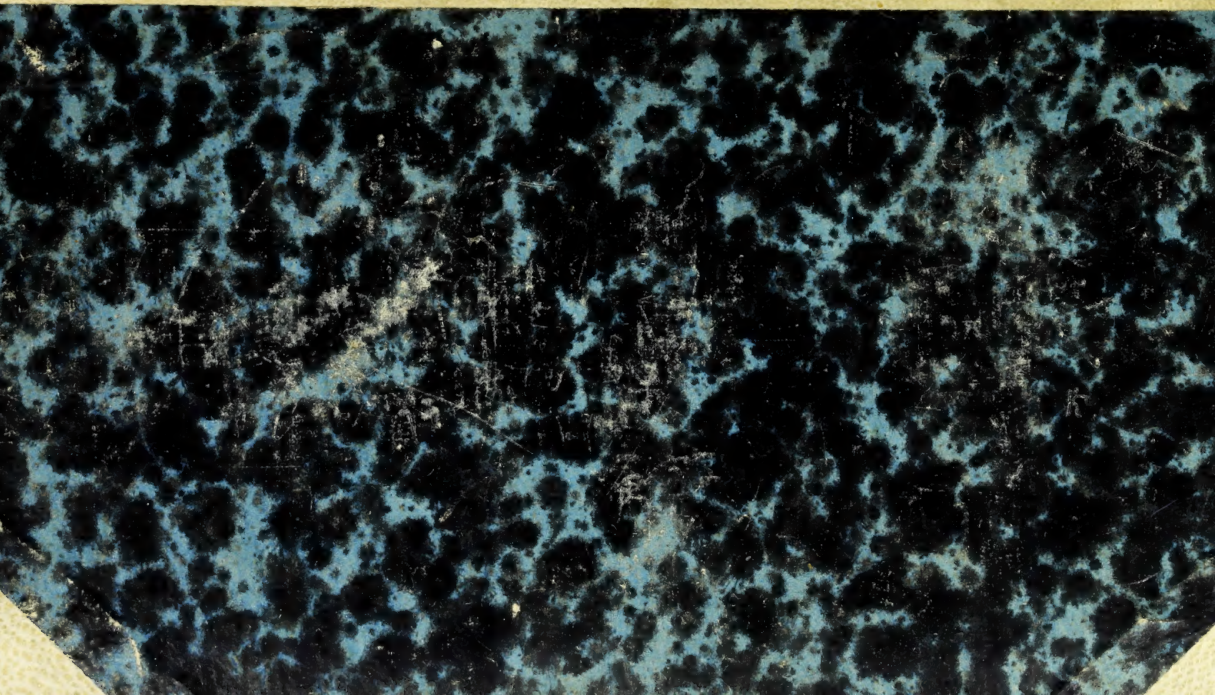
Sternberg, A. von, Peter Paul Rubens. Biographischer Roman. 8. broch. $1\frac{1}{4}$ Thlr.

Sternberg, A. von, Künstlerbilder. 3 Bde. 8. broch. 3 Thlr. 15 Ngr.

Sternberg, A. von, Kleine Romane und Erzählungen. 8. 3 Bde. broch. $3\frac{1}{2}$ Thlr.

Wallfahrt durch's Leben vom Baseler Frieden bis zur Gegenwart. Von einem Sechsundsechsziger. 9 Bde. 8. broch. $10\frac{1}{2}$ Thlr.

Wickede, Julius von, Ein deutscher Landsknecht der neuesten Zeit. Aus dem Leben eines Verstorbenen, nach dessen hinterlassenen Papieren bearbeitet. **Wohlfeile Volksausgabe.** Classikerformat. 3 Bde. broch. 2 Thlr.

Wickede, Julius von, Der lange Isaack. Historischer Roman aus der Zeit des deutschen Befreiungskrieges. 3 Bde. 8. broch. $4\frac{1}{2}$ Thlr.

106772